Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/nachdemsacrament01meye

Dr. Jüngling, Dorum.

Nach dem Sacramento.

Reiſebilder

eines Heimgekehrten

von

Carl Meyer.

Aarau,

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1855.

Ihr naht euch wieder schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
— — — — — — — — — — —
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Göthe.

RBR
Jantz
1150

Herrn

Heinrich Kurz,

der Philosophie Doktor, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Gewerbschule und Kantonsbibliothekar zu Aarau, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Berlin und mehrerer anderer gelehrten Vereine.

Wenn ich mir erlaube, den anspruchslosen Blättern meiner Reisebilder Ihren hochgeschätzten Namen voranzusetzen, so entnehme ich die Rechtfertigung meinen schönsten, mit demselben untrennbar verknüpften Jugenderinnerungen, die mir unvergänglich geworden sind.

Ich hatte das Glück, meine letzten Schuljahre unter Ihrer fürsichtigen Leitung zu verleben, aus der mir so manches, für das ganze Leben nachwirkende Schöne und Nützliche entsproß.

Genehmigen Sie dafür, so wie für jede mir von Ihnen zu Theil gewordene Gunsterweisung, den öffentlichen Ausdruck meiner aufrichtigsten Dankgefühle und die Versicherung meiner steten Hochachtung.

Ihr innigstergebener

Schüler und Freund

Basel am Palmsonntag 1855.

Carl Meyer.

Auf das Meer!

Das Reisen ist Leben, und Leben ist Reisen!
Wir reisen und gleichen den Pflanzen im Freien,
Die jährlich ihr frisches Ergrünen erneuen.
Uns nahen auf Reisen in tanzenden Reihen
Die heiteren Musen, den Geist zu erfreuen, —
Den Himmel auf Erden uns stets zu verheißen.

Ja Leben ist Reisen, und Reisen ist Leben!
Der Reisende schwebt über irdische Sphären,
Den Becher des Schmerzes lernt willig er leeren;
Und müßte er heute zur Hölle einkehren,
Ein künftiger Tag wird den Muth ihm bescheeren,
Der Noth und Gefahren entgegen zu streben.

Die verschiedensten Bilder gaukeln an seinem Auge und seinem Geiste vorüber, bis er endlich das große Ganze in seiner ganzen Herrlichkeit, aber auch mit all seinen Mängeln und Sünden, erfaßt hat. Nur der Reisende kann ein guter Recensent des großen Buchs der Welt sein!

Leben ist Glück, Reisen doppeltes, aber auch rascheres Leben und Glück, als es die eintönige gewöhnliche Lebensweise im heimischen Schlendrian von der Geburt bis zum Grabe sonst bietet, und es ist schön die Welt gesehen zu haben, bevor man — unter der Erde aufhört zu reisen, und beginnt zu sein.

Mancher reist schon in früher Jugend. Auf der stillen Kammer folgt der Knabe auf der Karte dem Wege, den seine durch die Lektüre aufgeregte Phantasie in die fernen Welttheile suchte; glücklich, wenn die spätern Jahre die jugendlichen Wünsche zu realisiren vermögen! Wie der Knabe, so reisen auch noch Tausende unserer Mitmenschen. In die Stube eingeschlossen, wühlen sie beim Scheine einer düstern Lampe in ihren Bücherhaufen, und nachdem sie sich blind gestöbert, nachdem ihr Körper allen Leiden freiwilliger Gefangenschaft erlegen, glauben sie die Welt zu kennen, glauben — kurz, gereist zu sein.

O der Armen! Geht hinaus in das bunte Gewoge der Welt, und ihr lernt in einem Jahre mehr, als euch die Bücherwürmerei eines ganzen Lebens einbringt! —

Wer reisen will, soll erst genau mit sich zu Rathe gehen, ob er auch die durchaus nöthige, tiefgewurzelte, zähe Reiselust besitzt, die ihn befähigt, Allem zu trotzen, was in der Erreichung seines Zieles hemmend auftritt; aber man hüte sich vor den Extremen, man fürchte die Reisewuth. Man handle, wie bei Allem, auch beim Reisen mit Vernunft, daß man nicht in die Kreuz und Quer, sinn- und geistlos dahin rennt, und am Ende zur Bemäntelung seines unsinnigen Treibens mit Münchhausischen Mährchen das Sprichwort bewahrheitet: **multum mentitur, qui multum vidit**, oder, wie Hebels Mann auf Reisen, in die Welt hinaus geht, bloß um etwas zu finden, daß es Einem „grusele".

Das Ziel wähle man nicht leichtsinnig; man denke viel, ehe man handle. Freilich, wem zu Hause Papa und Mama die Säcke vollgepfropft, den plagt das Gewicht der harten Thaler mehr, als die Sorgen für das Reiseziel; wer aber mit

geringen Mitteln, von seinem Muthe und Unternehmungsgeist getrieben reist, dem ist es von wesentlichem Werthe, welches Ziel er wählt. Das Reisen überhaupt kostet viel Geld, und das Reisen über Meer viel Mühe und Beschwerden; wer für All dies schnell und glänzend entschädigt sein will, der wähle sich ein Land, dessen Naturquellen noch Stoff genug zur Ausbeute bieten, ein Land, das noch wenig bewohnt ist, und einem Jeden ein freies Ausübungsrecht seines Berufes und der Arbeit gestattet, — ein neues Land.

Wohl ist ein noch wenig civilisirtes, ein erst im Entstehen und Entwickeln begriffenes Land, ein Neuland, ein Trödelmarkt menschlicher Gebrechen und Schwächen, auf dem die Abenteurer aller Welttheile sich gegenseitig mit ihrem Treiben und Handeln zu übervortheilen suchen; allein es ist auch ein Mährchenland, wo das Glück, wie von Gnomen und Kobolden Einem zugetragen, in goldenen Strahlen den Freudenbecher des Lebens füllt. Ein neues Land ist immer vorzuziehen. Man setzt mehr auf's Spiel, man hat aber auch mehr zu gewinnen. Schon die weite Seereise nach demselben ist zu unserm Nutzen; sie stählt unsern Muth und Unternehmungsgeist, und lehrt uns selbst aus der gefährlichsten Umgebung noch Vortheil und Angenehmes zu finden.

Also auf und zur See, wer sich entschlossen hat und die Kraft in sich fühlt! Aber nicht toll und blindlings in die Wogen des Lebens und die der See gestürzt, — ich habe gewarnt.

Wie oft kann man auf dem Schiffe stöhnen und seufzen hören: „Ach wäre ich doch zu Hause geblieben; eher todt möchte ich sein, als solche Angst aushalten!" — Ja! wäret ihr zu Hause geblieben bei den Milchtöpfen und Brodschränken der sorgsamen Mutter. Sie hatten euch von Vergnügungsreisen

erzählt, und nun seid ihr, die nie ein Wässerchen getrübt, der Spielball der aufgeregten Gewässer, und das muthlose Herz bebt, wie die Spitze des Bugspriets dort, das der Sturm zerknickt! Euch und Euresgleichen rufe ich nicht: auf und zur See!

Aber mit Euch kräftigen Gestalten, denen der Muth aus den Augen leuchtet, mit Euch will ich reisen. Kaum habt Ihr das wiederholte Ah! das Alpha der Seereise, unterdrückt, mit dem Ihr in starres Erstaunen versunken die unendliche Wasserfläche begrüßt, so kommt der tückische Meergott und rüttelt und schüttelt Euch, daß Leib und Seele ihren Dienst zu versagen drohen, und Ihr bleich und krank dahin schleicht. Die Seekrankheit rückt an!

Aber wie schnell ist sie bei Euch wieder vorbei. Sie hat Euch das Blut gereinigt; munter und hellauf klettert Ihr an Masten und Tauen umher und fallt immer wieder von Erstaunen in Erstaunen.

So schaut Ihr zum azurnen Gewölbe hinan, das sich vielleicht, nur von einigen Wolkenflöckchen bestreut, die keinen Kampf mit der aufgehenden Sonne wagen, ruhig über Euch hinneigt, und in der unabsehbaren Ferne in den Wasserspiegel niedersteigt, mit dem es sich zu verschmelzen scheint. Dann starrt Ihr wieder auf die Fläche des endlosen Naß, dessen Spiegel ein leises Lüftchen kräuselnd zu trüben versucht, und betrachtet die Furche, die weithin gezeichnet die Wunde malt, die der scharfe Schiffskiel, von den leicht angeschwellten Segeln gedrängt, dem Wasser geschlagen. Doch seht Ihr endlich auch einmal, wie am fernen Horizonte kleine dunkle Wolken erscheinen, die mit rasender Schnelligkeit anwachsen — dann hört Ihr bald fern und bald immer näher und näher den Donner

grollen; das Blau des Himmels verschwindet hinter einem finstern Wolkenschleier, der nur an einer Stelle, tief am Firmament den goldenen Durchbruch zeigt, aus dem, wie aus der Höllenpforte, der Wind mit vollen Backen in die Segel bläst, daß sie sich aufblähen, die Taue zusammen schlagen und Mast und Schiffswände schwirren, girren und knarren. Ein Kampf der Elemente will beginnen: der fürchterliche Sturm naht.

Kapitain und Steuerleute stehen ruhig an der Schiffswand, und beobachten sichern Auges den Kampf. Der Sturm wird heftiger, Donner und Blitze folgen sich Schlag auf Schlag über Euch, und unter Euch tobt die entfesselte See; haushoch treiben die drohenden Wellen empor, das Schiff mit sich in die Höhe schleudernd, und von der gefährlichen Höhe schaut Ihr geängstigt in den geöffneten Schlund der unbändigen Fluth. Da fühlt Ihr so recht wie klein Ihr seid!

Allein man wird sich auch ebenso schnell wieder seiner Größe bewußt, wie man in dem gewaltsamen Dahinstreben des Schiffes, — gleichsam in seinem Trotze den Triumph der Kunst über die Natur erkennt. Mit kaltem Blute schaut man dann dem ebenso großartigen als furchtbaren Schauspiele zu. — Wer hat nicht schon gewünscht, einen solchen Kampf der Elemente beobachten, — natürlich vom sichern Port aus beobachten zu können, zu sehen, wie es sauset und brauset und zum Himmel zischt der schäumende Gischt?!

Jetzt kann man seine Neugierde befriedigen, und was den Schwächling erschüttert und niederbeugt, erhebt den Muthigen. Ruhig hört er zu, wie der Donner immer weiter und weiter verhallt, schaut, wie das Feuer der Blitze erlöscht, der Sturm sich legt und die Wellen sich ruhiger und gleichförmiger wiegen,

scheinbar sich fortbewegend von ihrem Orte der Entstehung. Dieser rasche Wechsel neuer Erscheinungen und ihre Eindrücke verscheucht auch bald die letzte Spur von Aengstlichkeit, und eine Seereise kann selbst den Feigling muthig machen, wie den Matrosen, der dem Winde entgegenbetet oder pfeift.

Wenn man dann alle Erlebnisse auf der See, vom Herzentzücken bis zum Händeringen, hinter sich hat, und der Matrose vom Maste herab das bedeutsame „Land!" verkündet, erhält die Reise wieder neuen und erhöhten Reiz. Seien es die Eichen- oder Tannenwaldungen des Nordens, oder das tropische Grün des Südens, — seien es die mächtigen Städte der Civilisation oder die ärmlichen Bambushütten der Sonnenländer, — Alles bietet unserer Anschauung tiefen Genuß.

Endlich läuft das Schiff in den Hafen: Das ist ein Tag der Freude! Aber es ist auch ein sehr wichtiger Tag, der bei vielen eine Menge Bedenklichkeiten wecken muß. Doch — gut bedacht und schnell bestellt, bringt Jeden durch die Welt. Das große Kunststück besteht darin, daß man sich in die Verhältnisse des neuen Landes und in dessen Sprachen und Gebräuche hineinzuarbeiten suchen muß. Das zeitweilige längere Bleiben an einem Orte bietet dazu die Gelegenheit, wodurch man sich überdies in der Fremde heimischer macht, was in jeder Beziehung nur vortheilhaft sein kann. Heimische Gefühle sind in einem fremden Lande jedesmal die Vorboten des Glückes, aber auch die Mitläufer des wahren Reisegenusses, und beweisen, daß man die Einheit des Landes richtig aufgefaßt.

Hat sich der Reisende endlich die Welt in ihren verschiedenen Theilen heimisch gemacht, ihre Wunder vielfach geschaut und durch Sturm und Wind sein tiefes Wesen er-

weckt, — ist er durch sein Hinauskommen auch heimgekommen, — dann regt sich das Bedürfniß nach Ruhe und seiner „eignen Brust geheime tiefe Wunder öffnen sich."

Eine eigene, mit seiner Anschauungsweise vereinbarte Welt, eine neue Heimat, trägt er in seinem Innern, wo er so manche süße Klänge der Erinnerung wieder findet, wenn es ihm beschieden oder vergönnt ist, dieselbe einsam und stille zu durchforschen, zu ordnen oder geistig zu entäußern. Er erwirbt sich dadurch einen neuen Reisegenuß, und — Mittheilung, sagt Schiller, macht unsere oft geahnten Gefühle hell, deutlich und allgemein.

So will auch ich es versuchen, einen Theil meiner Reiseerlebnisse und Wahrnehmungen mit den daran geknüpften Ansichten, aus der Sparbüchse meines Gedächtnisses zusammenzuschütten und in Kürze mitzutheilen, nachdem schon so manches Fremdartige und Erinnerungstrübende darüber hinweggegangen, und sich die Reise bald zum Traume gestaltet hat. Doch möge Niemand darin etwas Anderes suchen, als die beschränkten, aus Liebe zur Natur gesammelten und in einen gemeinschaftlichen Rahmen zusammengestellten Tagebuchnotizen über, zum Theil schon öfters und von würdigern Federn gezeichnete Orte und Gegenstände, und die in ihrer mangelhaften Mittheilung vielleicht nur durch das individuelle Gepräge ihrer Auffassung das Interesse des Lesers anzusprechen vermögen. Möge dieses auch durch das beabsichtigte, spätere Erscheinen dieser Reisebilder nicht verringert werden, — ich glaube in der Darstellung darnach gestrebt zu haben!

I.

Nach dem Isthmus von Panama.

Ich hatte die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika durchreist, Bruder Jonathan in seiner Heimat kennen gelernt, und mich Anfangs Februar 1850 in New-Orleans nach dem Isthmus von Panama eingeschifft.

Eilig hatte unsere „Seelerche" den Golfstrom im mexikanischen Meerbusen überflogen und sich in östlichem Bogen Jamaika genähert. Die immergrüne Palmen-Insel lag wie ein zwischen Himmel und Meer schwebender Garten vor uns, und man freute sich auf einen Grog vom weltberühmten Jamaika-Rum, wie man sich vor Cuba auf das Aroma einer ächten Habana gefreut. Aber bald verhüllte sich das schöne Eiland in einen trüben Atmosphärenschleier, die Winde heulten, und die Seelerche wirbelte mit ihnen auf und davon durch die caraibische See und den Meerbusen von Darien nach der Mündung des Chagres, wo wir nach einer zwölf Tage langen, sturmreichen Seefahrt landeten.

Die Küstenfahrt im Meerbusen von Darien ist sehr dazu geeignet, dem Neuling allmälig das freudige Erstaunen zu steigern, das ihm der erste Anblick einer Tropenlandschaft gewährt. Aber auch das Bewußtsein, hier den Schauplatz der kühnsten Unternehmungen der ersten Entdecker dieses Landes vor sich zu haben, vermag eine seltsame Stimmung zu erzeugen. Dort auf der felsigen, spärlich bewaldeten Küste, wo Pedrario glaubte bei jedem Schritte Gold zu

finden, sich aber 1514 an dem ärmlich gekleideten Gouverneur Enciso von seinem Irrthum überzeugte, dort begab sich der 190 Mann starke, von den lockenden Aussagen des jungen Indianers ermuthigte Zug Balboa's auf die Entdeckungsreise nach der Südsee, an deren Küsten Spanien seine Goldhaufen vergrößerte, um, wie König Midas, darauf zu verkümmern. „Paremos aqui en el Nombre de Dios“*), sagte Nicuessa, als er in Puerto Bello landete, und nannte hierauf das von ihm erbaute Fort: Nombre de Dios, das nun als malerische Ruine seiner gänzlichen Verwitterung entgegen harrt. Und wieder erinnert man sich vor Chagres an die ein Jahrhundert später stattgefundene Einnahme des Fort St. Laurent durch englische Abenteurer, die hierauf den Isthums passirten, und unter dem Seeräuber Mongan Alt-Panama zerstörten. Geschichte und Natur, beide abenteuerlich und anregend, drängen sich hier dem Ankömmling bei jedem Blick und Schritt wunderbar entgegen, und die Phantasie schwebt leicht zwischen beide hinein, während das Schiff, vom leisen Ost getrieben, nach dem Ruheziele in die Bai gelangt, die blaue See — nein, ein gelblich-grünes, weites Feld von Fucus- und Varegh-Pflanzen durchfurchend, das in den warmen Gewässern dieses Meeres großes Gedeihen zu haben scheint. Die Pflanzen liegen dicht über einander gewuchert, und während neue kleine von unten ausbrechen, verfaulen die obern Schichten unter der Wirkung der Sonnenstrahlen zu einer schleimigen Masse, die einen üblen Seetang-Geruch verbreitet. Die ganze reiche Ernte, deren materieller Werth dem Industriellen in Gestalt einer

*) Wir erscheinen hier im Namen Gottes!

merklichen Jod-Atmosphäre entgegenduftet, und in welcher der Zoologe die niedere Thierwelt bewundert, geht unbeachtet zu Grunde, ihre Elemente in Luft und Wasser auflösend.*)

Und so geht es noch mit Manchem in dem Tropen-Paradiese, das der weißen Bevölkerung wie vom Todesengel verschlossen steht. Doch hat sie sich hier an diese Gestade hingewagt; aber sie eilet weiter, vom „gelben Fieber", dem unstillbaren Durst nach Gold getrieben, nach dem Lande ihrer Wünsche am stillen Oceane.

„Und alle Tage neue! Ja das ist ein Sporn!
Ueber Panama, über's Gebirg, um Cap Horn —
Sie kommen von hinten, sie kommen von vorn,
Sie kommen und wollen waschen!
Ich höre sie rutschen, ich höre sie ziehn —
Gold, Gold, Gold! . . . . . "

Jetzt hatte auch ich den Fuß an den Tropen-Erdrand gesetzt, und blickte erstaunt um mich her. Hinter dem riffigen, mit der Burg St. Laurent gekrönten Vorgebirge, liegt an einer vom Urwald begrenzten Halde, das Städtchen Chagres, in welchem einzelne Palmen mit ihrem Baldachin die kegelförmigen Bambushütten der Eingebornen beschatten. Der stille, das Städtchen vom Landungsplatze der Schiffe trennende Fluß war an seinen beiden Ufern dicht mit Kähnen oder Cayucas besetzt. Einige Segelschiffe schaukelten sich

*) In diesem vegetabilischen und animalischen Verwesungsakte liegt allein die Bedingung des üppigen Wimmellebens der Pflanzen und Thiere, das sich bis in den Tropfen Wasser erstreckt. Die Produkte der Fäulniß dienen den Pflanzen zur Nahrung, die durch ihren Athmungsprozeß den von den Thieren dem Wasser entzogenen Sauerstoff reichlich wieder ersetzen.

an ihren Ankerketten mitten in der 250′ breiten Bai, und mehrere andere lagen gescheitert an der felsigen Küste, als Zeugen der heftigen und gefährlichen Stürme, die öfters diese Gestade heimsuchen. Ein Dämpfer, zugleich Hotel und Krankenhaus, war unabläßig beschäftigt, Schiffe herein oder heraus zu buxiren.

Auf dem Landungsplatze vermehrte sich stündlich die bunte Auswanderungsschaar; die Stätte war mit Zelten übersäet, zwischen den Bäumen hingen Hängematten mit ermüdeten oder kränklichen zurückkehrenden Goldjägern, und einzelne Gruppen wildfremder Abenteurer, die weder in dem neu errichteten amerikanischen Brettergasthause, noch in irgend einem Zelte Unterkommen finden konnten, lagen im Schatten der Palmen umher. Freud und Leid, Jubel und Jammer gab sich auf allen Seiten kund. Die Sonne schien heiß, die Luft war schwül beengend, das Klima in dieser engen Bucht gefährlich und die Zeit kostbar. Nach und nach verschwanden die Cayucas flußaufwärts, mit ihnen die Menge der Auswanderer. Endlich liefen auch, mit Kalifornienmüden befrachtet, die Segelschiffe vom Stapel, und Chagres kehrte für einige Stunden in seine ursprüngliche Verlassenheit zurück.

Es war Abends 4 Uhr, als ich in Gesellschaft dreier deutschen Passagiere von der Seelerche in einem mittelgroßen, von zwei Eingeborenen, Vater und Sohn, geführten Cayuca, vom Ufer abstieß. Der Februar ist hier einer der schönsten Monate des Sommers, und so hatten wir ebenso herrliche als passende Tage, um die so beschwerlich geschilderte Landenge zu passiren. Sanft gleitete der vom plätschernden Ruder getriebene Kahn nach dem Innern des majestätischen Tropenwaldes, und bald von den mannigfaltigsten Gestalten dessel-

ben umgeben, verlor sich das bezauberte Auge in der geistreichen Unordnung einer exotischen Landschaft.

Gewiß erheischt es eine eigene Beherrschung, sich nicht von kindlichen Gefühlen zum Jubeln drängen zu lassen, wenn man nach leidlicher, langer Seefahrt den schwankenden Fuß glücklich aufs feste Land gesetzt; aber es erheischt eine doppelt große Kraft und Selbstverleugnung, diesen Drang zu unterdrücken, wenn man sich bald darauf in einer lachenden Tropengegend befindet, wo alles in seiner Neu- und Seltenheit reizend zur Seele spricht. Ich habe bei meiner Ankunft in Chagres nicht gefrohlockt, sondern mich ruhig bei Seite gestellt, um zu beobachten und einen flüchtigen Begriff von den fremden Sitten und Gebräuchen des neuen Landes zu erhaschen. Hier aber auf dem Flusse, mitten in der unbeschreiblich schönen Pflanzenwelt, machte ich meinem gepreßten Herzen Luft, und die Bewunderung, die sich nicht in Worten zusammenfassen ließ, äußerte sich in einer Kette von Exklamationen. „Man seufzt und stöhnt mit Ah! und Ach! glückseligen Gefühlen nach."

Die Gestade des Chagres sind anfangs niedrig und flach. Der Waldwuchs beschränkt sich hier auf die hohen und schlanken Palmen, von der Palma real bis zur Palmito mit ihren traubenartigen Früchten, und wo diese das feuchte Erdreich nicht beschatten, da füllen Gräser und Lilien der übrigen Monocotyledonen die Lücken aus. Die schwertartige Aloe und die rundblättrige Banane, auf der das eigenthümliche tropische Blattgrün in allen Nüancen spielt, drängen sich hart an den Saum des Flusses, mit ihren, in sanftem Bogen geneigten Blattspitzen, in dem blauen Naß nippend. Wasserlilien öffneten sachte ihre weichen Knospen, und die Blumen

blickten bei den Einen scheu durch die engen Ritzen der grünen Blumenhülle, bei den Andern entfalteten sie sich schon weit aus einander, und boten ihren honigduftenden Kelch den flatterhaften Naschern, den kleinen Flügelthieren dar. Sie erinnerten mich an junge Mädchen, die, sich kaum ihrer Bestimmung bewußt, dem Jüngling entgegen lächeln.

Dichter und dichter standen die saftgrünen Gewächse zusammengedrängt, je weiter wir uns von dem düstern Negerasyle entfernt hatten. Und mitten in das Dickicht senkte sich der zierlich schlanke Silberreiher, dem dichterisch gestimmten Bewunderer als der einzige Träger des Lichtes eines Tropenlandes erscheinend. *)

Mit der Erhöhung der Ufer zeigt sich eine größere Mannigfaltigkeit unter den Bäumen des Waldes. Die verschiedenen Gruppen der Myrtaceen, Bignoniaceen und Melastomen wechseln ab mit Acacien, Mimosen, Casien und Farbhölzern. Ueberall andere Formen an Stamm, Blatt und Blüthe. Capeen, Bignonien, Bauhinien und Aristolochien umwinden oder vereinigen das Ganze zu

*) Der Silberreiher ist der einzige Vogel unter den Tropen, der ein ungeflecktes weißes Gefieder hat. Sein abwechselndes Tauchen in die Gewässer und Emporschwingen in die glühende Atmosphäre erfordert dieses Sommerkleid, indem es, durchnäßt, durch den starken Reflex der Sonnenstrahlen um so rascher trocknet und das Thier vor zu großer Hitze und Erkältung schützt. Auch soll das weiße Gefieder nach der Aussage der Eingebornen dazu dienen, um die Fische anzulocken; wahrscheinlich durch die Brechung und Verbreitung des Lichtes, das der Taucher nach der Tiefe der Flüsse trägt. Im Winter bekleidet das Thier seine zartern Theile mit grauem Gefieder in Form einer Mantille.

einer organischen Scheidewand, die das Tageslicht kaum zu durchdringen vermag. Man möchte hinein in das wunderliche Gewirr, aber ein stachliges Netz hemmt schon den ersten Schritt. Alles was Wurzel schlägt, überwuchert Boden, Stamm, Aeste und Kronen. Das Zweigen und Verzweigen will kein Ende nehmen und, sowie die Winden ranken, so ranken die Gedanken. Die riesige Ceiba scheint einer Last von Agaven, Orchideen, Anthurium und Farnkräuter zu unterliegen, und gleicht einem wulstigen Rasenkoloß; aber die Sonne schafft auf ihren Aesten unzählig-farbige Blüthen, und den Koloß zu einem mährchenhaften Neujahrsbaume um. Vanillien und andere Luftschlingpflanzen spinnen an den am Ufer stehenden Bäumen empor, verhüllen Krone und Stamm mit einem grünen Schleier, und erzeugen, sich zusammenschnürend, zuweilen die drolligsten Waldgestalten. Die verschiedensten Blüthenzweige drängen sich zwischen ihnen hindurch dem Sonnenlichte entgegen, balsamische Düfte wehen vom Ufer herüber, und durch das Blätterdunkel der niedrigen Baumgattungen schimmern die Goldfrüchte der Citrone, der Goyava und Papaya. — Endlich bedecken hochstämmige Bambuse die Uferfläche, um bald wieder mit anderm Waldwerk abzuwechseln.

„So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie den Erden
Entwickeln tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten."

Der erste Tag unserer Fahrt ging zu Ende, und der Wald verlor nun auch seine monotone Stille. Der Hufschmied und Blechschläger, die eigentlichen Singdrosseln des Tropenwaldes, ließen ihre eigenthümlichen Stimmen hören; kreischende

Papageienschwärme vom Aras bis zum Paroquit, gefolgt vom Todo*), dem Wunderpapagei, flogen nach ihren Nachtstätten; bald knarrte der Tukan an seinem Pfefferabendbrod, und bald auch ächzte der Affe seinen Nachtruf. Wir bogen um eine Ecke; Gatun oder Philippi, das kleine Indianerdorf, mit seinen ärmlichen, aber sorgenlosen Einwohnern, lag vor uns. In der Mitte desselben flammte ein großes Feuer, das von lustigen Dirnen mit dem Zamakunka umtanzt wurde, einem Neu-Jahres-Tanz, der nicht geringe Sitten- und Gliedergelenksamkeit erfordert und seine wahre Heimat in der Wildniß hat. Es ist ein Ringen und ein Schwingen, um wahrlich aus der Haut zu springen, und bei dem man wohl sagen kann:

„Sans souci, so heißt das Heer
Von lustigen Geschöpfen;
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn sie auf den Köpfen."

Diese Philipper scheinen ihren Paulus noch nicht gehabt zu haben; auch würde sich schwerlich einer in ihre Reihen beim Nachtfeuer wagen, das mit seinen hochlodernden Flammen als das trefflichste Symbol der entbrannten Leidenschaft und Genußsucht einer halbwilden Tänzerbande erscheint.

Auch wir hatten hier am Ufer des Flusses ein Nachtfeuer angezündet, und bereiteten eines der Reisegerichte, die wohl geeignet sind, eine gesunde Eßlust zu befriedigen, aber nicht verdienen, beschrieben zu werden. Ein erfrischendes Bad im

*) Der Todo, ein seltener Vogel mit grünschillerndem Gefieder, dem die tropischen Schönen unbemerkt grüne Federn auszupfen, in der immergrünen Hoffnung, damit Liebesglück zu erzaubern.

Chagres ersetzte dabei die Erholung am Nachtische. Aber kaum hatten wir diese Wohlthat genossen, so scheuchte uns ein unheimlich aussehender Alligator zum Ufer zurück. Das arme Thier war ebenso überrascht als wir, und schwamm in aller Eile und Aengstlichkeit aus unserer Nähe. Als wir uns im engen Boote, in dem Prokrustesbett des braunen Fährmanns, zur Ruhe gelegt hatten, erschien der tropische Lagarto, der Kaiman, meinem Nachbar im Traume wieder, und erschreckte ihn so sehr, daß er die Flucht ergriff und durch einen Sprung über Bord im Wasser von Schreck und Traum befreit wurde.

Hat der Schlaf unter freiem Himmel so manches Unangenehme, und ist er auch nur zähen Naturen zuträglich, so hat er doch für den keine abenteuerliche Lage scheuenden Reisenden eine Wirkung, die alle Schattenseiten desselben weit zurückstellt. Der Gedanke ist mit der fremden Umgebung beschäftigt und verliert sich in allerlei Combinationen. Ein Ton, der plötzlich die Stille der Nacht durchzittert, spannt die Sinne auf's Höchste; aber er hat sich wieder in Ruhe aufgelöst und diese erzeugt neue erhebende Empfindungen. Unter diesem öftern Gedankenwechsel und Sinnenreiz ermüden wir, und der Wille, das Steuerruder unserer Seelenkräfte, führt uns endlich zu Morpheus herab. — Der Schlaf im Freien ist der große Tempelschlaf, in welchem die Stimme Gottes zu unserer Seele redet!

Mit dem dämmerungsschwachen späten Anbruch des Tages, der jedoch die Tropennatur nur allmälig aus ihrem Schlummer erweckt, traten wir unsere Weiterreise auf dem Chagres an. Vom milden Thau befeuchtet, hingen Blätter und Zweige schlaff von den bewaldeten Ufern herab, und die Blüthen an Winden und Bäumen waren halb geschlossen. Kein Laut er-

tönte aus Wald und Thal; aber kaum hatten wir eine Meile rudernd zurückgelegt, da vernahmen wir die verschiedensten Stimmen der gefiederten Waldbewohner, wobei ich mich überzeugte, daß selbst die Stimme des Ferrador's, des Hufschmieds, die oft des Tages über so gehörerschütternd sich kund gibt, des Morgens sanfter und modulirter ist. Vielleicht ist es die Feuchtigkeit der Morgenluft, die auf die Stimmritzen wirkt, vielleicht aber ist es der Zauber der Frühstunde, der auch die Tropenvögel zu melodischeren Herzensergießungen drängt, und sie lockend zum Chor vereinigt. — Endlich glänzten Sonnenstrahlen nach dem Waldesdickicht, und alles was gebeugt, geneigt und herniederhing, richtete sich im Tagesleben empor. Der Wald erwachte von seinem Morgentraume, der ihm den Schweiß, den perlenden Thau, über die Glieder verbreitet, und der Waldgesang verhallte immer tiefer im Hintergrunde und wurde von den deutschen Liedern, mit denen wir unsere Heiterkeit und den Frohsinn bezeugten, hoch übertönt.

Der Fluß, der einige Meilen unterhalb Gatun noch keine merkliche Strömung zeigt, und dessen, von der hohen Fluth des Golfstromes geschwellte Gewässer, bis dahin noch salzig schmecken, wird zehn Meilen oberhalb dieses Ortes schon reißend und, von vielen Sandbänken, Snaks oder Planters*) ver-

*) Entwurzelte Baumstämme, die mit den Wurzeln auf dem Grunde des Flusses festlagern, schief emporragen und zuweilen, unter dem Niveau des Wassers verborgen, nur vom geübten Auge durch die Strömung zu erkennen sind. Emporgehoben und abgesägt, werden sie Sanayers genannt. Auf dem Mississippi sind es die gefährlichsten Hinderniße der Dampfschiffe, an welchen sich jährlich viele das Haupt zerstoßen und buchstäblich zu Grunde gehen, wenn sie vor dem Kiele nicht mit einer

sperrt, für die Schifffahrt beschwerlich. Der Bootführer ist genöthigt das Canoe mit seiner Balanka zu stoßen, oder selbst im Wasser watend zu ziehen; Gefahr ist jedoch nur in der Regenzeit bei großem Wasserandrange oder dann, wenn man sich, wie es oft geschieht, zu sehr beilt, vorwärts zu kommen. Die Entfernung von Chagres nach Panama beträgt 90 Meilen; ich legte sie mit meinen Begleitern mit Muße in sechs Tagen zurück, um den Genuß einer Tropenreise vollkommen und allseitig zu erreichen.

Die Riviera, das Uferland, dehnt sich nun zu größern Grasflächen aus, auf denen sich kleine Indianerniederlassungen befinden, oder ist mit bewaldeten Hügeln besetzt, an deren Fuß sich schattenreiche, einladende Pfade dem Flusse parallel ziehen. — Besonders auffallend sind hier die vielen Nester einer Art Waldameise, oder Comajen. Es sind aus Rindensubstanz zusammengeklebte, 2—3 Fuß im Durchmesser haltende Kugeln, mit Wabenstruktur, die entweder am Fuße eines Baumes oder auch an Zweigen und Sträuchern angebaut sind. Von einem zum andern führen gesäuberte Ameisenpfade, die sich auch vielseitig durchkreuzen und wie das Straßennetz eines civilisirten Staates aussehen. Auf denselben bewegt sich der Ameisenzug, beflissen die Habgier und die mörderische Lust an den Blattläusen der Gebüsche, an den Zugehörigen der „Herren der Schöpfung", zu befriedigen. Der Fleiß dieser Thiere ist unermüdlich, sie erinnern lebhaft an die fabelhaften goldgra-

---

wasserdichten, vom übrigen Schiffsraum getrennten Kammer, dem sog. Snaks-room versehen sind. Auf dem Chagres wurde das erste kleine Dampfboot, das im amerikanischen Spekulationseifer zu eilig in den Tropenwald hineinhuschte, ein Opfer dieser Flußlanzen oder organischen Wasserungeheuer.

benden Ameisen der Aethiopier, in dem Lande, das heute von den Goldjägern aller Nationen überströmt wird. Man könnte das Treiben und Jagen dieser Raubthiere stundenlang beobachten, und immer würde man einen neuen Gang und Verkehr der Wimmelschaar wahrnehmen, die ein höherer Thierverstand zu regieren scheint, worüber Vogts zweiter Theil der Thierstaaten nähern Aufschluß ertheilen wird. — Aehnliche Kolonien bilden die Sandwespen, die denjenigen, der unvorsichtig die Ufer des Chagres betritt, nicht selten mit aller Wuth verfolgen und jämmerlich zerstechen. Die Sandwespe unterscheidet sich von den Comajen nur durch ihren giftigen Stachel, da sie zuweilen ihre Flügel verliert, während die Comajen im Alter mit solchen begabt wird. Es ist dies eines der wunderlichen Spiele der Natur, die sich unter den Tropen darin gefällt, das unbeschränkteste Walten und Schaffen an allen Schöpfungen, an Thieren und Pflanzen, schauen zu lassen, indem sie allerlei Metamorphosen und Abnormitäten erzeugt. Das gedankenreiche Wirken der „ewig waltenden Natur" selbst am Tage nicht errathen zu können, das scheint Zweck zu sein unter dem paradisischen Himmel,

„Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet
Und Ungesetz gesetzlich überwaltet."

Man erinnere sich nur an die Gia-Wespe, die einen Pflanzenzweig auf dem Leibe trägt; an das Schnabelthier; an die durch ihren genießbaren Blüthenboden beliebte Cajou-Nuß und an das gleichzeitige Vorkommen von Blüthen, grünen und reifen Früchten an einem und demselben Zweige. Die Traubenpalme ist vom Gesetze dazu bestimmt, ein Grashalm zu sein, und trägt zentnerschwere Früchte, die reif, ein ungeheures Conglomerat von Nüssen mit öligem Kern, und unreif, ein säuerliches Getränk liefern. Die Anfangs kriechende

Llane wächst zu einem Baume empor, der durch seine Schlingkraft die gewaltigsten Stämme zu erdrücken vermag; ihre als Zweige herabhängenden Enden dienen dem Eingebornen zu Tauen, oder er beschneidet sie, und stillt mit dem herausrinnenden wasserdünnen Safte seinen Durst. Und so scheinen die sonderbarsten Gebilde der Tropen auch dazu geschaffen zu sein, dem von Geburt aus auf seine nächste Umgebung angewiesenen Eingeborenen Nutzen zu gewähren.

Eine andere auffallende Erscheinung am Chagres sind die vielen Leguane, die durch ihr molchartiges häßliches Aussehen Abscheu erregen, bei den Eingeborenen aber ihres schmackhaften Fleisches wegen sehr beliebt sind. Wird der Leguan nach der gewöhnlichen Gebrauchsweise über dem Feuer gebraten, geschält und mit Reis gekocht, so kann das Fleisch kaum durch das einer sorgfältig gemästeten Henne übertroffen werden. Ebenso schmackhaft als nahrhaft sind seine weichgeschaalten, sehr viel Eigelb haltenden Eier, die in Salzwasser gesotten, oder an Schnüre aufgefaßt und an der Sonne getrocknet werden. Nicht selten sieht man den Eingeborenen mit einer solchen Eierschnur um den Hals, einem Stück Zuckerrohr in der Hand und einigen Unzen, in Bananenblätter gesottenen Reis in der Schürze, für einen ganzen Tag verproviantirt auf der Reise. Die Leguaneneier sind eines der beliebtesten Nahrungsmittel der Tropenwaldbewohner, und sie dürfen in der Vorrathskammer der Hausfrau nicht fehlen, wenn ihre Küche gut bestellt sein soll, denn, wie ihre schönen Gegenfüßlerinnen, so vermag auch sie ohne Eigelb den beliebten Reisauflauf und ihre Assietten nicht zu Stande zu bringen. Von gastronomischen Studien weiß sie natürlich nichts, und ebenso einfach wie ihr ganzes Haus, ist auch ihre Küche,

die, nebenbei gesagt, das einzige Gemach unter dem Blätterdache einnimmt. Gleich vor dem Eingang derselben erblickt man den, aus einem Holzklotze geformten Mörser, in welchem Mais oder Maniok zu Mehl zerstoßen wird, eine Arbeit, bei welcher der Hausvater sein Brod gewiß im Schweiße seines Angesichts verdienen muß, würde ihm die Sonne dabei auch nicht auf den nackten Rücken brennen. Und dieses Brod ist nichts anderes, als eine ungesäuerte, trockene Masse, der kaum ein Geschmack abzugewinnen ist, und die oft noch auf dem Metate, dem Reibstein, zerkleinert werden muß, bevor sich die Zähne daran wagen können. Im Innern des Raumes ist nichts hervorstechender als der von allerlei Hausgeräthen umgebene Altar, mit dem buntdekorirten Marienbilde, vor welchem die Hausfrau gemächlich ihre Mahlzeit bereitet. Der irdene Topf, in den sie nach und nach Wasser, Reis, einige Platanos und den gepriesenen Leguan einträgt, entwickelt bald dichte Dampfwolken, die den eßlustigen, aus dem Walde zurückkehrenden Familienangehörigen angenehm entgegenduften. Und während diese sich mit den Banquetas, den als Stühle dienenden Holzpflöcken, auf der vor der Hütte ausgebreiteten Manzas da Guangocha oder Seegrasdecke niederlassen, gelangt der Zaubertopf in ihre Mitte. Das Bananenblatt wird von demselbem abgehoben, und der Herenbrei mit den Knochenüberresten des zerkochten Leguans in die Calebassen vertheilt. „A su disposicion!“ heißt dann die an den Fremdling gerichtete freundliche Einladung der nackten, durch eine zehnjährige, kinderreiche Ehe zu einer lebenden Mumie reduzirten Wirthin, und sie findet sich verletzt, wenn er nicht zugreift, oder den Trunk verweigert, den sie ihm aus der Kokusnußschale anbietet, nachdem sie zuerst mit ihren wulstigen, welken

Lippen daraus genippt hat. „Me gusta mui bien“, muß seine Antwort lauten, sobald er den ersten Bissen heruntergezwungen hat, und — ich müßte eine Unwahrheit sagen, wenn ich das Gericht tadeln wollte. Ansprechender sind immerhin die aus den verschiedenen Saftfrüchten bereiteten Getränke. Nebst der Chicha, dem allgemein bekannten Tropenwein und dem Frangollo-Punsch, ist das aus dem rahmartigen Inhalte der Cherymoya bereitete Surrogat bemerkenswerth und für den Durstenden ein Labsal, wenn es ihm in der zierlich geschnitzelten Hiccora dargeboten wird aus der Hand der jungfräulichen Muchacha, die ihrem Aussehen nach nicht nach Jahren zu leben scheint, wie der Außergewöhnliche, der auch schon im zwanzigsten Jahre altert. Kurz, ungeachtet der Beschränktheit ihrer Küche und der geringen Kenntnisse des Leckerhaften, findet man auf der Tafel der Tropeneingeborenen Manches, das auch dem Ausländer gut mundet; Speisen und Getränke, an die er sich bald vorurtheilsfrei gewöhnen kann. So geschah mir, als ich einst nach einer halben Tage langen Irrfahrt bei einem Indianer einkehrte, und da an einem vorgesetzten Affengerichte für immer allen Ekel überwand. Es war nach einer Irrfahrt, die deßhalb erwähnenswerth ist, weil sie bei Vielen, die den Isthmus von Panama überschreiten, schon auf ähnliche Weise vorgekommen.

Um nämlich, drei Meilen unterhalb dem Städtchen Gorgona, eine starke Krümmung des Chagres abzuschneiden, begab ich mich mit meinen Begleitern ans Ufer, den schattigen Pfad einschlagend, der uns, nach der Aussage der Schiffer, in einer Meile nach diesem Landungsorte, dem Ziele unserer Fußreise, leiten sollte. Es war zur heißen Mittagsstunde, so daß wir uns, von den Ueberkleidern entblößt und selbst

baarfuß, um so bereitwilliger in den kühlen Wald begaben. Unter der fortwährenden Unterhaltung, die uns der schöne, von Affen und Papageien belebte Wald verursachte, bemerkten wir nicht, daß wir schon eine Stunde weit gegangen waren. Der Pfad, der Anfangs einem Prado glich, ward steinig und verlief sich zuletzt, an den schwindelnden Auslauf philosophischer Systeme erinnernd, wie die Wege der Ameisen und Consorten, auf der Höhe eines Baumes, an dessen Fuß bei noch glimmenden Holzstücken abgenagte Affenknochen lagen, die uns beinahe hätten vermuthen lassen können, es habe sich hier eine Robinsonade oder ein Abenteuer mit Anthropophagen zugetragen. Ueber das erkannte Ungeschick ärgerlich, und bekümmert durch eine Rückkehr zu viel Zeit zu verlieren, stürzten wir, wie Hans Klavenstaken, „grad durch". Der Schmerz, den uns die Dornen der Kaktus- und Aloegewächse an Händen und Füßen verursachten, diente nur dazu, unsere Eile anzuspornen, so daß wir immer tiefer in den Wald eindrangen, wo kein Sonnenstrahl mehr erlaubte, die Himmelsgegend zu bestimmen. Oefters umgestürzte, verwesende Baumstämme überkletternd, verfolgten wir einen zwischen Felsen und steile Abhänge eingeengten Waldbach, der uns nach dem Cbagres leiten sollte. Bald stürzten, durch die Schlingpflanzen, zwischen denen wir uns bindurch arbeiten mußten, erschüttert, auf den Aesten der Bäume schwebend gehaltene Holzstücke herab; bald senkte sich der Riesenadler aufgeschreckt und neugierig hernieder, und bald auch gaffte uns der Rachen einer ungeheuern Riesenschlange aus dem Gebüsche entgegen. Auf das Schlimmste gefaßt, schleuderten wir Steine nach dem Ungethüm, und es erwies sich als eine Liane, die die aufgeregte Phantasie zur Boa geschaffen. Abends spät erst gelangten wir aus dem Walde auf

eine Wiese, und erriethen durch das sandige Bett des Baches und die scheu vor unsern Tritten sich neigenden schamhaften und empfindlichen Mimosen (Mimosa pudica und M. sensitiva) die Nähe des Flusses. Wir erreichten ihn endlich unterhalb des Ortes, wo wir vor der Irrfahrt ans Land gestiegen. Der Waldbach hatte uns somit statt vorwärts im Bogen zurückgeführt. — Ermüdet und erschöpft, begegneten wir einem Indianer, und er war es, der uns bewirthete, in seiner Hütte beherbergte, und des andern Morgens nach Gorgona begleitete.

Das Gefährlichste einer solchen Irrfahrt sind besonders die vielen abenteuerlichen und beängstigenden Vorstellungen, die man sich beim Heranrücken der Nacht macht. Man verdoppelt seine Schritte, und mit dem Eifer steigert sich die Rücksichtslosigkeit gegen alle Hemmnisse. Die körperliche Verletzung selbst wird weniger berücksichtigt, und die Folgen der Anstrengung verspürt man erst mit dem Zurückkehren des ruhigen Bewußtseins. Dies mußten wir deutlich am Ruhetage in Gorgona einsehen; doch ein Bad im Chagres that auch hiebei seine guten Dienste, und ein süßer Schlaf im Schatten eines Bananenfeldes verwischte beinahe die letzte Spur aller Ermüdung. Gorgona wimmelte von kalifornischen Auswanderern; es war ein wahres gorgonisches Durcheinander, in welchem die Gorgonen des Ortes die Hauptrolle spielten, indem sie Alles anwandten, den Durchzüglern den Aufenthalt so viel als möglich angenehm zu machen. Aber „Las gente de razon“*) erwiesen sich nicht als „Dilettanti“; sie beeilten

*) Las gente de razon (die Leute von Vernunft), so werden alle Weißen oder die Europäer von den castillanischen Eingeborenen

sich von dannen zu kommen, denn der Ocean-Dämpfer harrte ihrer in Panama. Bald befand auch ich mich beritten in einer zahlreichen Gesellschaft auf dem Wege nach dem Stillen Meere.

Mag die Reise über das Gebirge zwischen Gorgona und Panama auch beschwerlich genannt werden, so bietet sie doch so viel Neues und Interessantes, daß man darin einen vollkommenen Ersatz für die Mühen der Reise erhält. Bewaldete Höhen und Thäler mit Quellen und Bächen wechseln rasch mit einander ab; bald ist es eine schattige Allee, durch welche der lustige Zug dahinschleicht, bald sind es enge Felsenpässe, die zur Vorsicht ermahnen. Voraus eilen die nackten Lastträger, mit ihren eigenthümlichen, durch Hitze und Bürde erzeugten Stoßseufzern, die Stille des Waldes störend. — Auf leichten, aus Bambus- und Schilfrohr verfertigten Hürden tragen sie die Kisten und Waaren der Reisenden auf dem Genicke hoch über den Kopf emporragend, und indem sie so beim Bergauf- und Abgehen das Gleichgewicht der Last geschickt zu halten vermögen, stürzen sie davon, um die Bürde bald los zu werden. Sie verdienen dabei 6 — 12 Dollars, eine Belohnung, die den Eingeborenen, der früher gewohnt war, nur Realen zu verdienen, bestimmt, sein Land ein Eldorado zu nennen, in dem er täglich so viel verdienen möchte. Aber es ist unmöglich; er würde sich dabei zu Tode tragen.

Hinter diesem Vortrabe folgt die bunte Emigrantenschaar. Rothe wollene Hemden, breite Strohhüte, Waffen an Seite und Sattel, sind die charakteristischen Merkmale der Männer,

---

genannt. Auch Dilettanti, Freunde des Vergnügens und der Kunst.

und das Blumerkostüm mit der darunter versteckten Emancipation, bewährt bei den Frauen nirgends besser als hier seinen praktischen Werth.*) Wie das ruft, jauchzt und schreit in dieser berittenen Menge! Die Maulthiere schreiten lebhaft davon, die Damen schwanken, die Reiter lachen und witzeln, und die Muleros schlagen tapfer mit der flachen Klinge ihrer Machettas auf die Thiere los, dem Amerikaner sein „time is money“**) ins Gedächtniß rufend. Bald hat der Zug das Half-way-House erreicht und rastet. Erfrischungen werden eingenommen und wieder geht es weiter. Noch ein Thal und noch ein Berg, und man erreicht die correspondirende Höhe der Sierra de Quarequa, von wo aus Balboa zum ersten Male das Südmeer erblickte, und mit emporgehobenen Händen dem Himmel eine Entdeckung verdankte, die sein Rival Pedraria sich zu Nutzen machte. Einer Silberfläche gleich, blinkt das Stille Meer dem entzückten Wanderer entgegen; aber vergebens sucht er auf der hohen Scheidewand der beiden Weltmeere nach dem Spiegel der caraibischen See. Kurz ist auch hier wieder der Aufenthalt; „Adelante!“ rufen

*) Am bewährtesten erschien es aber doch jenen sensiblen Amerikanerinnen, die früher um keinen Preis durch ein Kartoffelfeld gingen, weil sie gehört hatten, — daß die Kartoffeln Augen haben! Ueberhaupt fand das Blumerkostüm bei den Amerikanerinnen lebhafte Vertheidigung und große Aufnahme. Es erschien denselben auch nicht weniger anständig, als das gewöhnliche Salonkleid; denn, was es über den untern Extremitäten oder „Muskeln“ (vulgo Beine) zu kurz hat, das fehlt diesem oft über den Schultern, so daß dieses auch, wenn man es über dem Nacken zusammenzieht, nur als ein verblümtes Blumerkostüm erscheint.

**) Zeit ist Geld.

die Muleros, ihre Machettas wieder auf die Haut der Lastthiere applicirend, und vorwärts bewegt sich die Karavane den Berg hinab, der Stadt Panama zu.

Die Ebene ist erreicht; über ihr ragen die Thürme der Kathedrale der Stadt empor, in welcher Pizarro die Hostie empfing, bevor er den Yncas den Untergang ihres Reichs und Verderben brachte. Halb zerfallene Häuser, als Zeugen des früheren Flors, bilden eine Vorstadt, in welcher sich die unbemittelte Klasse angesiedelt. In der Mitte derselben befindet sich ein steinernes, pyramidenförmiges Denkmal aus der Zeit Pedraria Davila's, des Statthalters von Castillo del oro. Eine Wegsteuer, die dabei erhoben wird, läßt den Unkundigen vermuthen, daß es einen Straßenvogt verewige. — Bald ist die Vorstadt durchschritten; noch ein freier, mit Unkraut und Gebüschen bewachsener Platz, und man gelangt durch die Ruinen eines Thores auf das holprige Pflaster der alten Stadt.

Graue Mauern, dumpfe Hallen,
Wüst und düster anzuschau'n;
Und das Ganze ist zerfallen, —
Wird's die Zukunft wieder bau'n?

So muß sich der Fremdling fragen, wenn er auf der Rundschau die Straßen der „Fischreichen", der Stadt Panama durchzieht. Ueberall begegnet er Schutthaufen und Trümmern, den traurigen Denkmälern jener Zeit, wo auch Panama im Streben nach Unabhängigkeit unterlag. Aber ein Strahl der Wiederbelebung und der Neugestaltung blickt ihm im Herzen der Stadt entgegen. An der Mainstraße, die bereits ihren ursprünglichen spanischen Namen verloren hat, sind die dumpfen, kellerartigen Erdgeschoße zu modernen Ma-

gazinen und freundlichen Gemächern umgeschaffen worden, und ein fremdes, reges Jagen nach Verdienst deutet hier auf eine neue Bestimmung der Altstadt. — Die große Nation, der es beschieden zu sein scheint, Länder und Völker aus dem Verfalle und aus der Lethargie zu erheben, hat auch hier in kurzer Zeit Ueberraschendes geleistet. Den Bürgern der Vereinigten Staaten ist es gelungen, in Panama eine neue Station der Handels- und Verkehrswelt anzulegen, und zur Erleichterung des Handels und Verkehrs nach dem Stillen Meere, die Wege anzubahnen.

Seit der Revolutionszeit sank Panama immer mehr der Vergessenheit entgegen, und charakteristisch ist, daß seit Menschengedenken kein neues Haus erbaut wurde. Im ersten Jahre der kalifornischen Durchwanderung zählte die Stadt 800 Häuser mit fünf Kirchen, wovon nur vier offen waren, und kaum 7000 Einwohner; 1850 erkannte man schon eine Zunahme von einigen Tausenden. Die Kreolen, die sich nach Bogota zurückgezogen, und die Schwarzen und Farbigen, die sich im Lande zerstreut hatten, kehrten allmälig nach der Küstenstadt zurück; die leeren Wohnungen wurden bald mit Menschen von allen Farben und Physionomien überfüllt, so daß es für die Fremden oft schwer hielt, ein Unterkommen zu finden. Schiffe aus allen Weltgegenden langten im Hafen an; durch den Urwald erhoben sich rasch die Richtungszeichen für die eiserne Durchschneidung der Landenge, und nach zwei Jahren ertönte der schrillende Lart des Dampfwagens schon da, wo nur das Pfeifen des Brüllaffen gewöhnlich war. „Quien no cae, no se levanta“;*) die Stadt Panama, wie auch ihre alte,

*) Wer nicht fällt, erhebt sich nicht.

demolirte Vorgängerin, wo nun die von der Novy Bai herkommende Eisenbahn münden soll, wird wieder aufblühen; allein es ist nicht der Castillaner, es ist der Yankee, der ihr Gedeihen sichert.

Mein Aufenthalt in Panama dauerte zwei Monate, und als ich schied, war ich es kaum satt. Die stets neuen Genüsse der reichen Reize im Walde und auf der Savanna, und der fortwährende Personenwechsel in dem Strome der Durchwanderung, machten den Ort zu einem großen Théâtre des Variétés. — Kann man das Wesen eines Amerikaners in seiner eigenen Heimat nur schwer kennen lernen, so geschieht es um so leichter in der Fremde, wo seine Sonnen- und Schattenseiten stets getrennter und deutlicher zu Tage treten; Panama konnte mir somit auch in dieser Beziehung Neues schaffen.

Ein malerisches Aussehen haben die vielen Ruinen der Kirchen und Klöster auf allen Seiten der auf einem Felsendamme ins Meer hinausragenden Stadt. Wüstzerklüftete, dicke Mauerwerke mit Agaven überwuchert, in welchen die lungernde Eidechse und der giftige Geko brüten, umstellen den Raum, in welchem die Ueberreste eines Altars und ein Paar durch das Herabstürzen von dem Thurme beschädigte, an baufälligen Gerüsten aufgehangene Glocken, den Zweck beurkunden, zu welchem er früher gedient hat. Verkümmerte Palmen wurzeln auf dem Schutte und breiten ihre Zweige durch die Mauerlücken nach dem Sonnenlichte; Lianen schleichen an dem Gemäuer herum, oder durchkreuzen den Raum, hie und da eine herabhängende Schlinge bildend, in welcher der Beobachter schaukelnd sich ruhig seinen Träumereien und dem Staunen überläßt.

Da fällt das Auge auf ein dichtes Kaktusgehege über einem Portale, in welchem eine von Winden umschlungene Vase an die griechische Sage von den Akanthusblättern und dem Korbe erinnert, während ein hagerer Mann durch das Portal nach der Glocke „Santa Maria" schreitet. Ein dumpfes Geläute gibt sich aus den Ruinen den Bewohnern der nächsten Umgebung kund, um bald mit dem der übrigen Glocken der Stadt zu harmonieren. Der Glockenschläger hält inne, hebt seinen Hut ab, betet ein Ave Maria, verneigt sich vor der „Geheiligten" und — still, wie er gekommen, schleicht er wieder fort; es war zur Mittagsstunde.

Eine ähnliche Ruine dient als Stadttheater; verwilderte Natur paart sich hier mit roher Kunst. Der obdachlose Raum ist mit Stühlen übersäet, und die Bühne von oben herab mit Zweigen und Mauerranken dekorirt. Kreolen, Amerikaner, Farbige und Neger e tutti quanti vergaffen hier die müßige Abendzeit. Gewöhnlich ergötzt man sich an jenen spanischen Volksstücken, in denen jede Scene durch einen gewissen Grad von Trivialität ausgezeichnet ist. Intriguanten, Räuber, Trunkenbolde oder Fanfarone sind die Helden des Stücks, oder es werden Farcen gegeben, in denen die unsinnigsten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. s. w. extemporirt werden, wobei man zurückschreckt, wenn man jenen von einem Philosophen ausgesprochenen Satz bedenkt: um ein Volk kennen zu lernen, darf man nur dessen Schauspiele beobachten! Man lacht, applaudirt, und während der Jubel sich aufs Höchste steigert, und der Amerikaner sich nicht scheut, seine Ironie auf das Ganze laut hören zu lassen, fällt ein Regen in den offenen Raum, und das Stück hat ein Ende.

Gleich neben diesem Theater findet sich die Kaserne und

das Gefängniß. Eine Anzahl Farbiger versehen hier Soldaten- und Polizeidienst zugleich. Das Possierliche der westindischen Soldateske findet sich auch bei ihnen: während bei den halbgekleideten, baarfußgehenden Gemeinen, Strohhut und Policemütze, Säbel und Machetta, Gewehr und Lanze gleichbedeutend sind, so zeichnen sich die Höhergestellten durch die bunten Farben fremder Dekorationen aus, wobei silberne Schnüre, Tombakknöpfe und vergoldete Epauletten Alles zu sagen haben. Sie werden als Eskorte der monatlich einmal über den Isthmus gelangenden westindischen Post und des großen Silber- und Goldtransports aus Peru gebraucht, oder auch zuweilen nach Straßenräubern ausgesandt. Alsdann gleicht die mit Betten, Kochgeräthen und aller Art Waffen belastete Kompagnie einer Indianerhorde, die im Begriffe ist, ihre Wigwams zu versetzen.

Oefters schon geriethen die Amerikaner mit dieser Miliz in Collision. So hatten sie einst die Kaserne erstürmt und alle Waffen in Beschlag genommen. Da sich aber für die Revolte kein allgemeines Interesse kund gab, so begnügte man sich damit, der Regierung zu zeigen, wie wenig man sie achte. Noch erinnere ich mich, wie eine Abtheilung erschrockener Soldaten von ihren Chefs mit aller Mühe vergeblich nach einem Haufen Amerikaner gehetzt wurde, und wie die ganze Miliz unter einem Hagel von Steinen tabula rasa machte. Ein panischer Schreck ergriff damals ganz Panama, und die Kreolen waren im Begriffe, die Stadt zu verlassen. Da erließ der Governor auf die Hiobspost eine Proklamation, in welcher er die Amerikaner mit aller Freundlichkeit zur Ruhe ermahnte und sich bereit erklärte, zur Aufrechthaltung ihrer Rechte alles Mögliche zu thun; aber man erkannte hiebei nur die Nichtig-

keit seiner eigenen, und nach wie vor blieb der amerikanische Konsul die Hauptperson in Panama.

Mannigfaltig und befremdend erscheint auch das Leben auf dem Markte. Derselbe befindet sich auf der südöstlichen Seite der Stadt am Ufer der Bai. Des Morgens frühe schon langen die vielen Piraguas, mit allerlei Wald- und Feldfrüchten belastet, von den Inseln und der Küste herüber an. Die Ebbe stellt sich ein, und der mit Menschen und Produkten überflutbete Markt dehnt sich weit in die See hinaus. Durch einen langen Spalier auf dem Boden hockender Marktweiber, die in Calebassen und Batras die zartern Früchte der Cherymoya, Goyava, Tuna, Granadita und Sapote mit anderm Kram feilbieten, bewegen sich Schiffer und braune Gesellen, in Seeonen und Töpfen die verschiedensten und verschieden duftenden Waaren in Absatz zu bringen. Man markter und bietet Alles feil; mit der Wiederkehr der Meeresfluth ist auf dem Markte Ebbe. — Aber da stehen noch zwei Handelsleute bei einem Haufen Orangen und können über den Verkaufspreis derselben nicht einig werden. Ihre lebhaften Gestikulationen verrathen die große Differenz ihrer Meinungen. Da theilen sie endlich den Medio, um den sie beinahe eine halbe Stunde lang gestritten und gehen zufrieden auseinander, der Eine mit seiner Piragua über die Bai, der Andere zum Kleinhändler in die Stadt und bald darauf an den Spieltisch, um die ganze Summe seines Wiedererlöses auf einer Karte des Monte zu verlieren.

Spielhallen sind da begreiflich am Platze, wo der zurückkehrende Kalifornier zuweilen länger rastet. Die Räume derselben gehörten früher einem Nonnenkloster, und sind nun stark besetzt von einer Gesellschaft, über welche die frommen

Schwestern mit der Geistlichkeit ihr Anathem ausgesprochen haben. Die Spielhallen von Panama befinden sich an der Mainestraße und bewirken zugleich, daß diese den kirchlichen Prozessionen nicht mehr geweiht wird; der Grund davon scheint jedoch mehr darin zu liegen, daß die hohe Geistlichkeit sich scheut, ihren Pomp in einer Straße zu entfalten, die beinahe ganz von Amerikanern bewohnt ist.

Solche Kirchenprozessionen sind indessen häufig in Panama. Am erbaulichsten und erwähnenswerth scheint die zur Palmsonntagsfeier zu sein. — Das Volk versammelt sich in der Marienkirche der Vorstadt, eine Stunde vor Sonnenuntergang. Nach einigen üblichen Ceremonien im Innern der Kirche, bewegt sich ein langer Zug nach der Stadt. An der Spitze desselben schreiten im schwarzen Talar die Laien der Kirche; ein in Seide gekleidetes und reich mit Gold und Perlen geschmücktes, freilich etwas defektes Christusbild von Papiermaché befindet sich auf einer jungen, zu diesem Zwecke extra erzogenen Eselin in ihrer Mitte. Hinter demselben folgt die Geistlichkeit im Ornate und von einer Schaar Kirchendiener umgeben; dann kommen weißgekleidete Jungfrauen, Jünglinge und die ganze Bewohnerschaft der Stadt, Alle mit Palmen-, Aloe- und Myrthenzweigen versehen und das „ora pro nobis“ sprechend.

„Im Vatikan bedient man sich
Palmsonntags ächter Palmen,
Die Kardinäle beugen sich
Und singen ächte Psalmen;“

— — — — — — — — — —

Das Stadtthor wird an diesem Abend das einzige Mal im Jahr verschlossen. Bei und auf demselben stehen Frauen,

Männer und Kinder, um dem herannahenden Christusbilde den ersten Freudenruf entgegenzubringen. Der Scene bei demselben, und dem langen Zuge, an dessen Seite die neugierigen Amerikaner die Pharisäer bilden, mangelt nichts, um nicht eine getreue Darstellung des Evangeliums Matthäi 21. genannt zu werden. Man möchte glauben, Dubufe habe hier sein Bild „der Einzug nach Jerusalem" nach der Natur gezeichnet.

Nach einigem Zaudern, und nachdem die Laien den Zweck des Einzugs genannt haben, wird das Thor aufgeworfen. Mit dem ersten Eintritte der Eselin fängt Alles zu jubeln an; Zweige und Blumen fliegen von allen Seiten auf den Weg, Frauen breiten ihre Kleider aus, und junge Mädchen treiben es in ihrer Freude so weit, daß sie sich vollständig entkleiden, um ihre Calikostoffe von der Eselin zertreten zu lassen. Der Ruf: „Jesus el Nazareno — Hosiana!" tönt durch die ganze Stadt, während der Zug sich nach dem Kloster der barmherzigen Schwestern bewegt, und von den Balkonen der Häuser herab mit allerlei wohlriechendem Wasser begossen wird, so daß man in Panama am Palmsonntage auch einmal angenehm athmen kann.

Man sieht hieraus, wie sehr die Curas, die geistlichen Herrn, bemüht sind, dem nationalen Drange des castillanischen Volkes nach Ergötzlichkeit entgegen zu kommen; auch zeigt ein Blick in die baufällige, bis zu den Thürmen herauf mit Gebüsch überwucherte, aber mit silbernem Altare, silbernen Leuchtern, goldenen vasa sacra und mit anderm Reichthume überfüllte Kathedrale von Panama deutlich, womit dem Volke vom religiösen Standpunkte aus imponirt werden kann, wenn man es vor diesem Kirchenschatze, der nur ein kleiner

Theil desjenigen sein soll, den der Klerus in der Revolutionszeit gerettet, auf den Knieen herumkriechen sieht, während die übrigen, weniger reich bestellten Kirchen meistens leer sind. Selbst bei Leichenbegängnissen erkennt man diese Sucht nach Prunk und Ausschmückung, die sich jedoch mehr oder weniger nach den Vermögensumständen des Verstorbenen richtet. — Bei ledigen Personen wird die Leiche im offenen Sarge zu Grabe getragen. Die Jungfrau wird wie am Hochzeitstage festlich gekleidet, Kränze und Blumen schmücken Schläfe und Busen, und die blassen Wangen selbst werden geschminkt. So gelangt unter pompöser Begleitung die Leiche, einem blühenden Wesen gleich, in ein Estafo, in ein Gewölbe der Friedhofmauer.

Solche Leichenbegängnisse erscheinen weniger tragisch; wie anders ist es aber bei demjenigen des Fremden, der nicht nur pomp- und schmucklos, sondern auch ohne alle Humanitätsbezeugung beerdigt wird. Für keine Fremdenleiche ist die Beerdigung auf dem Patio der Stadt erlaubt; auf einem mit Urwaldvegetation bewachsenen Platze verwesen die Unglücklichen, von epidemischen Krankheiten rasch dahingerafften Ausländer, kaum fußtief unter der heißen Erde und zuweilen ohne Sarg. Der grimmige Haß der Curas gegen Jeden irgend einer fremden Kirche Angehörigen, und der krasse Aberglaube des Volkes haben diesen öden Gräberwald als die Stätte der Sünder und Ketzer bezeichnet. Dort sollen die finstern Geistergestalten dieser gnadelosen Unglücklichen noch Jahre lang nach der Verwesung aller irdischen Reste wandeln, da keine priesterliche Fürbitte für sie in der Kirche verordnet wird! — Dort sprang mir einst eine solche Gestalt auf die Brust, als ich, einen Sarg aufhebend, nach dem mumifizirten

Inhalte forschte. Ich überzeugte mich jedoch nach der Ueberraschung, daß es es ein todtenfreundlicher, kleiner Sandhaase war. San Juan de Dios, der gerade mit einer neuen Leiche angekommene Todtengräber, meinte indessen, es sei die ruhelose Seele des Verstorbenen gewesen! Ein ander Mal meinte er, als ich ihn bei einem zufälligen Zusammentreffen im Todtenwalde auf ein Grab aufmerksam machte, aus welchem die zerfleischte, blutende Hand des Tags vorher Beerdigten hervorragte, es sei die Sündenlast gewesen, die den Todten wahrscheinlich genöthigt, nach dem armen Lazarus im Himmel um Beistand zu winken; — ich vermuthete jedoch stark, der Unglückliche müsse scheintodt beerdigt worden sein, und habe, mit dem Tode ringend, seine Hand durch die Erde gewühlt! — In der That, zu solchen Vermuthungen findet man sich berechtigt, wenn man selbst und oft gesehen hat, mit welcher Flüchtigkeit und Gleichgültigkeit der vom heftigen Panamafieber angefallene Durchwanderer sowohl vom Arzte als von seinen Zugehörigen oder Verpflegern behandelt wird. Diese gewöhnlich mit Dysenterie beginnende Krankheit, beraubt den Patienten aller Kräfte und versenkt ihn in eine Apathie, in welcher fürchterliche Ohnmachten vom Unkundigen leicht für Tod angesehen werden können. Liegt der Entkräftete leichenstill da, so ist es möglich, daß, statt des Arztes der Todtengräber gerufen wird, denn man fürchtet eine ansteckende Verwesung, die in dem heißen Lande gleich vor der Thüre ist, und der Reisegefährte, wenn ein solcher vorhanden, eilt, den ihn mit gleichem Schicksale drohenden Ort zu verlassen. Ist allenfalls der Körper nicht steif und kalt genug, so wird er es durch die Fürsorge des Todtenbestatters, der sein theuer bezahltes Geschäft ebenso gut versteht, wie die einstigen Mata-

doras das übrige, die als barmherzige Schwestern ihren Patienten das Sterben mit ein Paar Ellenbogenstößen erleichtern.

Eine große amerikanische Unsitte bei solchen Krankheitsfällen ist das übertriebene und unverzügliche Einnehmen von Merkurialien und Chinin. Der Amerikaner geht nie auf die Reise ohne einen gehörigen Vorrath von vielgepriesenen Universalmedizinen, in denen Quecksilber und giftige Alkaloide die Hauptrolle spielen. Jeder Amerikaner ist so ein lebendiges Dispensatorium, eine mit „drugs and medicines“ überfüllte Arzneischachtel, und Mediziner zugleich. Fühlt er sich „fiebrisch“ oder unmustern, so verschluckt er alsobald ungeheure Dosen von Medicamenten, und entscheidet auf Leben und Tod. In den heißen Zonen sind große Dosen radikaler Heilmittel zwar manchmal nothwendig; aber es gehört ein um so größerer medizinischer Verstand dazu, den raschen Verlauf der Krankheit zu beobachten oder derselben entgegenzusteuern. Jede unberufene Hand thut sicherlich einen mörderischen Eingriff in das menschliche Leben.

Geht man auf der Rundschau von Panama beim Patio vorüber und weiter, so führt ein schmaler Pfad nach einer eingemauerten Quelle, von welcher ganz Panama das Wasser bezieht, an welcher schon mancher nichtakklimatisirte Ausländer seinen Tod erholte. Mit vegetabilischen Stoffen geschwängert, gefault, wird es oft in die Hitze getrunken und erzeugt alsdann Diarrhoe oder auch Fieber. Ueblich aber ist es, daß man dieses Wasser vor dem Gebrauche erst faulen läßt. Arme Indianer, sog. Aguaderos, bringen es in großen steinernen Kruken, den Cachocols, in die Stadt, und der Käufer füllt es dann in kleinere thönerne, antikgeformte Gefäße, in welchen er es faulen, aber auch durch die Verdunstung abkühlen läßt.

Auf allen Balkonen der Stadt sieht man daher diese rothen, das exotische Aussehen der Häuser erhöhende Wassergefäße in langen Reihen oder Gruppen stehen, das kühle Getränke selbst erzeugend, das unter dem heißen Himmel das köstlichste Labsal ist. Auf ähnliche Weise kühlen die Panamennos den Wein, indem sie die Flaschen mit angefeuchteten Strickhöschen überziehen und der Nachtluft aussetzen.

Hinter der allgemeinen und einzigen Wasserquelle von Panama erhebt sich der Berg Ancon, der durch die fortwährend darüber hinwehenden Land- und Seewinde, und durch die weite Aussicht auf die mit Inseln besetzte Meeresbucht, einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Am Fuße desselben liegen einige verödete Zuckerplantagen und die Ueberreste zerstörter Siedereien, wobei die ungeheure Größe eines vom Feuerherde entblößten, kupfernen Kessels noch von dem einstigen Umfange des erloschenen Betriebs Kunde gibt.

Eine Rhumdestillerie befindet sich da noch im Gange. Aber der Zucker gelangt meistens aus dem Innern des Landes als sog. Peloncillo hieher und wird billig gekauft. Er wird aufgelöst, und in irdenen Kruken vertheilt in einem kühlen Raume der Gährung ausgesetzt. Nach 24 Stunden tritt diese schon ein, aber sie wird absichtlich durch das Verdünsten der Masse in den porösen Gefäßen verzögert. Die Fermentation wird dadurch durchdringender und vollkommener, und scheint so das Aroma und den Buttersäure-Aethergeschmack zu erhöhen. Ein Destillirapparat, bei dem weder das Prinzip der Holzersparniß, noch das der beschleunigten Destillation berücksichtigt ist, liefert täglich ein Paar Gallonen feinen, wohlschmeckenden Rhum, der auch seiner Vorzüglichkeit wegen rasch abgesetzt wird. In eben derselben Quantität und Qualität wird Ani-

sette bereitet, wozu die Ingredienzien selbst gepflanzt werden. Ein größerer und umsichtigerer Betrieb eines solchen Geschäftes wäre hier am Platze.

Dies ist die einzige industrielle Spur in Panama, und der einzige Ort, wo man anhaltende Arbeit verrichten sieht. Die Farbigen sind eher träge als emsig. Ihr Streben ist nur dahin gerichtet, rasch ein Paar Pesos zu verdienen und sie dann gemächlich und „pomadig" zu verleben. Das gewöhnlichste Geschäft, das sie in der Stadt betreiben, ist ein Kleinhandel von Calicostoffen, Strohgeflechten, Obst und allerlei Flitterzeug. Auch finden sich zuweilen Nürnbergerwaaren in dem engen Ladenraum, der Pulperia, in welcher eine braune Panamenna noch obendrein einheimische Getränke und süßes Gebäck, das beliebte Cocadillo de Coco, bereitet und verkauft, oder — was jedoch ein ganz geheimes Geschäft ist, mit welchem sie viele Realen verdient — aus auf der Straße zusammengelesenen und zerschnittenen Cigarrenresten die wohlschmeckenden, vielleicht durch ihre Beize den besten Habanas gleichstehenden Cigarrillos de Panama drechselt und colportirt. — Das Jagen nach Vergnügen und Abenteuer verursacht dem Farbigen am meisten Sorgen, und seine größte Aufmerksamkeit verschwendet er an seinen Anzug. Weiße Beinkleider, eine ebenso blendend weiße Jaceti, eine Weste vom schönsten Schlüsselblumengelb, eine Schärpe vom feinsten Kornrosenroth, buntlederne, leichte Pantoffeln und ein zierlicher Sombrero machen ihn zu einem Elegant, dem keine Donna ein Stelldichein versagt, und der sich glücklicher dünkt als der aristokratische Kreole in seinem Rentenleben. Selbst der nackte Indianer dünkt sich mit dem Stolze eines Römers ein Hidalgo im Besitze eines Calicohemdes und eines schief

aufsitzenden Hutes; hat er seine Mahlzeit genossen, wozu ihm der Wald oder eine zweistündige Lohnarbeit das Material lieferte, so bummelt er frei in der Stadt herum oder wirft sich, wenn die Situation eine „verflucht langweilige" ist, in die Hängematte, den Umständen eine ordentliche Anzahl Cigarrillos opfernd.

Die Kreolen sind die Erben reicher Güter und beschränken ihre Thätigkeit auf den Gold-, Edelstein- und Perlenhandel. Sie scheuen sich, ihre Arbeitskräfte an Tag zu legen. „Todo Blanco es Caballero"*) heißt es hier noch immer; und Caballeros arbeiten nicht, denn Arbeit zeugt von Armuth, und diese ist Schande. Man harrt halb angezogen hinter kühlen Mauern dem Abend entgegen, stillt fleißig seinen Durst, und begreift kaum den Unternehmungseifer der kalifornischen Durchzügler. Es wird dabei gut gelebt.

Erbärmlich sieht es zwar im Küchenraume aus, wo auf niedrigem Herde zwischen Kieselsteinen ein von irdenen Töpfen und Schalen umstelltes Kohlenfeuer glimmt, und eine alte im Taglohn gemiethete Farbige, die ihre in einer Curaküche erlernte Kochkunst mit dem Preis ihrer schönsten Jugendjahre bezahlt hat, das Cigarrillo schmaucht, während sie, die Rolle einer vorzüglichen Curaköchin spielend, mit dem hölzernen Spahn fleißig in den irdenen Geschirren herumrührt, bald neue Ingredienzien zusetzt, bald das an den Lippen erforschte Zuviel derselben durch Theilung wieder entfernt; aber vorzüglich schmecken die vielen ausgewählten Gerichte der abendlichen Mahlzeit, die vom Eigericht bis zum Obste einer altrömischen gleicht, und an der sich der Panamenno wie ein

*) Jeder Weiße ist Ritter.

Römer gut thut, besonders, wenn der beliebte Truthhahn nicht fehlt, ohne den man in ganz Spanisch-Amerika kaum eine Mahlzeit verdauen zu können scheint.

Die Hauptbeschäftigung der Kreolin besteht im Kirchengehen. Des Morgens frühe schon geht sie in die Messe, von einem jungen Cholos begleitet, der ihr Stühlchen und Teppich trägt. Des Tags über genießt sie das von „Lieb und Müßiggang" reiche Leben, zu dem sie von Geburt aus bestimmt, in ihrer Hängematte, der Wiege des Hilaris, und am Abend lustwandelt sie an der Seite eines ihrer Angehörigen auf der Bataria, der Hafenterrasse der Stadt, die frische Seeluft und die prächtige Fernsicht beim Sonnenuntergange zu genießen.

Die Bataria vertritt die Stelle eines Paseo's. Am Fuße der hohen Mauer tobt die See; öftere Erdbeben haben große Risse und Spalten in derselben erzeugt, und dem Walle ein drohendes Aussehen gegeben. Bomben und Haufen von Kanonenkugeln liegen überall umher, und eine alte Kaserne mit einem geräumigen öden Hofraume feiert noch ein trauriges Andenken. Und dies ist der Lust- und Tummelplatz der Panamennos! Mehrere große Kanonenstücke ragen auf verwitterten Lafetten mit ihren Mündungen über die Brüstung der Bataria in die See hinaus. Diese Stücke haben sowohl großen qualitativen als geschichtlichen Werth, und bilden schon längst einen beneidenswerthen Gegenstand der Engländer. Große Summen wurden schon dafür geboten, aber die Regierung zeigte durchaus keine Lust dieselben zu veräußern. Bruder Jonathans Söhne kritzeln oder feilen indessen ihre Namen darauf; sie kritzeln und schnitzeln daran so lange, bis sie amerikanisirt, eines Tages unter ihr Sternenbanner gerathen.

Zwei bis drei Meilen von der Bataria ankern die Schiffe. Die 12 Fuß tief gehende Ebbe, und die vielen Felsenbänke des Hafens gestatten ihnen nicht näher zu rücken.*) Es coursiren fortwährend Boote und Piroguen zwischen denselben und dem Landungsplatze, wo Eingeborene den Dienst versehen, Waaren und Passagiere, bis zur Brust im Wasser watend, ans Ufer zu tragen, und dabei Gefahr laufen, von Haifischen gekostet zu werden, wie es schon geschehen ist.

Eine andere Abenderholung findet der Panamenno auf dem Ritte nach der Savanna. Kaum ist die Sonne hinter den Inseln verschwunden, so sieht man überall, mit dem bunten, leinenen Ueberwurfe, der Manga, gekleidete Caballeros auf lebhaften Ponnys durch die Straßen der Stadt passiren.**) Nichts scheint ihren Lauf hemmen zu können, als das in der Kirche vom Volke gebetete Ave Maria, wenn es ihnen beim Vorüberritte aus dem offenstehenden Portale entgegentönt. Mit abgehobenem Hute beten sie nach, um dann bald wieder

---

*) Bei der Ankunft der ersten spanischen Schiffe konnten diese nahe vor den Mauern der Stadt vor Anker gehen; auch reichte das Niveau der See weit über den Fuß derselben hinauf. Es scheint, und neuere Beobachtungen bestätigen es, daß sich die Bai zwischen der Stadt und den Inseln zu einer Landzunge umgestaltet, indem sich die Felsenbänke allmälig erheben, und zugleich mit Korallenkalkschichten überlagert werden, die verschiedene, zur Ebbezeit abgestorbene Schal- und Panzerthiere enthalten.

**) Der beliebte Paßgang ist den Pferden von Spanisch-Amerika erblich geworden. Man lehrt ihn den Pferden, indem man ihnen hölzerne Rollen hinter die Vorderfüße bindet, und sie im Trab treibt.

fortzueilen über die Höhe des Berges Ancon, wo sie in der blauen Abendluft wie Riesengestalten auftauchen und verschwinden. Der Fremdling sieht's, und mächtig zieht's auch ihn dahin. Da erblickt er aber eine Menge Leute nach einem Rempart der Stadt ziehen. Es befindet sich dort eine Arena, auf welcher Hahnengefechte stattfinden. Alles, auch der Fremdling begibt sich nach der Arena.

Es werden zwei Streithähne zum Kampfe auserwählt, die Eigenthümer derselben nehmen aus ledernen Etuis sensenförmige 3 Zoll lange, schmale und scharf geschliffene Klingen, binden dieselben den Streithähnen unter den Sporn, und rufen zur Wette, dem eigentlichen Zweck der Hahnengefechte: „Quien quiece dos, seis, dies pesas?“ lautet es von allen Seiten, und wer keine Wette eingehen will, wird als feig betrachtet. Es herrscht Ruhe; die Hähne werden gegeneinander gehalten; sie strotzen von gegenseitigem Haß und Zorn, um, losgelassen, auf Sieg oder Tod zu kämpfen. Mehrere Anläufe, wobei jeder dem Andern die scharfe Spornwaffe in die Brust zu schnellen trachtet, sind vergebens. Da werden ihnen von den Eigenthümern einige Federn ausgezupft, und sie gerathen, dadurch aufgehetzt, in neue Kampflust. Endlich erhält einer derselben einen blutigen Kopf; aber sein Pfleger findet die Wunde nicht gefährlich, er leckt mit der Zunge das Blut davon weg und läßt den Streiter von Neuem los.

Es kann oft eine Stunde dauern, bis einer der Hähne erliegt. Gewöhnlich ermüden sich beide so lange, bis sie keuchend und kichernd zusammenfallen. Die Hähne taugen alsdann Nichts, — nicht das Geringste — nadita. Ein neues Paar macht die Wettenden ungeduldiger oder eifriger; es entsteht

große Unruhe in der Menge, die beim endlichen Entscheid kaum einig oder befriedigt werden kann. — Ein geschickter Hahn zeigt viel Kampflust und benutzt jede Blöße seines Gegners zum Angriffe; blitzschnell durchbohrt er ihm das Herz oder die Blutader.

Solche Hahnengefechte sind namentlich an Sonntagen in Panama gebräuchlich, und alsdann sehr stark besucht. Die Hähne werden gut gepflegt und stehen gewöhnlich an der Pforte des Hauses angebunden, wo sie als Symbol der Tapferkeit und Siegeslust erscheinen. Wo so ein Hahn am Hause steht, da wohnt sicher auch ein Paladin, der mit Hähnen, Pferden und wilden Stieren gern und oft in Verbindung tritt und in den Augen der Panamennas etwas gilt.

Das Corren el Toren ist bei den Bewohnern von Panama ein ebenso gewöhnliches und beliebtes, isthmisches Spiel und eine ebenso große Belustigung, als das Stiergefecht. Ein wilder Stier stürzt brüllend durch die Straßen der Stadt, Jeden, den er begegnet, mit den Hörnern angreifend. Ein Zug junger Leute eilt nach, bemüht den Stier aufzufangen oder zu stürzen. Wer dies Allein vermag, der erhält Abends auf dem Vandango eine Auszeichnung.

„Dem Faun, wenn er die Patsche reicht,
Versagt die Schönste den Tanz nicht leicht."

An einem solchen Balle beeilen sich die schönsten Bewohnerinnen der Stadt Theil zu nehmen, und man hat die Gelegenheit hier vielfach zu erkennen, daß die Panamenna Alles das besitzt, was eine Tropenbewohnerin reizend macht. Die Panamennas wollen alle spanische Abkommen der letzten Yncatöchter sein, und sind es wenigstens in Beziehung auf ihre Schönheit und unvergleichliche Sanftmuth, mit welcher sie dem

Ausländer Bewunderung einflößen. Nava Nuska steht bei ihnen in fortwährendem Andenken und Nachahmen, und oft genug schließen sie die unvergeßliche Tochter des letzten Inca-königs in ihr Gebet ein, wenn sie vor der braunen Madonna oder dem Inca-San Bastiansbilde der Kathedrale knieen.

Die Reize ihrer körperlichen Schönheit erhöht die Panamenna durch ihren dicht gefalteten Hüftenrock, die Enagua, den leichten Manto, und den bei Leibe nie fehlenden feinen Panamahut. — Der Panamahut ist, nebst der schweren, goldenen Panamakette, der einzige im Lande verfertigte Gegenstand, an dem man die Geschicklichkeit des Farbigen loben muß. Gegen Sonne und Regen viele Jahre lang ausdauernd, unverwüstbar, ist er wohl den hohen Preis werth, mit welchem er schon im Lande verkauft wird. Ein Panamahut muß einen Kreolenteint haben, wasserdicht und geschmeidig sein, er muß sich nach allen Dimensionen zusammenlegen lassen und die abscheulichsten Mißhandlungen ertragen können, ohne daß man ihm etwas davon ansieht. Gebleicht wird er jedes Jahr mit Kalk und dient zuletzt dem Indianer als Schmuck, nachdem er ihn mit Bleiweis angestrichen oder mit einem rothen oder schwefelgelben Wachstuch überzogen hat. Gleiche Haltbarkeit haben auch die von demselben Bast (palo de laghetto) geflochtenen Pferdezäume und die aus Pita gewobenen Taschentücher, die den chinesischen aus Filkgras fabricirten an Feinheit nicht nachstehen. Die feinsten Panamahüte sind die in Panama selbst, nicht die in Guayaquill verfertigten. Die Arbeit eines solchen kostet viel Zeit und Geduld; daher ist sie in den Händen der Sträflinge, die damit ihre Strafzeit ausfüllen, eine passende Beschäftigung. An dem werthvollsten Kleidungsgegenstand der Panamenna klebt somit oft

genug der Schweiß des Gefangenen; aber der Panamahut ist deßhalb nicht schimpflich, wäre es sonst ja auch die Nadelarbeit, mit der die Panamenna zuweilen beschäftigt ist und „transpirirt". — Diese häufige und selbst das Müßigsein begleitende Transpiration ist ein Zeichen von Gesundheit, und diese ist ehrbar. Wer im Tropenlande nicht schwitzt, der ist einer Krankheit nahe. Daher genießt der Tropenländer so viele, die Hautsekretion befördernde Gewürze. Ein Organismus, der allen Erfordernissen der Wärme leicht nachkommt, wird hier bald großes Gedeihen erlangen und wie eine in der Sonnengluh reifende Frucht kraft- und saftreich anschwellen. Leichte Verdauung und große Eßlust sind die Folge davon; und derjenige, welcher in den nördlichern Ländern bei gesundem Leibe an Fettleibigkeit Mangel litt, wird hier damit belästigt werden. Psyche ist träge, aber um so selbstthätiger ist die menschliche Physis. Der Geist ist gedrückt, aber auch die schlaflose Nacht, mit der der angestrengte Denker des Nordens oft gequält wird, ist hier unbekannt. — Man findet gerade auch auf dem Isthmus ein hohes Alter. So kannte ich eine kastillanische Matrone, die **121** Jahre alt war. Sie lebte bei ihren Großkindern zwischen dem Half-way-House und Panama, war noch rüstig und schaukelte sich mit dem Cigarillo im Munde noch mit eben demselben Vergnügen und Behagen in ihrer Hängematte, wie vor hundert Jahren. Noch gedächtnißstark, war sie eine lebendige Geschichtsquelle ihres Landes, die von allerlei lustigen Einfällen triefte, wie vom Schweiß, der ihr noch auf die Lippen trat.

Im Schweiße seines Angesichts muß Jeder unter dem Tropenhimmel die Tage seines Lebens verbringen. Der Gedanke selbst, hier in einem Paradiese zu leben, mitten unter

der größten Herrlichkeit und Pracht der freigiebigsten Natur, wird durch den Tropfen Schweiß, der uns dabei über die Stirne herabrollt, verbittert.

„Man denkt an das, was man verließ:
Was man gewohnt war, bleibt ein Paradies."

Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Panama zeigte sich ein großer Wechsel der Witterung. Es wehte der West über die Stadt; der Barometer sank um einige Grade; die Schwärme der giftigen Tabanos-Fliegen verschwanden aus Haus und Gasse; der wetterdeutige Alacran (Scorpion) zog sich in seine Schlupfwinkel zurück; die Cicade nistete sich nach der Stadt, die Zeit verkündend, die ihr Scheerenschleifergeräusch mit Feuchtigkeit dämpft, und endlich fiel der Regen in Strömen herab. Auf der glühenden Savanna schlossen sich die Erdrisse enge zusammen, den eigenthümlichen „grunelnden" oder Erd-Geruch ausbauchend, und bald unter einem grünen Rasenteppich verschwindend, auf dem sich die abgemagerten Weidethiere wieder gütlich thaten, während der Savannaro fleißig das hochaufgeschossene Guinagras zusammenschnitt und es nach der Stadt verkaufte.

Mit der Wiederkehr der Regenzeit kehrte auch die gefürchtete Epidemie wieder in die Mauern von Panama. Aber Alles, was sich losmachen konnte, floh und füllte die Schiffe im Hafen der Stadt. Eines derselben winkte auch mir mit seinen blinkenden Segeln, und ich verließ das herrliche Grün des Tropenlandes, um zwischen das himmlische Blau der See einzutreten.

II.

Nach Kalifornien.

Die „Sarah Elisa", auf der ich die Bai von Panama verließ, war ein großer amerikanischer Dreimaster. Das Schiff hatte schon einmal die Fahrt um Cap Horn nach Kalifornien gemacht, und hatte den Ruf eines guten Seglers. Lockend war daher schon deßhalb die Reisegelegenheit zu einer Zeit, in welcher des großen und plötzlichen Auswanderungsdranges wegen in Panama kaum mehr eine andere gefunden werden konnte. Aber das Interesse für dieses Segelschiff steigerte sich noch mehr durch die angepriesene Art seiner Ausrüstung.

Es gehörte einer Gesellschaft in Panama etablirter Ausländer, die nichts unterließen, um die Sonnenseiten ihres Schiffes kräftig an den Tag zu bringen, und dabei alle spekulative Thätigkeit der Schiffsmäklerei anwandten, um eine Passagiermenge zu erhalten. Das Schiff war neu angestrichen, ausgebessert und sorgfältig gereinigt. Auf dem Quaderdek wurden für mehrere Tage frisches Fleisch, duftende Tropenfrüchte und Alles das zur Schau ausgesetzt, für welches der Seereisende in den ersten Tagen seiner Fahrt am meisten Eßlust verspüren kann. Das Quaderdek glich einem Bruchstück eines tropischen Utopien, um welches sich über 200 Passagiere drängten, um da einsehen zu lernen, wie wenig stichhaltig ihre herrlichen Vorstellungen und Hoffnungen waren.

Die Sarah Elisa lag segelfertig in der Pearl archipelajo, der Bai vor Tabago, der 6 Meilen von Panama entfernten Insel. Es war Windstille, und man benutzte die Zeit, um noch einige Fässer Wasser an Bord zu holen. Die Passagiere hatten somit Gelegenheit, auf den Pirogen der Inselbewohner sich ans Land setzen zu lassen, und da noch einige Stunden zu verweilen. Gerne betrat auch ich den lieben Inselort, den ich schon einmal von Panama aus besucht hatte.

Tabago zeichnet sich namentlich durch seine ewig frische Vegetation aus. Während die Umgegend von Panama durch den Wassermangel ein weniger liebliches Aussehen hat, schmückt sich hier Alles mit dem prächtigsten Tropenwuchs. Die steinernen, zerstreut umherliegenden Gebäude des Orts selbst sind mit dichter Laubhülle umgeben, und bilden eine freundliche Niederlassung. Der Bach, von welchem sie durchrauscht, ist wildschön; mit Entzücken wendet man sich nach demselben, um wieder einmal am Fuße eines feuchten Felsens einen Trunk frischen Quellwassers zu genießen. Aber das köstliche Getränk wird verbittert. Die braunen Bewohnerinnen von Tabago stehen überall bis weit nach dem Berge hinauf im Bette des Baches, das weiche Quellwasser zu ihrer Wasche benutzend. Seifenschaum und was sich darunter nicht erkennen läßt, mischt sich mit dem Schaume des am Felsen brausenden Wassers. Und weiter oben am Bache stehen die Najaden des Orts, das kühle Naß mit ganzem Leibe genießend; zuletzt huschen die nackten Bergbewohner der Insel unter den aus einer Schlucht hervorstürzenden Wasserstrahl, über welche hinaufzusteigen der gesuchte reine Trank kaum die Mühe lohnt. Man trinkt daher am Fuße des Bergbaches

mit dem Bewußtsein, den gleichen Trank noch oftmals, und selbst verbitterter auf dem Schiffe genießen zu müssen.

Um so angenehmer aber schmecken auf Tabago die Ananas, die dort in großer Menge gezogen und billig zu haben sind. Mancher erinnert sich vielleicht an ein heimisches Erdbeerenbeet, wenn er mitten in dem Ananasgebüsche steht und auf der Zunge den saftreichen Bissen der kostbaren Frucht preßt, die nach Erdbeeren, nein, nach allem schmeckt, was die Natur der Gaumseligkeit in einem ihrer einzigen Produkte vereinigen konnte. Da hängen auch schwer mit Mangos belastete Zweige von Bäumen herab, die mit ihren breiten Kronen die kleine Wohnung ihres Eigenthümers beschatten, der geduldig die Reife der Früchte abbarrt, um sie dann in gegohrenes Getränk zu verwandeln oder auf dem Markte zu veräußern. Dem Fremdling wässert der Mund nach den fleischigen Pflaumenfrüchten; er greift nach dem Zweige und bricht ihn in seine Hand. Da zeigt sich unter der Thüre des beschatteten Hauses die sorgsame Hausfrau. Sie grollt und verwünscht den Verwegenen, der eine unreife Frucht in ihrer Entwicklung verdorben. Apage Satanas!

Auf einer andern Seite der Insel am Rande der See liegen mächtige Haufen von Steinkohlen. Sie gehören der kalifornischen Dampfschiffs-Compagnie, die sie als Ballast auf Segelschiffen aus dem Osten von Amerika herschiffen läßt. Ein Schmiede- und Küferetablissement befinden sich daneben. Es macht einen sonderbaren Eindruck, hier amerikanischen Gewerbsfleiß der Trägheit und dem Müßiggang der Inselbewohner gegenüber zu sehen. Man schaut verwundert zu, wie der schwere Schmiedhammer sich über dem glühenden Eisen schwingt und kräftig darniederfällt, sprühende Funken nach

dem Blätterwerk einer breitverzweigten Sapucaja, dem Topfbaume, verbreitend. Man ergötzt sich an der kaum ermüdenden Thätigkeit menschlicher Kräfte, nachdem man gewohnt war, nur Beispiele des Dulce hacer nada vor Augen zu haben, und um so würdiger erscheint der arbeitende Mensch da, wo er dazu bestimmt zu sein scheint, müßig die Gaben der Natur zu genießen oder allem anstrengenden Kunstfleiße zu entsagen.

Als ich auf Tabago nach dem Ufer der See zurückkehrte, hatten die Matrosen bereits ihr Wasser eingenommen und sich mit den meisten Passagieren an Bord des Schiffes zurückbegeben. Mit einigen Gefährten war ich genöthigt, mich durch einen Indianer dahin schiffen zu lassen. Das einfache Fahrzeug, in dem wir uns befanden, konnte uns kaum fassen; wir mußten auf den Knieen zusammen- und niederkauern. Dazu kam noch eine, die direkte Ausfahrt nach der Rhede abschneidende Brise, die uns überdies vermuthen ließ, daß die Sarah Elisa damit unter Segel gehen und im nächsten Augenblicke aus dem Gesichte verschwinden werde. Es ward Nacht, ehe man unsern Ruf auf dem Schiffe vernahm und uns Hülfe sandte. Nach großer Anstrengung und Gefahr langten wir durchnäßt und erkaltet an. — Wenn ich nun den Vorfall in gläubige Erwägung ziehe, so könnte ich darin das Omen einer Seereise annehmen, während welcher ich die betrübtesten Seiten meines Tagebuchs sammelte. — Es gibt in der weiten Welt genug solcher Vorereignisse, die für ein Unternehmen abschreckend werden könnten, wollte man sie beachten. Ist es nicht ein Vorgefühl, das uns damit gegeben wird, so ist man doch um so geneigter, auf das nachgefolgte Uebel sich thöricht zu schelten, kein deutsames Vorspiel darin angenommen zu

haben. Und doch sind es nur bigotte Menschen, die an Ahnung, Verhängniß, Vorgefühl und alles das, was mit poetischen Ausdrücken bezeichnet, aber nicht begriffen werden kann, glauben! . . .

Die Brise ward zum Sturme; die Sarah Elisa war genöthigt, die erste Nacht vor Anker zu bleiben. Des folgenden Morgens kreuzten wir in scharfen Winkeln zwischen den Perleninseln hindurch dem Seewind entgegen. Diese Inseln, felsig und riffig, theils durch die Brandung mit Meersalz überkrustet, theils mit Guano bedeckt, bergen noch immer große Perlenschätze in ihrer Nähe, die jedoch für den Fischer nicht mehr lockend genug zu sein scheinen. Lange schon ist die Perlenfischerei gelähmt, und der auf Tabago wohnende Perlenjäger findet sich kaum mehr gedrungen, in das gefährliche, durch die herabgedrückten Preise der Perlen gestörte Geschäft unterzutauchen, seitdem er, bei der größern Frequenz seiner Heimat, Verdienst und Unterhalt anderwärts genug findet. Verschiedene Gesellschaften haben versucht, ihn wieder anzuspornen und das Geschäft selbst umfassender zu betreiben, jedoch ohne erwünschten Erfolg. Nicht leicht werden für die Perlenfischerei bei Panama wieder solche Zeiten eintreten, von denen die mit Perlenmuscheln bedeckten Thürme der Kathedrale das bezeugendste Glücksdenkmal sind.

Zuweilen findet man Perlen am Ufer der Bai durch die Wogen herangespült; manche fallen so in die Hände der Wäscherinnen, und werden dann um ein paar Realen verkauft. Wie billig dieselben zu haben sind, bezeugt schon das Perlenland oder der brillante, dicht mit Perlen besetzte Haarkamm der Farbigen, den Jede zu erringen strebt, und der in ihren Haaren ebenso gewöhnlich ist, wie am Halsbande

des Eingebornen der nierenförmige Cujakern oder Elephantenzahn, mit dem er Wunder thut. *)

Etwa drei Meilen von den Perleninseln entfernt stand der Wind auf die Segel, und, angebraßt, nahm das Schiff diejenige Richtung, die wir zu gehen hatten. Bald verschwand das Land aus unserm Sehkreise; — noch ein Rückblick, und die Bilder der See kamen entgegen.

Wenn wir eine Aequatorialgegend verlassen, so erhält der ästhetische Genuß, den uns der bunte Schmuck der Erde, der unendliche Reichthum schöner, farbiger Gestalten und Erschei-

*) Eine Therebinthacee; der Kern enthält einen bittern Stoff, der eine dem Chinin ähnliche medizinische Wirkung besitzt. Die Eingebornen schaben ein Bischen von der Kernsubstanz ab und trinken sie mit Wasser gegen Fieber und sehr gewöhnlich als Gegengift beim Scorpionen- und Schlangenbiß. Die Frucht selbst ist eßbar, hat jedoch einen widerlichen Terpentingeschmack, wie alle Tropenfrüchte, wenn sie nach der Reife noch lange am Baume den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, oder nicht früh gepflückt, im Schatten ausreiften. Man kann den Geschmack zerstören, wenn man die Früchte über Nacht in irdenen Gefäßen der Maceration hingibt. An diesen Terpentin-Geschmack oder Gehalt gewöhnt man sich indessen bald, und er erscheint einem selbst nach öfterm Genuß der herrlichen Saftfrüchte als ein angenehmes Gewürze, das, wie der Pfeffer, zur leichtern Verdauung beizutragen scheint, was ich aus Erfahrung bestätigen zu können glaube, indem ich während meines Aufenthalts unter den Tropen täglich Morgens und Abends sechs bis zwölf Stück Apfelsinen (das Dutzend kostet etwa fünf Cents) oder viele andere Früchte genießen konnte, und dabei an Eßlust und Wohlbefinden stets gewann. — Sich an die Diät des neuen Landes zu gewöhnen, in welchem man sich befindet, ist stets Hauptregel zur Erhaltung der Gesundheit.

nungen gewährte, die angenehmsten Erinnerungen, und haben wir zugleich diese mannigfaltigen, den Sinn für Schönheit reizende Aeußerungen der Natur verstehen gelernt, so erscheinen sie um so außerordentlicher und leiten zu allerlei Betrachtungen.

Die dunkeln, starken, je nach der Jahreszeit wieder durch chemische oder physikalische Ursachen in andere Nuancen übergehenden Farben der tropischen Erzeugnisse jeder Art, — man betrachte nur das prächtige Gefieder der Vögel und den brillanten Schmuck der Fische und Insekten — sind so auffallend, daß sie für jene Erzeugnisse völlig charakteristisch sind. Forscht man nach dem Grunde dieser eigenthümlichen Erscheinungen, so stößt man überall auf Gesetze, die zum Bestehen und Gedeihen der einzelnen Schöpfungen nicht nur nothwendig sind, sondern auch zum Wohle und zum ergötzlichen Dasein des höchsten Geschöpfes, des Menschen, geschaffen zu sein scheinen.

Kein Insekt, kein Pflanzenkeim würde auf der glühenden Savanna bestehen können, würde der von der Sonnenhitze zerrissene Boden durch seine große Porosität und die, von einem starken Eisengehalt herrührende, dunkle Farbe während des Tages Wärme und Licht nicht begierig verschlucken, um erstere mit gleicher Leichtigkeit bei Abkühlung der Luft an diese wieder abzugeben, oder vielleicht beide in seiner Tiefe auf noch unerforschte, aber mögliche Weise zum Theil zu zersetzen; unerträglich würde auch bei andern, entgegengesetzten Eigenschaften des Bodens, die Itensität des reflektirten Lichtes und der Wärme für den Menschen sein. Aehnliche Wirkungen von innerer und äußerer Zweckmäßigkeit erkennt man bei der durch dunklere Tinten und zellenlockere Gebilde ausgezeichneten Tropenvegetation und bei allen lebenden Wesen der Tropen selbst.

Bei all dem spielt indessen die unter den Tropen vorwiegende Waldvegetation die wichtigste Rolle. Wie wunderbar äußert sich nicht schon das Tagleben der Pflanzen bloß in Beziehung auf ihr farbiges Kleid! Das eigenthümliche Blattgrün verdunkelt sich bei der des Tages erfolgenden Nahrungsaufnahme (von Kohlensäure) der Pflanzen und dient somit nicht wenig dazu, das allzu grelle Sonnenlicht, durch leichtere Verschluckung oder geringere Brechung desselben, zu mildern, während es des Nachts, bei mechanischer Absorbtion von Sauerstoff der Pflanzen, an Helligkeit und Lebhaftigkeit gewinnt, und so vielleicht an den Ursachen der scheinbaren Morgen- und Abenddämmerung theilnimmt. Es vermindert sich hiebei das harzige, wasserstoffreiche Blattgrün, und es würden sich bei fortdauerder Abwesenheit des Lichtes oder selbst bei längerer Schwächung seiner Einwirkung, wie z. B. im Winter, rothe und gelbe Farbstoffe bilden, die das Licht stärker reflektiren. Dieses, so von den Blättern gebrochene grüne Licht, ist wieder von gutem Einfluß beim Reifen der Früchte, deren Säuregehalt verschwindet und die allmälig eine Umwandlung ihres Stärkmehls in Gummi und Zucker erleiden. Mit der Nuancirung des Blattgrüns durch das Sonnenlicht ist zugleich bei manchen Vegetabilien eine eigenthümliche Geschmacksveränderung ihres Saftes verbunden. So schmecken die Blätter der Cotyledon Calicina und der Cacalia ficoides des Morgens sauer, gegen Mittag sind sie geschmacklos und Abends bitter, ein Beweis, welche Rolle die verschiedene Stärke des Lichtes bei der Stoffaufnahme der Pflanzen spielt, deren Farbengluth dem Chemiker in Wirklichkeit als das Ergebniß einer Verbrennung erscheint. Noch manche andere Eigenthümlichkeiten und Vortheile für das Pflanzenleben der Tropen

ließen sich hiebei angeben und erforschen; doch es würde zu tief in das Gebiet der physiologischen Chemie greifen, um hier bildlich dargestellt werden zu können. Des Nachts, wenn auf der Erde und in den Wipfeln der Bäume jedes Wesen sich der Ruhe ergibt, so entwickelt die Natur im stillen Tropenwalde die bewundernswertheste Thätigkeit. Die reichlich verschluckte Wärme strömt leicht nach der Höhe der Lüfte, die, wenn sie wolkenfrei und helle sind, den Prozeß befördern und dies gerade dann, wenn es Umstände zu erheischen scheinen, also in Sommernächten eher, als zur Winterszeit. Je stärker die Ausdünstung, um so größer die Abkühlung der nächsten Luftschichten über der Erde und um die einzelnen Schöpfungen des Waldes. Es bildet sich in der Höhe eine, gegen die Mondstrahlen und jede den zartern Pflanzengebilden schädliche Kälte schützende Dunstwolke, die beim Wiederbeginn der Tagesphänomene als erfrischender Thau herabfällt.

Diese nächtliche Ausdünstung erzeugt zugleich durch ihren Druck und die ausgleichende Wirkung von Wärme und Kälte die dem Schiffer dienenden Landwinde, welche des Tages über, bei der Wärme-Absorbtion, durch die Seewinde verdrängt werden, und dieses fortwährende, leicht vorsichgehende Wechselspiel der Lüfte bewirkt eine innigere Vermengung des von den Pflanzen ausgeathmeten, dem animalischen Lebensprozesse dienenden Sauerstoffs mit den übrigen Gasarten der Atmosphäre.

In den Tropenländern soll diese sauerstoffärmer sein als in den Ländern der kältern Zonen. Der Mensch müßte sich hier somit belästigt fühlen; da sich aber bei dem geringern Gehalte der die Blutsverbrennung befördernden Lebensluft oder des Sauerstoffs ein größeres Verlangen nach Pflanzen-

nahrung kund gibt, und diese gerade weniger Sauerstoff verlangt, um die dem Stoffwandel und Athmungsprozeß zugehörenden Verbindungen, Kohlensäure und Wasser, zu erzeugen, so ist das Gleichgewicht wieder hergestellt, oder besser gesagt, die Tropenatmosphäre hat ihre richtige, dem Genusse des Menschen genügend entsprechende Zusammensetzung.

Die Nahrungsmittel des Tropenländers bestehen meistens aus Stärkmehl, Zucker und Gummi, welche Stoffe allmälig im Organismus in Fett übergehen und ein lockereres Zellgewebe bedingen, das, wie die dunkle Farbe der Haut, zur leichtern Ausscheidung der flüchtigen Stoffe und zur größern Lebensthätigkeit, ähnlich wie bei den Pflanzen, beiträgt. — Bedenkt man nun aber, daß in der heißen Zone das thierische Leben weniger Sauerstoff verbraucht, und daß anderseits das vorwiegende Pflanzenleben sehr viel Sauerstoff, ja mehr ausathmet, als daß es in Form von Kohlensäure der Luft entzieht, während es auch, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, zu seiner Nahrung von dem Stickstoff der Atmosphäre verzehrt, so ist es auffallend, daß die Tropenluft noch sauerstoffarm sein kann. Der Sauerstoff müßte denn hier noch eine andere Verwendung finden, und dies könnte der Umstand andeuten, daß man besonders in den Tropen mittelst des Ozonometers stark ozonisirte Luft entdeckt, — jenes eigenthümliche atmosphärische Prinzip, das noch eine wichtigere Rolle im Haushalte der Natur zu haben scheint, als sie bereits erkannt wurde.*) Es ist dies eine Muthmaßung, zu der man

*) Wer den in der sehr anregungsvollen Schrift: „Ueber das Ozon im Boden als die unerschöpfliche Quelle des Stickstoffs, und über dessen Verhalten bei der Vegetation, von Dr. Frd. Schmalz" ausgesprochenen, und den unvergänglichen Ozon-

sich angeregt fühlt, wenn man weiß, daß unter dem Tropenhimmel die Natur sich mit der vielseitigsten Wirksamkeit bewegt, dem Forschen noch so viele Räthsel darbietend, und selbst ihre vielgepriesenen Naturgesetze, die wir zum Theil verstehen, meistentheils aber nur in ihren Wirkungen schauen können, oft überschreitet und gerade da überschreitet, wo ihre Ueberschreitung erforderlich oder bestimmt zu sein scheint, um in Beziehung zum organischen Leben Mißverhältnisse auszugleichen.

Wie auf dem Lande, so bemerkt man auch auf der See unter den Tropen die größte Farbenpracht. Die glänzendsten Tinten der Wolken, und das lieblichste Blau endlos nach oben und unten, gewähren eine ungewöhnliche Ueberraschung. Und wenn der Abendhimmel seine Farben mengt, und „er seinen Bogen in die Wolken setzt" als ein Zauberkreis für Herz und Geist, dann kann diese Ergötzlichkeit durch keine andere übertroffen werden. Das Irisiren der Seesterne, die

---

theorien von Herrn Professor Schönbein angeknüpften Vermuthungen beistimmt, dem gewähren zu fernern im Interesse derselben liegenden Forschungen die Tropen das reichste und bedeutungsvollste Gebiet. — Wie bei der Thaubildung im Tropenwalde so findet man auch auf dem Tropenmeere die Atmosphäre in bedeutendem Grade mit dem Miasmenzerstörenden Ozon geschwängert, als Folge der vielen Entladungen der bei der starken Verdunstung des Meeres sich leicht bildenden Gewitterwolken. Am intensivsten jedoch zeigt sich die Wirkung der atmosphärischen Luft auf das Ozonometer am Anfange der Regenzeit, wenn die von der Sonnenhitze weit aufgesprungene und poröse, sehr eisen- oder eisenoxydul-, thon- und humushaltige Tropenerde unter Zusammenziehung und auffallender Farbenveränderung begierig Wasser verschluckt und das Aushauchen der eigenthümlichen amoniakähnlichen Erdgase bewirkt.

Newton'schen Farbenringe auf dem, mit einer Clio Borealis-Schicht bedeckten Spiegel der ruhigen See, und die ähnliche Farbenspiegelung auf der blasigen Haut des gemarterten, langsam absterbenden Haifisches, dessen Tod der Matrose, der ihn rachegierig erzeugte, den „rosenfarbigen" nennt, — alle diese und andere gewöhnliche Erscheinungen machen selbst einen größern Effekt. Oft contrastirt das tief blaue Wasser in der Nähe oder im Schatten des Schiffes mit dem hellsten Grün in der Ferne, wo es jene eigenthümlichen Seeflecken bildet, über deren Entstehung noch verschiedene Ansichten herrschen. Bei genauerer Beobachtung dieser zuweilen wandernden Seefelder findet man indessen, daß sie dann am deutlichsten und schönsten sind, wenn sich durch eine Temperaturerniedrigung der Luft über dem Wasserspiegel Dunstschichten erzeugten, die sich im Sonnenscheine allmälig wieder auflösen, nachdem sie durch die leichte Brise wolkenartig zusammengetrieben wurden. — Göthe sagt in seiner Farbenlehre §. 78: „Wenn die Taucher sich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke scheint, so ist alles Beleuchtete, was sie umgibt, purpurfarbig, die Schatten dagegen sehen grün aus." §. 164: „Der Grund des Meeres erscheint den Tauchern bei hellem Sonnenscheine purpurfarbig, wobei das Meerwasser als trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bei dieser Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe ist." Vergleicht man dieses Phänomen unter dem Wasserspiegel mit dem Analogen über demselben, und stellt die Dunstwolkenschicht dem schattenerzeugenden Mittel gleich, so kann man sich auch durch die Refraktion des Sonnenlichtes die grünen Seeflecken erklären.

Das wunderbarste, an Döllers dissolving views er-

innernde Farben- und Lichtspiel, zeigen auch Sonnen-Auf- und Untergang, während eine Vollmondsscene unter dem Tropenhimmel einen unbeschreiblich geisterhaften Eindruck macht. Aber bei all dieser Herrlichkeit und Pracht muß der Seereisende bald die Erfahrung machen, daß er sowohl durch die drückende Hitze, als durch die fürchterlichen Donnerwetter, deren gewaltige Kraft sich hier in ganzer Größe zeigt, wenn „der Blitz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen", und die weit jene Vorstellungen Derer übertreffen, welche sie nicht aus Erfahrung kennen*), zu einem leiblichen Unbehagen herabgezwungen wird, bei welchem er gegen seine ganze Umgebung eine leicht erklärliche Abneigung hegt, so daß alsdann oft die großartigsten Erscheinungen in Luft und Meer an ihm reizlos vorüberziehen oder in ihrer wahren Größe nicht aufgefaßt werden können. Der blasse, an den Mast angelehnte, vom Mondlicht umflossene Seefahrer, in welchem man vielleicht vom Lande aus etwas Interessantes erschauen würde, wirkt schon durch seinen Theergeruch eben so abstoßend, als das aufgetischte, pikante, durcheinanderge-

*) Die Benennung „Stilles Meer" klingt demjenigen, der solche Stürme schon erlebt hat, wie Ironie. Ich habe auf dem Atlantischen Oceane nie so hohe und wilde Wogen gesehen, wie gerade auf der Südsee; doch scheint sich hier der Sturm viel rascher wieder zu legen oder zu stillen als dort, wahrscheinlich in Folge des größern spezifischen Gewichts des gesättigteren Salzwassers. Wenn die ersten Seefahrer die Südsee vielleicht deßhalb *still* nannten, weil sie noch von keiner ausgedehnten Schifffahrt belebt war, so verdient sie nun heute das „gewimmlige Meer" genannt zu werden, in Betracht des großen Seeverkehrs zwischen Südamerika, Australien, Ostindien, China, den Sandwichsinseln, Kalifornien und Mexiko.

braute Schiffsgericht, und der breite Vollmondsschein, der über der schwach gerippten Wasserfläche mit einem Silbernetze zu vergleichen wäre, aus dessen Maschen die Fische des Meeres hervorspringen, erscheint als ein Leichentuch. Große Mißstimmung und üble Laune sind eine unabweisbare Mitgabe auf der Tropenseereise. Aufgeregtheit des Empfindungsvermögens, das sich nach den leisesten äußern Einflüssen richtet, wechselt mit großer Abgespanntheit, und man hat Mühe, jenem lethargischen Zustande zu entgehen, in welchem man einem dahinschleichenden Gespenste gleicht und selbst für die in Wonne und Lust auf der See herumtaumelnden Töchter des Nereus keine Sympathie empfinden könnte. In diesem marinirten Zustande sich selbst zu beherrschen, würde viel Kraft erfordern, und die längere Dauer und die öftere Wiederholung desselben müßte für die Sinne höchst abstumpfend sein, wie man Beispiele bei ältern Seefahrern leicht erkennen kann, welchen die ewige Dreizahl des Seelebens mit den Attributen „grau, griesgram, grämlich" das Aussehen des olympischen Zeus gibt, der durch das Winken seiner Brauen den Erdball bewegte.

In einer solchen Situation des Unbehagens befanden sich denn auch die Passagiere der Sarah Elisa während der ersten Tage der Ausfahrt nach der Höhe des Stillen Meeres unter dem 6. Grad nördlicher Breite. Capitain Monroe hatte die Absicht, den Nordostpassat zu erreichen und mit demselben nordwestlich zu laviren. Mit Eintritt des Sommers wird auf der nördlichen Halbkugel zuweilen der Nordostpassat von dem von Süden herkommenden Tradwind zurückgedrängt, es entsteht der Monsoon oder Mousson; mit diesem sollte dann nordöstlich gesteuert werden. Der Capitain hegte die vollkommene Ueberzeugung, die Reise in fünfzig Tagen zu vollenden.

Wir liefen südwestlich bis zum 90. Grade westlicher Länge stets mit vergeblichem Bemühen, nordwestlich zu steuern, und als wir schon bis auf 3 Grade dem Aequator nahe gekommen waren, zeigte sich statt des erhofften Monsoon's, vollkommener Windstillstand. Hier ist die Grenze des Nordostpassats, und nicht ohne Besorgniß erkennt der Seefahrer eine todte Wasserfläche, auf welcher das gefährliche Schiffsfieber selten ein Schiff verschont. Kein Lüftchen scheint sich erheben zu wollen; nur des Nachts hebt und senkt sich zuweilen träge das stille Element, das Schiff etwas von der Stelle schaukelnd. Der Schiffsreisende erwacht dann wieder aus seinem dumpfen Hinbrüten, hoffnungsvoll nach der Richtung spähend, aus welcher er die verstärkte Wirkung einer Seebrise erwartet. Aber vergebens, denn die schwankende Bewegung der See ist eine Wirkung des Mondes, die Folge eines siderischen Einflusses, die ihm eben so räthselhaft erscheint, als das gerade auch hier öfters vorkommende St. Elmsfeuer.

Unausstehlich ist der Tag; die Nacht kann vielleicht durch den Anblick des Sternenhimmels Zerstreuung gewähren, wenn die Sinne noch rege genug sind, sich von dem großen Glanz und dem hellen Farbenschimmer der südlichen Constellationen fesseln zu lassen. Das schon oft beschriebene südliche Kreuz vermag wohl Jedem Bewunderung einzuflößen. Man kann von ihm kaum mehr etwas Neues sagen, wenn man seinen reizenden Anblick mit dem eines diamantnen Kreuzes auf dem jungfräulichen Busen vergleicht. Ich habe es indessen in Wirklichkeit mit einem antiken Galgen verglichen, dem ich auf der Sarah Elisa meine letzte heitere Stimmung opferte, als am achten Tage sich die peinliche Lage unseres Schiffslebens änderte. — Auf ein starkes Wetterleuchten folgte ein heftiger

Windstoß, ein Squall, und unter „double reefed topsails“ gelangten wir aus der Scylla in die Charybdis.

Wir hatten nur für 60 Tage Lebensmittel an Bord, und waren schon 30 Tage auf der See, als wir uns unter dem 9. Grade nördlicher Breite und 95. Grade westlicher Länge befanden. Das Wasser mußte schon einige Male durch Regenwasser ersetzt werden, das durch seine unreinen, beim Sammeln vom Verdecke hergekommenen Beimengungen zu einer faulen, ammoniakalischen Flüssigkeit sich verwandelte, die mit dem größten Widerwillen genossen wurde und oft Erbrechen erregte. Mit dem dreißigsten Tage wurden die Speisen sowohl in der Cajüte wie im Zwischendeck schon in halben Portionen aufgetragen. Das gesalzene Fleisch, das im Anfange kaum beachtet wurde, war nun die Hauptspeise. Alle andern Gerichte waren verschwunden. Frisches Brod durfte nicht mehr gebacken werden; ich hatte das letzte Stück an meinem Geburtstage genossen.

Nach 50 Tagen wurde die Kost den Cajüten- wie den Zwischendeck-Passagieren aus einem und demselben Topfe vertheilt. Zur Verherrlichung des amerikanischen Washingtonfestes wurde der letzte schmackhafte Bissen bereitet, nachdem man sich gestritten hatte, ob das dazu zu verwendende Mehl nicht noch aufgespart werden sollte. Wir befanden uns damals unter dem 20. Grad nördlicher Breite und 111. Grad westlicher Länge. Der Wind trieb uns fortwährend nach Westen, und da wir so der Noth immer näher rückten, so wurde Capitain Monroe ersucht, zurück nach der Küste zu kreuzen, um wo möglich neue Lebensmittel einnehmen zu können. Er war nicht gewilligt, auf den Vorschlag einzugehen; er hoffte vielmehr einen Grad weiter westlich den Monsoon zu erreichen, und

mit demselben in 20 Tagen nach San Francisco zu gelangen. Wir erreichten den 112. Grad, aber noch immer zeigte sich keine andere Richtung des Windes. Der Unwille der Passagiere steigerte sich in hohem Grade. Nochmals wurde der Capitain ersucht, umzukehren, aber vergeblich; er wurde hierauf für alle Folgen verantwortlich gemacht.

Durch einen heftigen Sturm war das Schiff auf der Larbordseite zwischen den Planken so stark leck geworden, daß das eingedrungene Wasser während einer Nacht bis über den Ballast zu stehen kam. Dieser bestand aus Sand, der bei der letzten Reise in San Francisco eingenommen wurde. Als man die Pumpen anzog, da zeigten sich dieselben durch den aufgeschwemmten Sand verstopft. Erst nachdem man sie mehrere Male hinausgehoben und mit einem passenden Seihapparat umgeben hatte, gelang es mit großer Anstrengung der Matrosen und Passagiere, der Gefahr entgegenzuarbeiten. und die lecke Seite zu verkalfatern. Doch das Pumpen blieb von nun an eine tägliche Beschäftigung der Passagiere.

Das Schiff wurde nun durch einige Bevollmächtigte durchsucht, und vom Reste der Lebensmittel Notiz genommen. Der Schatz, den man so entdeckt hatte, bestand aus gefaultem Salzfleisch, zerbröckeltem, moderigem Zwieback, verdorbenem Reis und Abgängen von Fett. Dieses Zeug befand sich, nach der Aussage eines ältern Matrosen, schon seit Jahren auf dem Schiffe und war als Schweinefutter bestimmt. Es wurde indessen mit jedem Morgen den Abtheilungen der Passagiere zugewogen, damit jeder Einzelne seine Portion nach Belieben gebrauchen konnte.

Koch und Steward waren seit einigen Tagen schon ihres Amtes entledigt; die Küche ward zum republikanischen Eigen-

thum, und da man ebenfalls Mangel an Holz hatte, so durfte nur während zwei Stunden des Tages gefeuert werden. Jeder drängte sich alsdann hinzu, um so gut als möglich seinen Bissen kochen zu können. Daß es bei dieser Anordnung öfters Zank und Streit gab, läßt sich leicht vermuthen. Der emeritirte Koch, ein häßlicher, böswilliger Neger, der gewohnt war, einigen Passagieren auf geheime Weise für „Cash" gewisse Vortheile zu gewähren, war der erste, dessen Streben nach Eigennützigkeit von den Matrosen mit blutigen Schlägen belohnt wurde, da sie von nun an die Küche und die größte Gewalt in ihren Händen hielten. Der Capitain selbst übertrug seine Amtsverrichtung an einen ihm befreundeten Gehülfen und war selten mehr zu sehen. Die Steuerleute verdienten das Lob, überall freundlich und theilnehmend den Passagieren gegenüber zu handeln und mit ihnen das bittere Loos geduldig zu theilen. Sie versahen die Küche dadurch wieder mit Brennmaterial, daß sie vorräthiges Mastenholz zerspalten ließen und die Feuerung selbst leiteten. — Thee, Caffee, Zucker und Gewürze wurden seit dem sechszigsten Tage entbehrt. Das Fett war das einzige Mittel, den verdorbenen Proviant etwas genießbar zu machen und uns vor rascher Abzehrung zu bewahren. Ich hatte die Gelegenheit, die erhaltende Wirkung desselben für den hungernden Leib nun praktisch kennen und wie ein Lappländer preisen zu lernen, als mir der Versuch gelang, aus den mit Salzwasser gereinigten und mit Fett vermengten Zwiebackresten ein Gericht zu bereiten, das durch seine ziemliche Schmack- und Nahrhaftigkeit bald bei allen Passagieren Nachahmung fand.

Aber auch diese letzte Nahrung ging zur Neige. Bittere Anklagen, Verwünschungen und Streitigkeiten aller Art tauch-

ten von allen Seiten auf. Die Matrosen hatten im untern Schiffsraume ein Tönnchen Pulver gefunden und unter sich und ihre gewonnenen Anhänger vertheilt, um sich im Falle einer Emeute sicher zu stellen oder selbst eine solche anzuzetteln. Ihre Hauptabsicht war aber die, bei günstigerm Winde mit dem Reste der Lebensmittel auf den Booten das Unglücksschiff zu verlassen und der Küste zuzurudern. Versahen sie noch ihren Dienst, so geschah es nicht aus Gehorsam oder Dienstpflicht, sondern lediglich um ihrer selbst willen.

Jeden Tag sah man Vorparthien auf dem Verdecke; die empörendsten Drohungen wurden laut und selbst die Vorgesetzten durften dem Unfug keine Einwendung machen. Man verwünschte mit gemeinen Ausdrücken den Capitain, und als durch einen Matrosen bekannt wurde, daß das gebrechliche Schiff schon vor Jahren in New-York condemnirt worden war, und die ganze Reise eine gewagte Spekulation sei, bei welcher Capitain Monroe selbst Antheil habe, da verschwand der letzte Funken Achtung vollends, den man ihm gezollt. So wurde ihm einst, als er über seinen nautischen Berechnungen eingeschlafen war, der Hut abgenommen und auf die Spitze des Hauptmastes befestigt mit der an diesen geschriebenen, auf die Irrfahrt anspielenden Devise: **Capt. Monroe is looking out for the arctic navigator Franklin!** (Capt. M. schaut nach dem arktischen Schifffahrer Franklin). Ein ander Mal vermißte er seine Stiefel. Als er die Matrosen darüber zu Rede stellte, wurde ihm barsch zur Antwort: man habe sie aus Hunger gefressen.*)

*) Wie der Amerikaner im größten Unglück noch seine Standhaftigkeit und Geistesgegenwart zu bewahren weiß, so verläßt

Nicht minder achtungslos begegnete man dem zweiten Capitain. Es wurde Alles angewandt, der Erbitterung Luft zu machen oder Anlaß zu Hohn und Spott zu geben. Es wurden Karrikaturen gezeichnet und die Persönlichkeit des Capitains damit eben so lächerlich als verhaßt gemacht. — Die Noth stieg unterdessen aufs Höchste; noch ein Paar Tage, und wir hätten uns damit vertraut machen müssen, Beispiele jener Greuelthaten zu erleben, an denen die Jahrbücher der Schifffahrt in den Tagen des Hungers so reich sind. Folgendes Tagebuchblatt schrieb ich damals unter den schlimmsten Erwartungen:

„Stiller Ocean; Longitude 131 Grad westlich, Largitude 30 Grad nördlich. Nachdem mir der Hunger einige narkotische Tropfen eingegeben hatte, mochte ich vergangene Nacht bis nach drei Uhr Morgens geschlafen haben. Unruhiges Hin- und Hergehen auf dem Verdeck brachte mich zum Erwachen. Leises Plätschern der Wellen an der Schiffswand, und das

---

ihn auch beim drückendsten Geschick sein guter Humor nie und nimmer. Es sind dies sehr charakteristische Eigenschaften der Bewohner der neuen Welt, die der Ausländer hochschätzen lernt, und die ihn besonders auf Reisen dazu bestimmen, sich amerikanische Gefährten zu erwählen, mit denen er sicher überall gut durchkommt, und seien sie auch von jener Klasse, von der man ausrufen könnte: **Comment pourrait on s'y perdre?!** Hat auch der gewöhnliche Amerikaner so manche rohe Seite, — sein Muth, seine Gewandtheit, Willens-, That- und Urtheilskraft, seine Hochherzigkeit und Hingebung, die man sich erwirbt, wenn man ihm nur ein Bischen zu imponiren weiß, machen ihn zu einem vorzüglichen Begleiter. Doch ist gerade dieses Imponiren für den Fremdling erforderlich; denn ohne dasselbe ist er ein verlorner Mann (**a lost man**).

Geräusch schlaff herabhängender Segel, sagte mir, daß der Wind sich gelegt und das Schiff dem Stillstande überlassen habe. Ich horchte einen Augenblick stille zu, und vernahm das Seufzen und Stöhnen einiger Passagiere, denen die eingetretene Windstille die letzte Hoffnung auf Rettung genommen zu haben schien. Es war weniger der Hunger, als die große Täuschung, wodurch sie zu einem solchen Strom bitterer Klagen und Vorwürfe genöthigt wurden. — Der Hungernde zur See verspürt erst dann mit aller Macht den in seinem Leibe knurrenden Feind, wenn die Segel am Maste schlaff herabhängen wie die Hautfalten seines leeren Leibes, wenn die Lüfte aufhören, die Gluth seiner Hoffnungen und seines Muthes anzufächeln.

„Ich zwang mich, diesen ansteckenden Klagetönen das Gehör zu entziehen; vergebens, ich trug das Contagium schon im Herzen und blieb ruhegestört, von schwarzen Bildern umflattert. Als ich mit Tagesanbruch das Verdeck betrat, standen mehrere Passagiere auf der Ankerbrücke, nach einem weißen Punkt spähend, der ihnen am fernen Horizont ein Segel verkündete. Es war ein uns entgegenkommender Dreimaster.

„Um acht Uhr Morgens war uns das Schiff so nahe, daß wir es sprechen konnten. Unsere Flagge wehte als Zeichen der Noth auf der Hälfte des Hintermastes. Der Capitain des fremden Schiffes zauderte jedoch lange, das Signal zu erwiedern. Man hatte gehofft, ein amerikanisches Schiff begrüßen zu können, die Flagge gab endlich einen Engländer zu erkennen. In dem Augenblicke, wo die Capitaine das Sprachrohr an die Lippen setzten, herrschte Todtenstille unter den an die Schiffswand gedrängten und auf Masten und Strickleitern vertheilten Passagieren. Ein feierlicher

Ernst spiegelte sich auf den blassen, hagern Gesichtern, wobei die zusammengepreßten Lippen einen Freudenruf bereit zu halten schienen.

„Der übliche Gruß tönte von den Schiffen herüber. Das „Woher"? und „Wohin"? unseres Capitains wurde mit „von San Francisco" und „nach den Sandwichsinseln" beantwortet, und als endlich auf unsre Frage „habt ihr Lebensmittel an Bord?" ein kurzes „Nein" erfolgte, da verrieth die plötzliche Niedergeschlagenheit und ein dumpfer Laut, der sich statt des Freudenrufes kund gab, deutlich genug, wie schreckensvoll das rasch gesprochene Wort herüber klang. Die Einen sanken wie vom Blitze getroffen in die Knie und schlichen stumm nach ihren Betten zurück, dem Hunger nochmals die Zügel des Schlafes anzuzwängen, die Andern blieben wie angeheftet auf ihren Stellen zurück, mit starrem Blicke nach dem stolz mit dem Winde dahinsegelnden Dreimaster gaffend, der sie mit seinen schiefstehenden, einer an die Nase gehobenen, ausgebreiteten Hand gleichenden Masten, zu verspotten schien. — Ob der englische Capitain wahr gesprochen, ob er es für gefährlich hielt, mit einem Schiffe länger zu verkehren, auf welchem ihm eine Menge elend aussehender Gestalten das Vorhandensein einer epidemischen Krankheit befürchten ließ, oder ob er die geringe Sympathie, die zwischen diesen Flaggen herrscht, geradewegs kund geben wollte, blieb in Frage gestellt; auf jeden Fall aber würde sich ein amerikanisches Schiff nicht so schnöde zurückgezogen haben."

Von dieser Zeit an hatten wir wieder Sturm. Zu entkräftet, sich dabei auf dem Verdeck halten zu können, blieben die meisten Passagiere in ihren Betten. Ihr Jammer wurde

von dem Geräusch der tobenden See übertönt, und die Qualen des Hungers durch die des Sturmes in Vergessenheit gebracht. Es war kein Sturm, der überfüllte Brodkörbe und Küchengeräthschaften umstürzen, den Magen zu unnatürlichen Entleerungen nöthigen und Ekel gegen eine vorgesetzte Speise erzeugen konnte; es war ein Sturm, der überall in leeren Räumen polterte, die durch den Hunger in Magen ergossene Galle ins Blut zurückrüttelte, und gewiß Jedem den unverwischbaren Stempel der bittersten Erfahrungen in sein Gesicht drückte oder das Gift unergründlicher Nachwirkungen ins Herz verbreitete; ein Sturm, der tief ins Leben greift, ihm die letzte Stütze zu verderben drohte, und der den Gequälten unwillkührlich zu dem Wunsche nöthigte: „Ich möcht' am liebsten sterben, Dann wär's auf einmal still!"

„So ein unaufhalsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle."

Wenn die Noth am größten, dann ist auch auf der See die Hülfe nahe. Wir entdeckten eine amerikanische Brigg, die uns Proviant verkaufen konnte. Unbeschreiblich war die Freude der Passagiere, und unbegreiflich die Thatsache, daß sie sich schon nach 24 Stunden wieder in einem guten Humor befanden, wie wenn sie nie vorher einen Klagelaut ausgestoßen hätten. Freude und Glück erhöhten sich noch mehr, als man zehn Tage später die Küste von Ober-Kalifornien erblickte und das neue Land mit einem allgemeinen Jubelruf begrüßte. Mit einem leichten Südwind gelangten wir hierauf

in den 1803 von Vircaino entdeckten Hafen von Monterey, nach einer hundert und neun Tage langen Irrfahrt.

San Francisco war das Ziel meiner Reise; ich entschloß mich jedoch mit noch einigen Gefährten, das Schiff hier zu verlassen. Nach einer nochmaligen, zwölftägigen Fahrt erreichte dasselbe mit den übrigen Passagieren die Bai von San Francisco, wo es, nachdem das Geschick seiner Reise bekannt und gegen seine Eigenthümer Klage erhoben, zum zweiten und letzten Male condemnirt wurde. Es hatte alle schlechten Eigenschaften: es war gebrechlich, morsch und schlecht gebaut, so daß es bei dem günstigsten Winde nie eine gehörige Knotenzahl zurücklegte. Seine Hauptuntugend war, daß es fortwährend nach der Länge schwankte und das widerliche und hinderliche „Pittching" verursachte. Bei heftigem Wind war es kaum zu leiten. Deßhalb lag es auch im Plane des Capitains, sich so weit als möglich von der Küste zu entfernen, wodurch wir an der Grenze des Nordostpassats, in der Nähe des Aequators, einer Löthrohrflamme ausgesetzt wurden und, dieselbe durchkreuzend, eine Feuerprobe zu bestehen hatten, die der, wie der fliegende Holländer immer gegen den Wind segelnde „Hungerkapitain" nimmer verantworten kann.

Wenn die Passagiere der Sarah Elisa all dieses Elend so lange auszudauern vermochten, so kam es daher, daß es meistens junge, rüstige Leute waren, und daß sich unter ihnen verständige, gemeinnützige Amerikaner befanden, die durch ihre Fürsorge vor blutigen Empörungen schützen konnten; sie waren es, die der Menge imponiren und sie von betrübendem Nachsinnen abzulenken vermochten. Jeden Sonntag veranstalteten sie einen Gottesdienst, während welchem ein amerikanischer Prediger neuen Muth und Hoffnung ein-

zuflößen sich bestrebte. Und wirklich solche Betstunden wirkten jedesmal besänftigend auf die Menge. Wenn das Gebet irgend wo das „Aufrichten der ganzen im Bewußtsein gesammelten Seele" erreicht, so geschieht dies gewiß da, wo der Mensch ohne Gottvertrauen sich kaum in seiner unglückseligen, von Allem abgeschiedenen Lage, zu trösten weiß. „Gottes Weisheit und Vorsehung bewährt sich überall, und wir müssen sie im Gebete nicht sowohl erflehen, als vielmehr dafür danken." Gewiß konnte es ein Gottesgeschenk genannt werden, wenn eine hungrige, aus den verschiedensten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft bestehende Schaar, die mit jedem Tage neuen Gefahren entgegen ging, immer Kraft genug besaß, ihre Leiden zu besiegen und der Verzweiflung zu entgehen. Aber wenn wir auf Gottes Weisheit bauen, bauen wir auch auf die unsrige!

Es wurden auf der Sarah Elisa die abscheulichsten Speisen genossen, was nur Folge der durch den Hunger herabgedrückten Urtheilskraft sein konnte; denn das abgezehrte Gehirn war unfähig, als Mittel die geistigen Kräfte aufrecht zu erhalten, und die thierische Gier nach jedweder Magenbefriedigung ins Bewußtsein zu bringen. — Es war ein gräßlicher Anblick, wenn die heißhungrigen Gesichter sich gierig um eine so eben aufgeschlagene Tonne drängten, aus welcher grün und gelb angelaufenes Salzfleisch einen verpestenden Geruch der Fäulniß verbreitete; wenn jeder Passagier-Abtheilung ein Stück von solchem Salzfleisch zugewogen, und dieses wieder halbgekocht in kleinen Portionen den Einzelnen zugetheilt wurde.*) Traurig war es auch zu sehen, wie die Leute,

*) Dieses Fleisch entwickelte so viel Amoniak, daß Salzsäure in einer Entfernung von drei Schritten gegen die Tonne gehalten

um ihre Speiseorgane zu beschäftigen, Wurzeln und Spezereien kauten, die zu Medicamenten bestimmt waren. So lange noch Thee an Bord war, gebrauchten die Amerikaner, die eher Speisen als Kautabak entbehren können, die ausgelaugten Theeblätter als ein solches Surrogat.*) Ein Arzt vertheilte Süßholz und Sorsaparillwurzel als Kaumittel, und ein anderer verdünnte Schwefelsäure zu Essig. — Als einst eine Menge fliegender Fische sich auf das Verdeck stürzte, wurde sie wie das vom Himmel herabgefallene Manna überstürmt. Zuweilen gelang es den Passagieren, mit der Angelschnur Schneegänse zu fangen oder die sonst als Seelen verstorbener Matrosen geachteten Seemöven zu schießen. Aber all dies brachte nur Einzelnen einen Leckerbissen. Delphine

---

schon die dichtesten Salmiaknebel gab. Ich machte unter andern folgende physiologische Beobachtung. Der tägliche Genuß von sechs Unzen dieses Fleisches, nebst einem Pfund stark mit Schweinefett getränkten, neugebackenen Moderzwieback und einer halben Maas concentrirten Thee lieferte eine ungewöhnlich große Menge klaren tiefbraunen Urin, der nach sechsstündigem Stehenlassen an der Luft sich trübte und ein Sediment hinterließ, das meistentheils aus kohlensaurem Amoniak bestand. Diese Nahrung genügte dem Bedürfniß vollkommen, und hatte während acht Tagen nicht den geringsten fühlbaren schädlichen Einfluß auf den Organismus zur Folge.

*) Die Unsitte und Leidenschaftlichkeit des Tabakkauens der Amerikaner ist schon oft von Reisenden erwähnt worden, und die Thatsache, daß der Amerikaner während seiner Mahlzeit den schon halb ausgekauten Tabakpfriemen neben sich auf die Tafel legt oder in der Hand hält, um ihn wenn er den Tisch verläßt, wieder zu genießen, dürfte bekannt sein. Ich füge hinzu, daß ich bei Amerikanern das Gleiche in der Kirche beim Empfang des Abendmahls beobachtet habe!

konnten nicht geharpunt werden, obschon sie öfters mit ihren lustigen Sprüngen das Schiff umkreisten. Einige Haifische, die gefangen wurden, blieben den Matrosen zur Nahrung, nachdem sie das thranige Fleisch gehörig eingewässert hatten.

In dieser Hungerperiode schwand alle Thätigkeit und Gesprächigkeit der Passagiere, und es zeigte sich oft die ungewöhnlichste Lebensweise. Der Aufenthalt im dumpfen Schiffsraume oder im Bette wurde dem auf dem freien Verdecke vorgezogen; man liebte sich sehr warm zu kleiden und verschlang Speisen und Getränke glühend heiß. Aber gerade dadurch wurde die rasche Verbrennung des Blutes verzögert, indem man weniger Lebensluft einathmete und der Lebenswärme auf andere, physische Weise steuerte. Selbst der Genuß fauler, stickstoffreicher Lebensmittel und des Thee's, sowie das Wachsenlassen der Kopf- und Gesichtshaare, war erhaltend und konnte ein Gewinn für den Lebensprozeß genannt werden; und so kann man die mit dem Abzehren der Leibes Schritt haltenden Metamorphose von Hirn und Herz zur längern Lebensfrist des Hungernden mitwirkend erachten.

Der Durst kann vielleicht da, wo man eine schäumende Fluth immer vor dem lungernden Blicke hat, während der trockene Gaumen vergebens nach Kühlung lechzt, peinlicher genannt werden, als der Hunger. Wir hatten zuweilen Tage lang diese Tantalusqualen zu ertragen, bevor der Regen uns wieder die Tonnen füllte. Häufiges Baden im Meerwasser vermochte jedoch die Heftigkeit des Durstes etwas zu lindern.

Trotz all' diesen Entbehrungen zeigten sich nur wenig Krankheitsfälle. Der Skorbut wurde allein in den letzten Tagen sehr bemerkbar. Einige Passagiere, die an diesem schauerlichen Uebel litten, glichen vollkommenen Skeletten.

Und doch erhielten sie sich, öfters verdünnte Schwefelsäure genießend, um erst am Lande wieder zu genesen. — Ueberall zeigten sich nur düstere, erdfarbige Gesichter, mit tiefliegenden Augen und hervorstehenden Backenknochen. Die vier weiblichen Passagiere, die der Geruch und Anblick der Speisen schon sättigte, sanken zu Schattenwesen herab. Gehört schon große Selbstbezwingung dazu, einem Frauenzimmer auf der See einen freundlichen Dienst zu erweisen, so erforderte es diese hier um so mehr, wenn man sich theilnehmend diesen Wesen nähern und ihnen etwas Eßbares anbieten wollte, was man unter den kritischen Umständen für ihren Geschmack passend hielt. — Eine junge Amerikanerin, die von ihrem Bräutigam in San Francisco erwartet wurde, verwandelte sich in eine Greisin, und eine Mutter, die einen Knaben nicht mehr zu säugen vermochte, während ein junges Mädchen an ihrer Seite vergebens nach Nahrung jammerte, gewährte das traurigste Bild.

Während der ganzen Reise hatten wir nur zwei Leichen. Zweimal schwebte das Sternenbanner als Zeichen der Noth über dem hoffnungsleeren Kasten des Elends, und zweimal diente es als Leichentuch, unter welchem die Opfer der Noth in das tiefe Wassergrab hinabsanken.

„Und Alle tanzen im Meere,
Weiß niemand, wohin er geht,
Ob jemals er wiederkehre,
Wohin Welle und Wind ihn verweht."

III.

Nach dem St. Joaquin.

Monterey wurde das kalifornische Paradies genannt; „quien quierre morir, que se vaya del peubla“, *) stand an seiner Pforte. Und wirklich, die schöne, fruchtbare Umgebung, die gesunde Luft, der Reichthum und Wohlstand der muntern, vergnügten Einwohner, und das innige, friedliche Zusammenleben derselben unter der väterlichen Fürsorge kluger Geistlichen, all dies ließ nichts zu wünschen übrig, um das Dasein dieser beneidenswerthen Stadt zu verherrlichen.

Seit den Revolutionstagen, während welchen die „guten Väter“ das glückliche Land ihrer christlichen Missionen zu verlassen genöthigt waren, verlor jedoch Monterey viel von seinem Glanze, und bange Sehnsucht nach den egyptischen Fleischtöpfen blieb da zurück, wo früher unter der Wünschelruthe der frommen Patres Alles in Erfüllung zu gehen schien.

Die Bewohner der Adobestadt wurden indessen durch den Goldlärm aus der Lethargie, in die sie immer tiefer zu sinken begannen, wieder aufgeweckt, und neues Leben und neuer Jubel wohnte in ihrer Mitte.

*) „Wer sterben will, der gehe vom Volke.“ Das Klima von Monterey ist so gesund, daß auf sechs Geburten nur ein Sterbefall kommt, und es auf 3000 Seelen nur eines Arztes bedarf. In der That fand ich auch bei meiner Ankunft nur einen einzigen Arzt, der mir versicherte, den ganzen Sommer über bei den Einheimischen noch keinen bedeutenden Krankheitsfall gehabt zu haben.

So war es, als ich zwischen den einzeln stehenden, mit grünen Reben überrankten Erdgebäuden hindurchschritt, um in einem Meson die gröbsten Ueberreste von dem leiblichen und geistigen Unbehagen meiner jüngstvergangenen Tage zu vertilgen. Freund Witfield, ein junger Arzt, mit dem ich die verderbliche Seehungerkur zusammen machte, hatte daselbst schon eine wohlgedeckte Tafel bestellt, und mit einer Freude, als hätte er ein neues Land oder eine Goldmine entdeckt, rief er mir unter der Thüre des kalifornischen Hotels sein „Alles in Bereitschaft" entgegen.

In der That, Alles war bereit; das Essen duftete uns bereits entgegen; eine Gesellschaft merikanischer Troubadours war bereit, uns und einigen Caballeros, die sich in einem Nebenkabinete am Pharaotische unterhielten, den Aufenthalt ergötzlich zu machen. Sennora Petronella, die freundliche Wirthin, war bereit, Küche und Keller im ganzen Umfange den neu angekommenen Gästen zur Verfügung zu stellen, und draußen standen einige Muleros, die sich bereit erklärten, uns zu jeder Stunde landeinwärts weiter zu begleiten.

Vom Weitergehen war bei so ausgedehnter Bereitwilligkeit und Bereitschaft unserer Umgebung einstweilen keine Rede; wir mußten auch zuerst mit dem Orte, den wir nach langer Periode der Entmenschlichung wie neugeboren mit kindlicher Freude betraten, und aus dem uns mit jedem Schritte neue Heiterkeit entgegenkam, vertrauter werden, und dazu brauchten wir einige Tage, während welchen zugleich das Bedürfniß nach Erholung befriedigt werden konnte. — Wir fanden überall freundliches Entgegenkommen, und es wurde dabei die Wahrnehmung gemacht, daß der Europäer in Monterey noch eine fremde, aber auch beliebte Erscheinung war. Wie hätte es

uns sonst vergönnt sein können, gleich am ersten Tage vom ehemaligen Alcalde der Stadt eingeladen zu werden, in seinem uns zur Verfügung gestellten Haus so lange das süße Nichtsthun zu genießen, als es uns beliebte?! Es wäre Beleidigung gewesen, Herrn Hartnell diese Einladung abzuschlagen. Wir begaben uns also nach seinem 20 Meilen weit von Monterey entfernten Rancho, Patrocinio del Alisal, nachdem wir von der altkalifornischen Küstenstadt ein unverwischbares Bild gewonnen hatten.

Vom windstillen Hafen aus gleicht Monterey einer im Gebüsch und Laub verborgenen Vogelnische, von Pelikanen-, See-Enten- und Möven-Schwärmen umkreist, die in der Bucht ungestört ihre wilde Jagd nach Fischen treiben. Im Süden durch eine mit Pinien besetzte Halde, im Norden mit einer flachen, gartengeschmückten Landfläche und im Osten mit kühlen Waldungen begrenzt, sagt der Ort, wie gut die geistlichen Herren ihre Wohnsitze zu wählen wußten.

„Mit Berg und dichtem Wald, so weit sie sich erstrecken,
Mit Höhen, die sich grün zu steter Weide decken,
Mit fischreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Das breite Thal dann selbst mit Wiesen, Gauen, Gründen —"

Die Stadt hat außer der mit einem Detachement amerikanischer Soldaten besetzten Kaserne, die zugleich Stadthaus ist, und einigen Kirchen, keine hervorstechende Gebäude; niedrige, dem Erdbeben trotzende Häuser mit kühlen Erdgeschoßen genügen einem Volk, das wie in einer einzigen Familie lebt, und zwischen Frömmigkeit und Ergötzlichkeit schwebt. Unter Messe- und Fandango-Besuchen werden die Bewohner von Monterey reich, glücklich und sehr alt; alles Andere hat für sie keinen Werth, selbst das Aufblühen ihres Landes beun-

ruhigt sie nur. „Bete und belustige dich", oder, wie der Italiener sagt: la mattina una messetta, e la sera una bassetta (des Morgens eine kleine Messe, und des Abends ein Hazardspielchen) heißt es aus jedem Munde, und: mucho divertissemento! (viel Vergnügen!) heißt das Lebewohl. Und so tönte es uns auch von manchem Gönner entgegen, als wir in Gesellschaft des alten Alcalde auf einem mit vier rüstigen Ponnys bespannten Wagen zur Stadt hinaus nach dem kalifornischen Landgute fuhren.

Meer, Stadt und Wald lag hinter uns; bald hatten wir eine weite Ebene erreicht, an deren Rande Rauch und Flammen einen wüthenden Prairienbrand verkündeten. Wir mußten denselben passiren, denn hinter ihm lag Patrocinio del Alisal. Das schien Witfield und mir anfangs bedenklich; aber kaum hatten wir die Gefahr erkannt, da flog der Wagen schon durch das verzehrende Element, und wir befanden uns hinter der Feuerwolke. Das war ein Fuchsritt! leider ohne „Stoff", um dabei den Durst löschen zu können. Wir waren gebrandet, vom Scheitel bis zur Sohle geräuchert, — die Familie Hartnell hatte von uns keine Ansteckungsstoffe zu befürchten.

Eine frische, von einem mit Bäumen bewachsenen Bewässerungsbache, einem Aenquia, durchflossene Landschaft war nun vor uns, und als wir am Fuße eines Prairie-Hügels anlangten, da blickten uns Herrn Hartnells Rancho-Gebäude und zugleich eine ganze Schaar seiner Familienangehörigen freundlich entgegen. Ohne Weiteres wurden wir bald von ihnen auf landesübliche Weise nach einander in ihre Arme gedrückt, herzlich bewillkommt, ihre erwünschten Gäste genannt, denen man das ganze Haus „mui" (sehr) zur Dis-

position stellte, — eine mexikanische Sitte, die nicht bloß eine hohle Etiquette, sondern nur zu deutlich eine Liberalität anzeigt, wie sie in keinem andern Lande anzutreffen ist. Der Europäer empfiehlt sich seinem Gaste als unterthänigster Diener, der Kalifornier als Freund, und verhält sich zu ihm auch als ein solcher. —

Der Rancho Patrocinio del Alisal hat über 30 Leguas im Umfange. Er ist ein ganzes Fürstenthum. Achttausend Rinder, mehrere tausend Pferde und Schafe haben darauf ihre Weideplätze. Ein früher mit großem Erfolg betriebenes Silberbergwerk befindet sich unweit von den Wohngebäuden; es war der Hauptgegenstand meines Besuchs. Dasselbe wurde für ausgebeutet erklärt; ich fand jedoch nach kurzer Untersuchung die Ader wieder, die das Bergwerk später in neuen Betrieb brachte. Während meiner Anwesenheit konnten dazu keine Arbeiter gefunden werden, denn Alles floh nach den damals neuentdeckten südlichen Goldminen, oder verlangte einen zu hohen Taglohn. Die Mine besteht aus gediegenem Silber, Bleiglanz und Flußspath im Quarzgebirge, das zuweilen durch Itakolonit charakterisirt ist. Solcher Silberbergwerke finden sich mehrere im kalifornischen Küstengebirge. Die meisten gehörten den Kirchenvätern und Missionen, die daraus ungeheure Reichthümer zu Tage brachten. Sie sind nun zerfallen und durch allerlei Märchen dem Zutritte des abergläubischen Volkes schauerlich und unzugänglich gemacht. Es dürfte eine Zeit kommen, wo sie die Fama wieder öffnen und dem großen Goldlärm entgegen halten wird. Sicher hätte Kalifornien, und wie theilweise Nachforschungen gezeigt haben, auch Australien, Silber genug, um einigermaßen die goldenen Schreckbilder in der Finanzwelt zu vertuschen; aber

„wo Gold redet, da gilt alle andere Rede nichts.“ Eine höhere Verwerthung des Silbers würde Wunder thun.

Landbau wird auf Patrocinio del Alisal, wie überhaupt auf allen kalifornischen Rancho's, wenig betrieben. Nur hie und da erblickt man einige bebaute Felder oder Milpas. Der Mangel an sachverständigen Arbeitsleuten und das bewährte Vertrauen auf Viehzucht lassen ein weiteres landökonomisches Streben nicht aufkommen. — Herr Hartnell würde sich glücklich schätzen, europäische Ansiedler auf seinem Rancho erhalten zu können; die Vortheile, die er ihnen einzuräumen gesonnen wäre, überträfen alles das, was je bei solchen Verträgen zu erwarten steht.

Kalifornien produzirte zur Zeit der Missionen jährlich 100,000 Barrils Wein und ebensoviel Branntwein; heute wird kaum genug für den Markt gewonnen. Herr Hartnell besitzt ein großes Stück Rebland, allein in sehr vernachlässigtem Zustande, so daß die Stöcke bald zu Grunde gehen oder verwildern werden. Dagegen läßt der bewässerungsfähige Gemüsegarten des Rancho's nichts zu verbessern übrig. Unter der Besorgung eines französischen Gärtners liefert derselbe das ganze Jahr hindurch die verschiedensten und schmackhaftesten Gemüse einheimischer und ausländischer Art. Es gewährt eine eigene Lust, zwischen den grünen Gartenbeeten hindurchzuschreiten, nach Radischen, Stachel-, Johannis- und Erdbeeren zu langen, und alles das in schönstem Wachsthum vor sich zu haben, was man seit langer Zeit entbehren mußte. Aber auch der Anblick der einheimischen Gartengewächse ist erfreulich. Wie gern weilt nicht das Auge auf dem vom Calebassen-Kürbis (crescentia cujete) umrankten Erdwalle, auf dem tiefgrünen Ruqueta-Beete, oder auf der Pfefferpflanze,

die mit ihrer zungenmörderischen Schote das Lob, das man ihr geben möchte, im Munde erstickt, und ohne die der kalifornische Ranchobewohner eben so wenig wie der Mexikaner leben könnte! Man halte ihm eine Pfefferschote und eine jener erdbeerenartigen Granaditas entgegen, und er wird letztere verschmähen. Chili Verte darf nie auf seiner Tafel fehlen; er ist ihm das Weißbrod der Franzosen. Ohne Chili kann er keinem Gericht einen Geschmack abgewinnen, ohne Chili wären seine Sitten weniger feurig. — Feurige Sitten finden sich überall, wo der Pfeffer wächst; ich hatte auch auf Patrocinio del Alisal Gelegenheit genug, sie wieder zu erkennen, jedoch nicht ohne Variationen.

Herr Hartnell ist ein geborner Engländer. Schon dreißig Jahre im Lande und mit einer Kalifornierin verheirathet, lebte er in einer glücklichen Ehe, die ihm 22 Kinder brachte. Vierzehn davon waren noch am Leben. Der älteste Sohn war 27 Jahre alt, den jüngsten trug man bei meiner Anwesenheit zur Taufe. Herr Hartnell hatte seine Erziehung in Deutschland genossen und spricht alle modernen Sprachen mit vieler Geläufigkeit. Er versäumte nichts, seine Kinder nach seinem Maßstabe bilden zu lassen, wozu er stets einen europäischen Hauslehrer hielt. Ich mußte mich daher nicht wundern, mitten auf der weiten Prairie, in einem abgeschiedenen Theile der Welt, ordentliche Bildung und alles das zu finden, wodurch die Gesellschaft angenehm gemacht wird. Jedes Kind verstand Musik; es wurden Blech- und Saiteninstrumente gespielt, vom Waldhorn bis zum Piano. Jeden Abend tönten passende Instrumente zusammen und bezeichneten den Anfang der Tertulia.

An einer kalifornischen Tertulia nimmt das ganze Haus

Theil; selbst das Gesinde hat das Vergnügen des Zuschauens. Es ist die liberalste, aber auch eine sehr aristokratische Unterhaltung. In einem geräumigen Saale sitzen längs den Wandungen reich gekleidet die Familienmitglieder, die als Conpadres und Conmadres beliebten Freunde und Freundinnen des Hauses, und die fremden Gäste bunt durch einander. Man macht seine Aufwartungen, wobei tausend Complimente, tausend Anerbietungen und tausend schöne Worte verschwendet werden. „Beso las manas!“ und „beso las pies!“ *) geht es von Mund zu Munde, und die lebhafteste Conversation entspinnt sich. Aber dabei werden die jungen Dons und Donzellas zu ungeduldig; man will Musik, Gesang, Spiel und Tanz. Alles tritt abwechselnd zum Piano; was spielen kann, muß auch singen können. „Keine Entschuldigung, Sennor, Sennoritta wird Sie accompagniren,“ heißt es rasch zum Fremdling. Man singe nur ein recht fremdes Lied, das ein wenig munter klingt, und man wird Beifall ernten. Heiterkeit in Musik und Gesang, das ist es, was behagt. Ein Cigarillo, das die Sennoritta zwischen ihren geschmeidigen Fingern zierlich gedreht, wird dem Fremdling seinen muntern Gesang belohnen. Unglücklich, wenn er kein Freund des Rauchens ist und das Cigarillo nicht „con mil gracias“ empfängt und „con mucho gusto“ **) auf das Wohlsein seiner schönen Geberin schmaucht; sie würde ihm nimmer ihre Gunst bezeugen, und wenn er auch ein Apollo wäre! — Während sich nun Männer mit dem nationalen Kartenspiel unterhalten, werden von den jungen Leuten die Juegas de

*) Ich küsse Ihnen die Hände! ich küsse Ihnen die Füße!
**) Mit tausend Danksagungen und vielem Geschmack.

prendas, die beliebten Pfänderspiele, betrieben. Bald nimmt Alles Theil daran, denn thöricht wäre derjenige, der dieser Unterhaltung ausweichen wollte, bei welcher das Pfänderlösen oft unvergeßliche Erinnerungen zurückläßt. Aber der Fandango, ohne den keine Tertulia beendigt werden kann, vereinigt Alles in sich, um die Fröhlichkeit der Gesellschaft aufs Höchste zu treiben. — Daß der Tanz in Spanisch-Amerika unausrottbar und unumgänglich ist, lernt der Reisende bald einsehen; noch mehr, er ist hier der Gesellschaft zum Gesetz geworden, das allgemeinste zum Vergnügen in ihr verkörperte Naturgesetz, denn der spanische Tanz ist ein Kreisen um seinen anziehenden Gegenstand, gerade wie das der Planeten um die Sonne, — er ist das Bild des Lebens, Anziehung und Abstoßung. Der Spanisch-Amerikaner tanzt so lange er lebt und „ich bin des Tanzens satt" würde bei ihm heißen „Ach, ich bin des Lebens müde!" Zum Tanzen läßt er keine Gelegenheit unbenutzt; wie könnte eine Tertulia ohne Tanz abgehen?! Diese graziösen Bewegungen, dieses Blickeschleudern der „mildbrünetten Sonnenbrände", und dieses leichte, geschickte Händeschlingen und Umfangen bei den wunderlichen Figuren spanischer Tänze würde kein Ende nehmen, wenn nicht die Matrone des Hauses die Vollmacht besäße, der Gesellschaft die Mitternachtstunde zu verkünden und alsdann nicht die letzte sein wollte, die den Salon verläßt.

Die Nacht auf einem kalifornischen oder merikanischen Rancho hat etwas Peinliches, worüber man keine Worte laut werden lassen sollte, wäre die Ursache davon im Lande nicht allgemein bekannt und das Peinliche gleichsam ein endemisches Uebel. Es ist das, was man das Flohfieber nennen könnte. — Kaum hat man sich zu Bette gelegt, so treibt

eine Bande kleiner, teufliſcher Flöhe ihr blutiges Manöver auf der empfindſamen Haut, verſcheucht den Schlaf und quält den Menſchen bis zum Wüthendwerden. Man geräth dabei in einen Marterſchweiß und läuft Gefahr, ſich durch das häufige Abdecken Fieber zuzuziehen. Dieſes Ungeziefer vermag man auch des Tages über ſelten ganz vom Leibe zu halten, und zur angenehmen Unterhaltung einer Tertulia geſellt ſich daher auch die mit ſolchen blutsverwandten Leibeigenen.

„Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Thun ſie heimlich dir ein Wehe,
Darfſt du dennoch dich nicht mucken.“

Doch auf dem Rancho ſcheut man ſich nicht, in gemiſchter Geſellſchaft das Landübel zu beklagen, und der Fremdling wird unverhehlt bedauert, daß ſeine Haut noch nicht gegerbt genug iſt, um es ertragen zu können. Man ſcheut ſich nicht, während des Geſprächs gewiſſe Geſtikulation zu machen, die auf der Haut angeregt wurden; es wäre auch unmöglich. Dieſe leiblichen Beſtien ſind wirkſamer als die Quinteſſenz des ſpaniſchen Pfeffers, — das unabweisbarſte Mittel zum Erzeugen und Anfeuern ſüdländiſcher Sitten!

Das Ungeziefer hat eine große Heimat in der neuen Welt. Man könnte beinahe die Bewohner von Amerika an den verſchiedenen Arten deſſelben erkennen. Bei den Bewohnern der Vereinigten Staaten herrſcht die Wanze vor; bei den Südamerikanern der Garapato (acarus ixodes), die Nigua (pulex penetrans) und der Alacran; bei den Mexikanern und Kaliforniern der Floh, und bei den Indianern die Laus. Es ſind zugleich die Symbole dieſer Völker; denn

wie die Wanze, so ist auch der Yankee versteckt und schlau, der Südamerikaner ist giftig wie der Alacran, der Mexikaner und Kalifornier leidenschaftlich wie der Floh, und der Indianer culturscheu wie die Laus . . . .

Auf dem Rancho ist mit Tagesanbruch schon reges Leben. Die Vaqueros und Dienstleute erhalten ihr Frühstück und verschwinden dann zum Theil nach der Savanna, während die meisten Mitglieder des Hauses sich auf den Frühritt begeben. Am Vormittage wird alle erforderliche Arbeit in Haus und Hof vollendet; der Nachmittag bleibt der Ruhe und dem Müßigsein geweiht, wenn nicht ein Rinderzähmen oder ein Rinderschlachten die Thätigkeit Aller erfordert, und wobei man sich gerne betheiligt, da es Festlichkeiten der Rancheros sind. — Das Rinderschlachten ist ein wahrer Vertilgungskrieg gegen die Viehheerde. Die schönsten Rinder werden in so großer Menge geschlachtet, daß Abends da, wo Morgens unter dem Tritte einer brüllenden Heerde der Boden erdröhnte, Haufen von Häuten, getrocknetem und in Riemen geschnittenem Fleische, Hörnern und Knochen, von Aasgeiern, der kalifornischen Polizei, umflattert und bewacht, ein widerliches, mit Blut gedüngtes Feld bezeichnen, das unter der Sonnengluth bald die ganze Umgegend verpestet. „Matanza! Matanza!“ jubelt es den ganzen Tag und die vielen Stimmen der zum Tode verurtheilten Stiere mischen sich kläglich mit dem Jubelruf. Die Vaqueros stürzen todesverachtend durch das dichte Gedränge, ihre Lassos schwirren durch die Luft, Stiere stürzen unter der Sichel des Schlächters, der **media luna**, und das Blut rieselt in Strömen. **Carne con cuero**, ein in seiner eigenen Haut im Aschenhaufen gebratenes Kalb ist der Leckerbissen des Tages, bei dem die

Schlachtgesellschaft, die Angehörigen des Hauses mit den Gästen, sich bis zu den Knochen des Bratens gütlich thun, während dann diese den Vaqueros, den Pariahs des Rancho's, überlassen werden.

Beim Matanza gewährt das Lassoschleudern das größte Vergnügen. Jeder Anwesende will sich damit belustigen. Aber es gehört nicht nur die größte Sattelfestigkeit und das sicherste Auge, sondern auch eine Schönheit der Bewegung dazu, um als Lassoschleuderer anerkannt zu werden! Der kalifornische Ranchero hat es indessen darin zu einer wahren Virtuosität gebracht, und nicht bald findet er Seinesgleichen. Er gewöhnt sich aber auch schon als Knabe daran, mit dem Lasso seinem Ziele entgegenzugehen, dem Ziele, einst ein ausgezeichneter Lazadero zu sein.

Dieser Eifer, frühe schon das zu erlernen, womit man sich später in Gesellschaft Auszeichnung erwerben kann, zeigt sich auch beim weiblichen Geschlechte. Das kleine, kaum sechsjährige Mädchen erlernt schon den Tanz und bald auch das Reiten. Die Kalifornierinnen entgehen dadurch leicht jener körperlichen Haltung und jenen Fußbewegungen, die bei einem großen Theil des weiblichen Geschlechts so häßlich erscheinen, weil sie an gewisse gefiederte Hausthiere erinnern.

So einsam das Leben auf dem Rancho erscheinen mag, so ist es doch keineswegs von der Art, daß es dem Fremdling nicht hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung und Kurzweile brächte. Die Beschäftigung ist jeden Tag gleich; aber die Scenen sind immer abwechselnd und mannigfaltig. Einseitigkeit erträgt der Ranchero in seinem Alltagsleben nicht; selbst seinen täglichen Ausritt weiß er so zu wählen, daß er immer wieder mit neuen Abenteuern heimkehrt, und durch das

lebhafte hudibrastische Erzählen derselben stets Anlaß zu neuem Wortwechsel, Scherz und Lachen erregt.

Das Ende meines Besuchs auf Patrocinio del Alisal hätte ich schwerlich zum Voraus berechnen können, hätte ich mich allem dem mit Leidenschaft hingegeben, das mir den Aufenthalt werth machte, oder hätte ich mich nicht plötzlich daran erinnert, daß mein Reiseplan über den kalifornischen Rancho hinausging. Auch war Witfield bekümmert, daß er, trotz seinem vielen Rauchen „zierlich gedrehter" Cigarrillos, und trotz der vielen Excursionen auf Berg und Haide, zu viel von seiner ursprünglichen Don Quixote-Gestalt verlor, und sich der des Sancho Pansa näherte. Es gab zwar gewichtige Stimmen, die uns von dem Vorhaben, fort- und nach den Bergen zu reisen, abhalten wollten und uns das schauerlichste Prognostikon stellten; aber die Würfel wurden nun einmal im Stillen geworfen, und unsere Maulthiere befanden sich im besten Zustande, uns vor Anbruch des Winters oder der kalifornischen Regenzeit über die Plaine hinwegzutragen. Wir warfen uns deßhalb, wie der Sohn des Ulysses in die Wellen und waren — frei.

Von den Zähnen bis zu den Sporen bewaffnet, wie es damals für zwei einzelne Reisende im Goldlande üblich war, und in einem Costüm, das vollkommen mit unserer Reiseroute harmonirte, bestiegen wir unsere willigen Thiere, nachdem wir uns wie die Söhne des Hauses verabschiedet hatten. Da öffnete sich plötzlich ein Kreis von Vaqueros und aus ihrer Mitte schritt am Lasso geführt eine runde Eselin mit allerlei Lebensmitteln bepackt an unsere Seite als Geschenk der gastfreundlichen Familie. Die Ueberraschung wäre kaum zu begreifen gewesen, wäre mir nicht sogleich eingefallen, daß

ich das schöne Thier einige Tage zuvor gelobt, als es Donzella Theresita zum Spazierritte gebrauchte, und daß sie es mir hierauf zur „Disposition" gestellt hatte.

Der Weg führte uns von hier zunächst nach dem 8 Stunden weit entfernten Missionsstädtchen San Juan. Trinidad und Conception sind die beiden bedeutenderen Ranchos, an denen wir vorbei kamen. Sie sind ebenfalls wasserreich, aber ihre Lage ist bei weitem nicht so vortheilhaft als die von Patrocinio del Alisal. Ueberhaupt dürfte es in dieser Gegend kaum ein Rancho geben, der diesen überträfe, kaum vielleicht auch Einen, dessen Eigenthümer bei den Bewohnern der Umgegend in besserm Andenken stände, als Herr Hartnell. Ueberall, wo im Lande seine Name bekannt ist, da hört man auch seine Persönlichkeit loben, und der Fremdling, der mit ihm je einmal in Berührung kam, muß in dieses Lob einstimmen, „que el vivi mil annos!" heißt es von ihm. Ja möge er noch lange als beliebter, uneigennütziger Freund seinen Landesbewohnern leben, möge seine Hazienda noch lange das Tusculanum seiner ältern Tage sein! — Herrn Hartnells kinderreiche Familie ist der deutlichste Beweis seines Glückes und zugleich ein charakteristischer Zug des kalifornischen Ranchelebens. Der Knabe, den ich zur Taufe tragen sah, blühte wie das Kind junger Eltern, und seiner Mutter konnte man kaum deutliche Spuren einer so kinderreichen Ehe ansehen. Es ist dies eine andere vorzügliche und eigenthümliche Seite der Kalifornierinnen, von denen das Sprichwort sagt, daß sie nicht wüßten wie die Trauer, das Alter und der Tod aussähen, und die an Fruchtbarkeit dem Boden nicht nachständen, auf welchem sie groß gewachsen. — Es kommen in Kalifornien solcher Beispiele genug vor, wo diese Tugend

des Landes auch bei solchen Eheleuten sich äußert, die später eingewandert und in andern Ländern stets kinderlos geblieben sind. Die Ursache davon soll in der gesunden Luft liegen, meinen alsdann die erfreuten Eltern. Aber „die größte Zauberei liegt in der guten Laune“ und „ohne Wein und Brod, ist die Liebe todt“. In einem Lande, wo mit Wille und Kraft Lebensunterhalt genug gefunden werden kann, kennt man keine kümmerlichen Seiten des Lebens, die von so verderblicher Wirkung sind, und vor Allem die Freuden der Ehe vergällen.

Lenkt man von solchen belebten Familienbildern den Blick durch die Thäler und Gauen des ungeheueren Landes, so ist deren leblose Stille und Einsamkeit, die zuweilen nur von durchreisenden Wanderern unterbrochen wird, um so ergreifender. Kaum hat man ein Rancho verlassen, so ist die ganze Umgebung wieder leer und todtenstill, und dies in einem Lande, das ungeachtet seiner Reichthümer und Fruchtbarkeit noch keine Macht ganz bevölkern konnte, und wo noch Millionen von Acker ihres Anbaues harren.

So ist es auch in dem Gebiete des 80 Meilen langen und 12 Meilen nördlich von Monterey mündenden Buenaventura, wo ein schmaler Pfad an Hügeln, die mit wildem Hafer bewachsen sind, und an mineralreichen Bergen vorbei nach der San Juanebene führt, auf der sich dem Wanderer, der eben aus einer Bergesschlucht hervorsteigt, wieder neue Spuren menschlicher Thätigkeit zeigen. In dieser letztern Bergesschlucht von San Juan befand sich früher eine Mehlmühle und eine Gyps- und Kalkbrennerei. Jetzt ist der romantische Ort zu einer traurigen Wallfahrtsstätte geworden, die durch eine meilenlange Silberpappel-Allee mit der Mission verbunden ist.

San Juan Baptista besteht aus zwei, ein Kreuz bildenden Häuserreihen, an dessen Fuß sich die Hauptkirche mit dem geräumigen Missionsgebäude befindet. Ueber den Ruinen großer Privatgebäude erheben sich die neuen Wohnungen vieler hier angesiedelten Franzosen und Amerikaner, der heutigen Missionäre des Orts. Im Westen erblickt man die abgerundeten Berge des San Juangebirges, im Osten erstreckt sich die grasreiche Prairie von Hügeln begrenzt und von Bewässerungsgräben durchzogen. Das Städtchen hat eine günstige und hübsche Lage, ebenfalls ganz im Sinne der ci-devant frommen Padres.

„Umbuscht, umbaumt, in still und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt sich zu der Berge Schluchten."

Gleich nach unserer Ankunft in San Juan trat ich in ein altes Gebäude, das uns als das einzige Meson des Städtchens genannt wurde. „No hai! no hai nada!"*) sprach mir sogleich eine kreischende Stimme von der Seite entgegen, die ich mit dem besten Ortssinne und Gehör nimmer hätte entdecken können. „He Bauer!" rief ich, von einem solchen barschen Entgegenkommen überrascht und etwas erzürnt auf gut Deutsch in den Raum hinein. „No entiendo! no hai!" war die Antwort auf meinen nicht verstandenen Ausruf. „Zum Henker! was habt ihr denn nicht, das ich will?" frug ich endlich auf spanisch, während Witfield zugleich einen Peso duro flach auf den Boden warf, daß er laut klang. Der Dollar that zauberische Wirkung, er klang süßer als alle spanischen Honigworte. — Der Stubenboden öffnete sich, und vor uns stand der alte Wirth, der sich in

*) Habe nichts!

einem unterirdischen Raume gegen die Hitze des Tages verwahrt zu haben schien. Mit großem Bedauern sagte er, daß er uns nicht beherbergen und bedienen könne, da sein Haus seit einigen Tagen sehr schlecht bestellt und Alles so theuer geworden sei, „seitdem so viele fremde Gäste im Lande herum liefen." Dabei ging er hastig und unruhig in der Stube auf und ab, als hätte er Pfeffer gefressen oder als..., und nachdem er nochmals hinter sich den Klang des Dollars vernahm, wendete er sich so rasch um, daß er dabei einen Fehltritt that, und durch die Bodenlücke in das unterirdische Versteck herabfiel. „Santa Maria purissima! Dios de mi alma!"*) hieß sein erster Ausruf, und bald stieß er einen ganzen Strom von Verwünschungen aus, während er sich unter einer Menge mit Proviant gefüllter Töpfe und Körbe, die er beim Falle umgestürzt, jämmerlich aufraffte. Das war seine Vorrathskammer, die er den fremden Gästen wahrscheinlich ohne große Bezahlung nicht geöffnet haben würde. Wir verließen nicht wenig belustigt das erbärmliche Meson, und sahen uns genöthigt im Freien zu campiren.

Das erste Nachtlager, das wir unter freiem kalifornischen Himmel in Gesellschaft unserer Reitthiere auf der stillen Ebene erwählten, gewährte uns bald jenen angenehmen Eindruck, durch den man im Wildleben bestimmt wird, selbst die verlassenste Gegend noch gesellig zu nennen, sobald Zufriedenheit, Genügsamkeit, Muth und Wanderlust im Busen zweier Gefährten wohnen. Die leise wehenden Nachtlüfte schlichen sich zu uns heran, bald ihre geheime Kunde ins aufmerksame Ohr lispelnd, bald vereinigt zum Schlummerlied, oder im

*) Heilige gebenedeite Maria! Gott meiner Seele!

einfachen Unisono an den herrlichen Gesang aus dem Nachtlager von Granada erinnernd; die flimmernden Sterne schwebten als die Wächter der Nacht über dem müden Haupte, der Mond lächelte, und allmälig sanken wir in das unbewußte Ich zurück.

Wir schliefen sanft bis die Sonne den Morgenthau von unserer Stirn trocknete. Aber wie überrascht war mein Erwachen, als ich meinen Gefährten kaum mehr erkannte. Sein Kopf, den er zwischen den Händen hielt, war dick angeschwollen und glich dem Meklenburger Wappen im blauen Felde. Der lächelnde Nachtwächter, die „milde harmlose Selene" hatte ihm ein Mondsgesicht daguerreotypirt, das sich jedoch bald wieder verlor. Das Mondsgesicht birgt wie die Erscheinung des Mondsüchtigen, wenn Luna ihm Launen gibt, eines jener Gesetze der Geheimnisse, die die Wissenschaft nur dann zu erforschen vermöchte, ließe sie sich dazu gebrauchen, an der Seite von Lesage's hinkendem Teufel eine Reise zu machen . . .

Eine andere Ueberraschung brachte der hinter uns gelegene Baumgarten, den wir in der Dunkelheit des Vorabends für ein Lustwäldchen gehalten hatten. Schwer mit Obst beladene Apfel- und Birnbäume erfreuten den Anblick. Es war ein kleines Eden mitten auf der Prairie. Wahrhaftig, der in seinen Tilma gehüllte Mann unter dem breiten Sombrero, der uns mit einem „**buenas dias Sennores**" entgegenkam, schien uns der Adam desselben zu sein. Er bot uns von seinen Früchten an, und lud uns ein, selbst nach Belieben zu pflücken. Der Mann im groben Ueberwurfe war der Hüter des Obstgartens. Als wir die herrliche Anlage lobten, da versäumte er nicht mit Reminiscenzen aus

den Tagen, wo dieser Garten noch unter der segensreichen Pflege der Missionäre stand, einzufallen. „O Santa Maria! damals und jetzt!“ seufzte er, er gäbe fünf Finger von seiner Hand und all sein Hab und Gut, wenn jene Zeiten wiederkehrten. Aber jetzt sei es wohl nicht mehr möglich, „seitdem so viele fremde Gäste im Lande umherliefen“. Dabei füllte er nochmals unsere Hüte mit Aepfeln, Birnen und Aprikosen und wünschte uns tausend Schutzheilige als Begleiter auf den Weg, nachdem ich ihm ein Goldstück in die fingerlose Hand gedrückt hatte, die nach seiner Aussage ein Andenken an die Revolutionszeit war. Der Mann hatte auch ein hölzernes Bein; Alles das hatte er im Kampfe für die heiligen Rechte seiner Kirchenväter erobert. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; ich erfuhr, daß der Beklagenswerthe früher selbst zu den Franziskanern gehört hatte.

Während in Ost-Amerika der Apfel sich durch sein saftreiches Fleisch auszeichnet, so hat der kalifornische Apfel ganz den mehligen Geschmack des europäischen, und ist eben so zart, vollkommen und schön als dieser. Die Bäume sind jedes Jahr ertragreich und werden sehr alt. Passende Bewässerung ist jedoch zum Gedeihen derselben unerläßlich. — Das Eigenthümlichste des kalifornischen Apfels ist, daß seine Kerne aufwärts gerichtet stehen, also auf antipodische Weise. Es wundert mich, daß die Yankee damit noch nicht zu beweisen versucht haben, daß Amerika das „glorreiche Land, wo Milch und Honig fließt“, sein eigenes Paradies gehabt habe.

Als wir uns von San Juan weiter begeben wollten, da machten wir die unangenehme Entdeckung, daß „Alisal“, unsere Eselin, sich nach seiner Heimat zurück geflüchtet hatte. Wir wollten das Thier um keinen Preis verlieren; es war

ein theures Geschenk, und zudem hegten wir die Hoffnung, bald von ihm einen Sprößling zu erhalten.*) Ich ritt daher, entschlossen das Thier bis nach Patrocinio del Alisal zu verfolgen, eilig davon. Eine Weile später lag ich im Kothe eines Sumpfes, den ich in der Eile übersehen hatte. Mein Thier war gestürzt, der Vorfall ungeheuer widerwärtig; es blieb mir nichts anderes übrig, als ein Bad zu nehmen und neue Wäsche anzuziehen. Bald saß ich auf dem zweiten Maulthiere, von dem ich jedoch wieder absteigen mußte, da mir ein Vaquero begreiflich machen konnte, daß ich nicht meine, sondern seine Mula gelastet und gesattelt hatte. Die Fatalität dieses zweiten Vorfalls brachte mich in eine wahre Wuth, in der ich beinahe noch einmal einen Wassergraben übersehen hätte, wäre das Reitthier, das ich endlich rechtmäßig unter dem Sattel hatte, trotz der heftigen Sporenstöße, nicht weniger eifrig gewesen als ich. Ich ritt im Paß, im Trab

*) Das Interesse für diesen Sprößling war wohl begründet; denn seine Mutter war die Bastardin einer Eselin und eines kalifornischen Hengstes, und er selbst sollte aus der Vermischung dieser mit einem Maulthiere entstanden sein, das der Abkömmling einer Stute und eines mexikanischen Esels war. Solche seltsame Racenkreuzungen zwischen Eseln und Pferden und den Bastarden unter sich, kommen in dem fruchtbaren Kalifornien zuweilen vor, und geben gewiß das deutlichste Beispiel von der schrankenlosen Zeugung der Natur, wo sie sich in ihrer Vollkraft befindet. Wolfshunde, als Abkömmlinge von Cajotes mit allen Arten von Hunden und den verschiedensten Hundebastarden findet man bei den kalifornischen Indianern sehr häufig, und wenn der Botaniker seinen Blick nach der Landesflora wendet, so wird er hier nicht geringere Anomalien der Naturkraft finden.

durch Schlucht und Thal und legte in wenig Stunden den einsamen Weg zurück. Auf dem Rancho Trinidad befand sich Alisal bereits in Gefangenschaft, und wurde mir, nach Angabe der Fierros, der Brandmale, wieder zugestellt. Ich befand mich nur noch wenige Meilen von meinem Aufenthaltsorte der letzten Tage entfernt. Mächtig zog es mich dahin zurück; aber ich begnügte mich auf einer Anhöhe mit einem Rückblicke. Alisal kehrte sich ebenfalls um, als er die Heimatluft witterte und stimmte dabei ein erbärmliches, herzbrechendes Gejammer an. Das that der Esel am Berge, dessen Sehnsucht nach der Heimat ihn selbst den Schmerz vergessen ließ, den ihm während der Flucht der um seine Füße gebundene Strick verursacht hatte. So gefesselt hoffte er hüpfend seine Heimat wieder zu erreichen; eingeholt und getäuscht brach er in bittere Klagetöne aus. Und doch nennt man den Esel das Symbol der Dummheit! Er ist das Symbol der Ausdauer und Treue. Noch muß ich bemerken, daß der bitterste Ausdruck eines kalifornischen Esels gerade wie derjenige des Alt-Kaliforniens nichts anderes lautet, als: „a Y-ankee! a Y-ankee!“*)

Es war ein Sonntag, als wir endlich San Juan in der Mitte einer mexikanischen Karavane verließen, die Tags

---

*) **Yankee**, im amerikanischen Volksmunde synonym mit „**smart fellow**“ (kluger, schlauer Kerl, **sub rosa** Spitzbube). Das Wort soll von dem bei den Indianern falsch ausgesprochenen „**English**“, oder von „**Eankhe**“, womit die Cherokesen-Indianer ihre Sklaven bezeichnen, vielleicht auch von „**Ynkas**“, dem Namen der süd-amerikanischen Eingeborenen, kommen. Ich vermuthe stark, daß es mit den ersten eingewanderten Eseln nach Accadien kam . . .

zuvor von ihrer vier Monate langen Reise aus Mexiko hier angelangt und froh war, mit uns unter amerikanischer Flagge reisen zu können. Keiner der Karavanser verstand nämlich die englische Sprache, und da die Mexikaner damals bei dem obschwebenden Nationalhaß mit den Amerikanern leicht in Collision geriethen, so vertraten wir die Stelle als amerikanische Eigenthümer dieser Flotte der Prairie, die sofort respektirt wurde.

Schön ist es um eine Reise nach neuem Styl, — von der Gewalt des Dampfes auf ebener Bahn, von einem Ende der Welt nach dem andern mit solcher Schnelligkeit geschleudert zu werden, daß man kaum Zeit hat, daran zu denken, wie furchtbar sonst der weite Raum erscheint. Aber auch das ruhige Dahinschleichen auf dem Rücken eines sicher schreitenden Saumthieres, wobei man nur Meile für Meile zurücklegt und zuweilen eine Intervalle erlebt, wie der Sohn des Titanen Japetos am kaukasischen Felsen, hat immer noch sein Angenehmes. Wer hat nicht schon gewünscht, wenn ihm seine aufgeregte Phantasie das Bild einer abenteuerlichen Karavane vormalte, den Schlendrian einer solchen mitzumachen? Wer hat nicht schon gewünscht und gehofft, einst in einer Karavane seine Reiselust befriedigen zu können, die ihm ein glücklicher Genius, seines Alltagslebens müde, eingegeben? Da lernt man Vieles und vor Allem die Reisegeduld kennen, die in der modernen Welt beinahe zum Unbegriff geworden. Mühsale aller Art, Gefahr und Noth, aber auch großer Humor, Freude, Lust und wegen beständiger, allmäliger Ortsveränderung, stete Gesundheit, sind die Mitgift aller Karavanser. Der nationale Charakter einer Karavane ist aber für den fremden Mitzügler das Wesentlichste, und

wer die Karavanen verschiedener Welttheile kennen gelernt, der wird irgend eine derselben im schönsten Andenken bewahren. Ich lobe mir die mexikanische.

Die Karavane, mit der wir reisten, zählte 150 Maulthiere, Esel und Pferde, und 100 Mexikaner und Chilenen. Sie umfaßte die ganze Bevölkerung eines ausgebeuteten mexikanischen Silberbergwerks, die nun auf der Auswanderungsreise begriffen, um neues Glück in den kalifornischen Goldbergen zu suchen. Die Gesellschaft bestand aus Majordomos, Vorsteher der Minenarbeit, aus Carettieri und Barreteros, Bergknappen, und aus ranchodienstmüden Peones und Vaqueros, die als Gambucinos oder Buscaderos zum Goldsuchen bestimmt waren. Es waren alles gesunde und kräftige Leute, an denen jeder Zoll den mexikanischen Charakter trug, und theilten sich nach mexikanischem Karavanengebrauche in drei Abtheilungen. Zur ersten gehörten die Eigenthümer mit den Majordomos und den mitreisenden Freunden und Fremdlingen, zur zweiten die Waaren besorgenden Cargaderos mit den ihnen behülflichen Lazaderos, den Centauren der Karavane, und zur dritten die Thiere pflegenden Arrieros und Savannaros. Die Pferde waren alle von mexikanischer Race, würdige Nachkommen jener Hengste, die Bischof Leon aus Andalusien in Süd-Amerika eingeführt, nachdem er ihnen den Teufel ausgetrieben hatte. Zwei Dritttheile der Karavanenthiere aber bestanden aus Mulas und Burros, den einheimischen Eseln, und verhielten sich etwa zu den schönen Pferden, wie die hinten nachschleichenden Savannaros zu den muntern Majordomos. Breit über Stirn und Brust, mit kurzem Hals und Leib, 12—15 Hände hoch, mit runden dünnen Beinen und

eben so schön geformtem Huf, und unter den Knieen viel Feuer und Muth, hat das mexikanische Pferd alle Eigenschaften, um einem Caballero, der sich eben so gut auf Caballos als auf Cabale versteht, in jeder Beziehung Freude und Ehr zu machen. Die Mehrzahl der mexikanischen Pferde sind ganz weiß oder rabenschwarz; eine Mittelfarbe wird nicht geliebt. Der Mexikaner liebt nur das Grelle, Extreme, und diese Vorliebe zeigt er sowohl Frauen als Pferden gegenüber. Ein 12 Jahre altes Pferd hält der Mexikaner noch für jung, denn im achtzehnten Jahre dient es noch als Lassopferd, das im vollen Laufe sich plötzlich bäumend umdreht, die beliebte Vuelta oder Pirouette macht, und, mit aller Hast und Kraft davon eilend, die Beute nachzuziehen strebt, die der geschickte Reiter in seiner Schlinge gefangen. Aber auch das Maulthier und der Esel haben ihre rühmlichen Eigenschaften. Man hat das Kameel das Schiff der Wüste genannt, die Mula ist das Luftschiff der Prairie und der Berge. Es ist eine wahre Lust, auf diesem hebridischen Geschöpfe dahin gewiegt zu werden, besonders seitdem Herr B. in Brasilien die schöne Entdeckung gemacht hat, daß die Mula mit der Mulattin zu vergleichen sei! Eine Mula trägt 16, und ein Esel 8 Arobas; diese Thiere können bei Futtermangel mit Stroh und Holz ernährt werden, und dürsten nur dann, wenn sie Wasser haben. Dabei sind sie selten träge und passiren die gefährlichsten Bergpfade eben so leicht und unerschrocken wie ein Nachtwandler; deßhalb sind sie für die mexikanischen Karavanser, die selbst an große Strapazen und langes Fasten gewöhnt sind, unentbehrlich. —

Mit Tagesanbruch werden die Thiere der mexikanischen Karavane von der Weide, wo sie unter der Obhut der Sa-

vannaros gestanden, und nachdem sie getränkt, nach dem Lager geführt. Hier hat sich indessen Alles auf die Beine gehoben. Der Madre, gewöhnlich ein junger Knabe, hat die Botas, die ledernen Flaschen, am Bache mit Wasser gefüllt und sie zum Frühtranke der Gesellschaft gebracht. Auch beginnt er das Frühstück zu bereiten, nachdem ein freundlicher Gehülfe ihm das Feuer angeschüret hat. Bald prasselt auf demselben der Pote mit den Abends zuvor weichgekochten Poritos, den wohlschmeckenden merikanischen Bohnen. Dieser Kochtopf und die Sarden, die Bratpfanne, sind die einzigen Kochgeräthschaften der Karavanenküche und werden nie gereinigt. — In der Patea, der breiten hölzernen Schüssel, knettet der Madre den Maisteig, um daraus für die ganze Gesellschaft das Hauptnahrungsmittel, die Tortillas zu backen. Ungefähr halbe Pfund schwere Theile wiegt er davon auf der Hand ab, rundet sie, und indem er den Teig rasch von einer Handfläche zur andern klatscht und über den Knieen breit zieht, macht er mit bewundernswürdiger Fertigkeit tellergroße, dünne Kuchen. Diese Teigmanipulation verursacht ein großes Geräusch, besonders wenn sich dem Madre noch einige Gehülfen beigesellt haben; es erinnert an das Frühdreschen unserer Landleute und vermag Jeden aus dem Schlafe zu wecken, wenn ihm die Eßlust nicht fehlt. — Jedesmal wenn ein Kuchen breit und dünn genug ist, so wird er auf dem Kormal, einem über dem Feuer erhitzten Eisenblech in einem Augenblick hart gebacken. Mit dem letzten gebackenen Kuchen ist auch das Frühstück fertig; Frijoles und Tortillas speist Alles, und Jeder findet sich nach dem frugalen Mahle zur Abreise gestärkt. Die Thiere werden nun unter munterm Gesang gesattelt und bepackt.

Es gehört viel Uebung dazu, ein vollkommenes mexikanisches Sattelzeug den Pferden aufzubürden, oder den Maulthieren ihre voluminöse Last so fest aufzuschnüren, daß sie damit den ganzen Tag über bergauf und ab zu gehen und sie nicht abzuschütteln vermögen. Ist aber Alles mit gehöriger Kenntniß und Sorgfalt abgethan, so scheint dem Thiere weder Last noch Tagesbitze unerträglich zu sein, denn es schreitet von dannen, als ginge es einer großen Mahlzeit entgegen.

Dem gezäumten Reitpferde werden zuerst die Sudaderas, die wollenen Schweißdecken, über den Rücken gelegt; auf diese folgen die Schulterkissen und der schwere Sattel. Ueber diesem werden die Alforcas, die Sattelranzen, gehangen, das Ganze mit der ledernen Mochilla bedeckt und mit zwei starken Bauchgurten zusammengeschnallt; die 3—5 Pfund schweren hölzernen Steigbügel sind zum Schutze der mit Mokasins bekleideten Füße des Reiters mit Tapaderas versehen, und über dem hintern Theile des Pferdes hängt zum Verscheuchen der Benchuca, einer giftigen Wanzenfliege, der Cola de Poso. Bei den Lastthieren dient ein 20 Pfund schwerer Aparejo als Unterlage der in Seronen eingepackten und mit starken Hautstricken darauf festgebundenen Waaren.

Bald nach Tagesanbruch bewegt sich der Zug aus dem Lager. Die mit einer Glocke versehene und vom Madre berittene Madrina, eine alte Stute, bildet das Leitthier, dem alle übrigen Thiere wie die Kinder einer einzigen Mutter auf dem Fuße folgen. Die Lastthiere, zwischen denen sich die Cargaderos und Lazaderos bewegen, bilden den Vorderzug. Geräth die Bürde eines Thieres in Unordnung, so fällt ihm augenblicklich der Lasso über den Nacken und die

Capa de Ojo über die Augen; in wenigen Minuten hat es der Cargadero dann wieder neu beladen in die Reihen gebracht. Der Mittelzug wird von den Personen der ersten Abtheilung, und in etwas weiterer Entfernung der Nachzug von denen der dritten gebildet. Jeder der Dienstleute trägt eine mit Wasser gefüllte Bota, den Lasso und die ebenso unentbehrliche Machetta bei sich. — Die Machetta ist in ganz Spanisch-Amerika die universellste Waffe, das gefährlichste und zugleich nützlichste Werkzeug in den Händen des Volkes. Der Vater gibt sie schon dem Knaben als Weihnachtsgeschenk und sie begleitet ihn durchs ganze Leben. Ueberall, wo Freud und Leid ihn rufen, trägt er sie an seiner Seite, im Frieden und im Kriege bleibt sie seine Eisenbraut, sterbend erst wendet er seinen Blick davon ab. Am gefährlichsten ist sie in der Hand des Mexikaners. Der leiseste Zorn bestimmt ihn, sie über seinen Gegner zu schwingen, und hat er sie scharf geschliffen, nebst dem Lasso, bei sich auf der Reise, so kennt er keine Furcht und kein Grauen. —

So vertheilt und ausgerüstet geht die mexikanische Karavane ihrem weit gesteckten Ziele entgegen. Selten herrscht Langeweile im Zuge. Gesprächigkeit, Neugierde, lustige Einfälle und Laune sind den Mexikanern charakteristisch, und beschäftigen sie nirgends mehr als auf der Reise, da, wo sie volle Muße dazu haben. Es entsteht zuweilen ein Coleo, zu welchem die Reiter sich herausfordern. Man reitet seitab, und während man gegenseitig bestrebt ist, die Pferde am Schwanze umzuwerfen, entsteht das lustigste und wildeste Durcheinander derselben, indem sie sich bemühen, den Reißaus zu nehmen. Man erhält dadurch Gelegenheit, sowohl die Pferdegeschicklichkeit als Listigkeit der Mexikaner zu be-

wundern, bei denen sich Mancher findet, der einem Ducrow oder Bayard würdig zur Seite gestellt werden könnte. — Die größte Unterhaltung zeigt sich bei den Arrieros, die kein süßeres Leben kennen, als das auf der Karavanenreise. Der Eine, ein heiterer munterer Chilene, der vielleicht in frühern Tagen Sereno war, singt ein Tonadilla, ein serenes Volkslied, das er oft auf seinem Nachtwächterdienste gesungen; der Andere, ein starker Barretero, der gewohnt war, in den Cajons, den Gängen des Bergwerks, wohl hundert Streiche mit seinem 16 Pfund schweren Hammer auf die Barrena zu versetzen, ohne nur einmal dabei auszuruhen, der ergibt sich nun mit aller Behaglichkeit dem Cigarrillorauchen. Die Sonne brennt ihm heiß ins Gesicht, aber er drückt seinen Sombrero tiefer über die feurigen Augen, und bläst dem Himmel höhnisch dichte Rauchwolken entgegen. Zwei andere Nachzügler sind mit einander in heftigem Wortwechsel begriffen; die vielen „Carajos" und „Carrambas", die von ihnen herübertönen, und der Unwille, mit dem sie ihre halb verbrannten Cigarrillos wegschleudern, lassen einen sehr wichtigen Gegenstand ihres Zankes vermuthen; es handelt sich jedoch nur um den Entscheid der Frage, ob Mexiko oder Kalifornien ein schöneres Land sei, d. h. welches von beiden Ländern dem Karavanser mehr Futter und Wasser für seine Thiere habe.

Zur Mittagszeit, wenn es scheint, als wolle die Sonne Alles versengen, da hat sich in die Karavane ein schlummernder Geist eingeschlichen. Es zeigt sich überall Ruhe und große Neigung zur Siesta. Nicht selten sieht man den Karavanser reitend im Schlaf versunken, während das Thier selbst halbschlafend an Abgründen vorüber schleicht. Der Ruf: „mulas! mulas! Carajo! todos flajo!" das wilde, zur

Eile ermahnende Geschrei der Arrieros, bringt jedoch vollends wieder reges Leben unter die Gesellschaft, und ist die Mittagsstunde vorbei, so zeigt sich auch kein Gähnen mehr. Rasch wird dann das wieder eingeholt, was man schlummernd etwa versäumt hatte. In den ersten Tagen, wenn „Cocina, dispense y granero“*) noch gut bestellt sind, werden zur Mittagszeit Tortillas und Quesadillas, getrocknete Käskuchen, herumgereicht und die Bota verliert ihren ganzen Inhalt, der dann auch, statt aus Wasser, aus Pulque, dem gegohrenen Safte der Magueyfrucht besteht.

Wenn alsdann die Züge der Bandurias (Brachvögel) ihren Abendflug nach den Bergen beginnen, der Taparcamino (Wegsperrer) der Karavane, mehrmals über sie hinwegflatternd, den Weg versperrt, wenn der Tuza (Prairiehund) mit seinem abendlichen Wolfsgeheul das Echo seiner Heimat angerufen, und der Regenpfeifer und Wippoor-will (Ziegenmelker) vom Spottvogel zum Schweigen gebracht, — dann ist es Zeit, an das Ziel der Tagesreise ernstlich zu denken. Es ist ein rara avis in terris, meint der mexikanische Karavanser, wenn sich um diese Zeit kein Kampirungsplatz zeigt. Er irrt sich auch selten, denn er hat sich bei den Rancheros genau nach der Gegend erkundigt, seine Stationen zum Voraus bestimmt, und die Stunde der Abreise und den Schritt seiner Thiere darnach gerichtet. Er langt endlich an. Hier ein Arroyo, ein kleines Gewässer, und dort die grüne Patera. Das sind Grenzen, die der Karavanser im fernen Westen von Amerika nie überschreiten darf, wenn er das Glück hatte, sie in berech-

*) Küche, Vorrathskammer und Kornbühne.

neter Entfernung zu finden, und es ihm am Wohle seiner Thiere liegt.

Schon sind die Führer der Karavane vorangeritten und haben das Campo bezeichnet. Die Madrina findet sich ein, und um sie herum richtet sich der ganze Zug. Die Aparejos werden abgenommen, in weitem Halbkreis batterieartig aufgestellt, und hinter dieselben alle Waaren und Geräthschaften ordentlich vertheilt, so daß beim Wiederaufsatteln Alles sogleich bei der Hand liegt. Zeigt sich bei einem Thiere eine durch Reibung des Sattels entstandene Wunde, so wird getrockneter Pferdemist darauf gerieben, — ein mexikanisches Universalmittel für Verletzungen der Pferde, das wohl der Beachtung verdient, wenn man seine adstringirende Wirkung bedenkt.

Die Karavanser legen sich zerstreut oder in Gruppen im Poncho gehüllt auf dem Boden umher. Der Eine erfrischt sich durch einen Brei von Maismehl und Wasser, den Pinole, der Andere bereitet sich einen Frangollo-Punsch, oder einen Maisabsud, den Atole, den er mit der Bomba, der silbernen Theeröhre, brennendheiß schlürft, und ein Dritter, der weder Poncho noch Punche hat, ein bedürftiger, aber lebensfroher Arriero, der sich zum Voraus auf die Freigebigkeit seiner Landsleute verlassen hat, versteht unter Scherz und Spaß ihnen die Bota oder das Trinkgefäß bis auf den letzten Tropfen zu gustiren, und empfiehlt sich hierauf mit „mil gracias!“ für einen ähnlichen Schlaftrunk.

Das Feuer des Cocineros lodert indessen hoch auf, und sendet seine von keinem Lüftchen berührte Rauchsäule senkrecht nach den gerötheten Abendwolken. Charque oder Cecina, getrocknetes Fleisch, wird gekocht, mit Mantequilla abgeschmolzen, tüchtig gepfeffert, und mit Frijoles

und Tortillas „de horna caliente“ — ganz frischen Kuchen — aufgetischt. Ebenso rasch als es zubereitet, wird das Mahl verschlungen. Der Merikaner verschwendet auf der Reise zu diesem Geschäfte ebenso wenig Zeit, als der Amerikaner zu seinen täglichen Abfütterungen.

Nachtzelte kennt der Merikaner nicht; selten erbaut er sich mit Zweigen eine Ramada. Mit eingezogenen Beinen legt er sich an der Seite seines Sattels nieder, und sein Poncho, den er über Beine und Kopf zieht, ist ihm Zelt und Bett zugleich. Sind wilde Thiere zu befürchten, so wird das Feuer die ganze Nacht über im Lager unterhalten und das gegenseitige Erzählen lustiger Geschichten läßt manchen erst spät zum Schlafe kommen. Ist „Ruhe und Ordnung“ im Prairiestaate, so erlischt das Feuer mit dem Niederlegen, und mit ihm die Gesprächigkeit. In der Nähe des Lagers aber, auf der Weide, ertönt fortwährend die Glocke der Madrina, ein Zeichen, daß den Karavanenthieren die Nacht nicht zur Ruhe, sondern zum Hungerstillen beschieden ist. Sonst ist Alles ruhig und feierlich still. Alle für Einen und Einer für Alle, das ist die Losung der Nacht für die merikanische Karavane.

Und so hieß und war es stets während meiner acht Tage langen Karavanenreise von San Juan nach dem San Joaquin. — Die erste Nacht verbrachten wir an der Böschung einer die San Juan-Ebene im Osten begrenzenden Hügelreihe. Von hier aus überschritten wir die Weidefläche des Pachecco-Rancho's.

Pachecco, der kalifornische Eigenthümer dieses etwa 20 Stunden im Umfange haltenden Rancho's, hat in der kalifornischen Revolutionszeit eine nicht geringe Rolle gespielt;

er dürfte daher aus der Geschichte jener Tage bekannt sein. — Wie mancher Ranchero, so hatte auch er bei seinem patriotischen Streben immer nur das Sprichwort vom rollenden Steine bewährt. Sein Hab und Gut wurde dabei arg mitgenommen; heute ist er jedoch wieder zu Reichthümern gelangt, die seinen Namen im Lande sprichwörtlich machen. — Als wir uns seiner am Ende der schönen Ebene gelegenen Hazienda näherten, wurden wir auf eine Staubwolke aufmerksam, die sich während der Mittagszeit hoch in die Lüfte erhob. Ein donnerndes Getös erweckte das Echo der Berge, der Boden bebte, und die Luft ward von dem Gebrüll vieler hundert Rinder erschüttert, die sich in einem großen, von Baumstämmen gebauten Coral durch einander mengten. Wir bestiegen die Gallerie desselben, das Schauspiel genauer zu betrachten. Es war ein Rinderzähmen, die alljährliche Recogita. Unter dem muhenden und brummenden Gemenge waren einige Vaqueros beschäftigt, die wildesten Rinder zu lassoen, während andere fortwährend mit dem harten Lasso auf die Heerde einhieben und sie wüthend im Kreise herum trieben. Alle Thiere wurden bis zum Niedersinken ermüdet. Alsdann schleppte man eines nach dem andern aus dem Coral und, nachdem ihm durch das glühende Eisen das Brandmal aufgedrückt, wurde es unter wildem Geschrei der Vaqueros wieder nach der Weide getrieben, oder, mit dem Verkaufszeichen, der Venta, versehen, für den Markt bestimmt.

Früher kostete ein Ochse in Kalifornien 4 — 5 Dollars, eine Haut 1 — 2 Dollars, und eben so viel die Aroba Talg. Es wurden auf den 27 Missionen wohl jährlich über 30,000 Stück Rinder und über 40,000 Arobas Talg verkauft. Jetzt sind diese Preise um das Fünf- bis Zehnfache gestiegen, die

Summe der jährlich verkauften Thiere ist dagegen um zwei Dritttheile gesunken. Seit 1836 verminderten sich mit der Auflösung der Missionen die zahllosen Rinderheerden immer mehr, sie wurden vertheilt, und viele verschwanden in der Wildniß, wo sie heute noch umherschwärmen. So geschah es mit den Pferden und Maulthieren. 1842 zählte man noch circa 65,000 Stück, heute befindet sich mehr als die Hälfte derselben herrenlos. Frägt man aber einen Ranchero, worin der rasche Verfall seiner Viehzucht bestehe, so heißt die Antwort: „Quien sabe?“ Er weiß es nicht und bemüht sich auch nicht, den sichern Stand der Sache zu kennen, weiß er ja kaum genau, wie es um seine Hauswirthschaft steht. Diebe und Bären, meint er zuletzt, tragen wahrscheinlich die Hauptschuld, und schilt dabei auch auf die heute überall im Lande umher verbreiteten vielen Fremden. *)

*) Bären sind unstreitig ein großes Reduktionsmittel der kalifornischen Viehheerden. Bei meinem Aufenthalt auf Patrocinio del Alisal wurde der Rancho einige Male des Nachts von einem dieser Raubthiere besucht, das sich, ungeachtet einiger Schüsse, mit denen wir ihm schon das erste Mal entgegengekommen waren, vom Besuche nicht abschrecken ließ. Im Hofraume des Pacheco-Rancho's lag ein ungeheuer großer Braunbär hingestreckt, der kurz vor unserer Ankunft bei seinem nächtlichen Ueberfalle getödtet worden war. Er war enthäutet, von der Sonne stark ausgedorrt, und sein verpestendes Liegenbleiben sollte, nach der Meinung der Vaqueros, seinen übrigen Kameraden das abschreckendste Beispiel sein. Der alte Pachecco ersuchte uns, auf der Weiterreise im Gebiete seines Rancho's nach diesen Viehräubern Jagd zu machen, und bot uns für jeden erlegten Bären den schönsten Ochsen oder ein Maulthier an. Wir versuchten es gleich Abends bei unserer Rast, sechs Meilen von der Hazienda entfernt. An den Ufern eines wasser-

Vom Pachecco-Rancho aus überschritten wir die Kegelberge der nordöstlich auslaufenden Littoralkette. Die Gegend wird plötzlich wild, und gewährt nur durch den ausgedehnten Haferwuchs, der die Kesselthäler überall auskleidet, einen heitern Anblick. Dagegen kontrastiren mit den blendendweißen Haferflächen die über sie emporragenden zerklüfteten Felsenwandungen des alten Bergkalkes, aus deren Ritzen und Spalten eine eisenhaltige Flüssigkeit sickert, die unter dem Einflusse des Sonnenlichtes Eisen absetzt und den Felsen ein schmutziges, rostiges Ansehen gibt. Es scheint dies jene räthselhafte Flüssigkeit zu sein, die von einigen Mineralogen Spiritus metallorum genannt wurde. Die Berggeister bereiten sie hier in so großer Menge, daß sie vollkommen abgezapft werden könnte.

Der Pfad über das Gebirge ist beschwerlich; wir waren genöthigt, die Berge zu Fuß zu erklimmen und die Reit- und Lastthiere am Zaume völlig herauf zu ziehen. Nach vier Tagen befanden wir uns endlich auf der Ebene des San Joaquin. Sant' Luis ist der einzige darauf sich befindende Rancho, wo man Wasser findet. Von hier aus aber erstreckt sich eines jener Landgebiete, die den Karavanser ihrer großen Trockenheit und Dürre wegen zur Vorsicht ermahnen. Die Fata morgana kommt hier öfters zum Vorschein. Am schönsten zeigt sie sich, das täuschende Bild einer wogenden See darstellend, am Nachmittage bei der heftigsten Sonnengluth. Der Boden, über welchem sie entsteht, ist sehr kahl,

---

armen Baches entdeckten wir viele im Sande eingedrückte Bärenspuren und frische Verputzungen, aber das Loos unserer Jagd war ein prächtiger Hirsch.

nur zuweilen mit Moos bewachsen, aus welchem sichtbare Dünste aufsteigen, die sich wellenförmig durch die Atmosphäre verbreiten. In der Nähe von Gebüschen und längs eines Gehäges scheint diese Luftspiegelung am leichtesten zu entstehen. Die da allenfalls vorhandene, verdunstende Bodenfeuchtigkeit könnte die Ursache sein.

Die schönste Erscheinung aber auf der Joaquin-Ebene ist die der darüber hinstürzenden wilden Pferde und Berendos. Wir hatten einige Male Gelegenheit, dadurch ergötzt zu werden. Die Berendos sind gewöhnlich schneeweiß, wenig scheu und in unabsehbaren Zügen. Sieht man sie in der Ferne auf einer Erhöhung der Prairie stehen, so hält man sie in der klaren Prairieluft für in Reihe und Glied aufgestellte Reiter. Sie späben lange umher, und wenn sich ihnen kein feindlicher Gegenstand im Wege zeigt, dann bewegen sie sich in einer langen Kette eilig, aber ordnungsmäßig, vorwärts. Sie bilden eine lebendige Kegelschnittslinie oder Parabel. Ein Schuß bringt wilde Verwirrung in dieselbe; es entsteht ein chaotisches Gemenge, bald ein Quarré, dann zwei gedrängte Kreise, die sich rasch zu zwei paraboliſchen Formen gestalten und seitwärts von einander schwinden, um, im Bogen weit zurück gelangt, als Querkegelschnittslinie oder Hyperbel wieder zusammenzustoßen. Endlich sieht man nochmals den ganzen Berendozug im Hintergrunde in Reihe aufgestellt und das Manöver beginnt von Neuem. — Aehnliche und mannigfaltige Wendungen und Lenkungen zeigen auch die Banduriaszüge, wenn sie sich auf die Ebene niederlassen wollen. Ueberhaupt scheint es bei Wanderthieren, sowohl des Meeres als des Landes, welche in großen Gesellschaften zusammenleben, ein Gesetz zu sein, in solchen mathematischen Figuren

sich zu bewegen. Die parabolische Form zeigt sich überall in der Natur, bei Pflanzen und Thieren, überall, wo ein dynamisches Prinzip sich äußert oder geäußert hat. Sie ist der künstlichste und zugleich natürlichste Ausdruck einer bedeutungsvollen, das Gefühl des Schönen erweckenden Gedankeneinheit, und sie könnte es gewesen sein, die die alten Indier, Griechen und Römer dazu bestimmte, aus dem wunderlichen Vogelfluge die Zukunft zu deuten; findet sie sich ja auch in den Bahnen der so vielen Aberglauben erzeugenden Kometen. Bei den gewaltsam durch die Luft strebenden Thierzügen läßt sie sich wohl dadurch erklären, daß jedes einzelne Thier stets diejenige Stellung einzunehmen sich bemüht, in welcher es einen möglichst freien Ueberblick des ganzen Zuges und der Umgebung erhält. Es ist bekannt, daß alle Thiergesellschaften auf ihren Wanderzügen sogenannte Leitthiere bei sich haben. Wahrscheinlich bildet dasselbe alsdann den Scheitel der Parabel, nach welchem die Aufmerksamkeit aller Mitzügler sich richtet.

So stürzte einst auch in einer schön gebogenen Linie ein Rudel Prairiepferde an unserm Vortrab vorbei. Die Thiere waren in der größten Aufregung und mußten unsere Pferde für ihre Genossen angesehen haben, denn sie kamen uns so nahe, daß sie eine allgemeine Verwirrung in der Karavane erzeugten. Rasch flogen einige Lassos nach den wildblütigen Hengsten, aber vergebens; schnaubend und dampfend durchtosten sie die Luft und verschwanden über die Ebene. Es konnte uns kein schöneres Schauspiel beschieden sein. Die mexikanischen Karavaneser würden es jedoch nur dann bewundert haben, wenn sie einige dieser Cimarons in ihren Schlingen hätten fangen können. Der Mexikaner bewundert nur das utile cum dulci. Der Anblick der weiten, in den

Abendlüften wogenden Grasfläche, die einem lieblichen See gleicht, würde er nur dann schön nennen, wenn diese Grasfläche eben gutes Futter brächte oder sie eine zugängliche und nutzbare Weide wäre. — Nach einer Weile begegneten uns vier Ciboleros, die, nachdem sie uns den Estrivera, den Jägergruß, zugerufen hatten, den Flüchtlingen nachjagten. Der Cibolero ist der leidenschaftlichste Prairiejäger, der nie von einem Rastro, der Spur wilder Prairiebewohner, zurückkehrt, ohne seine Jagdlust befriedigt zu haben. Gewöhnlich kehrt er Abends mit einer Last von Büffel- und Antilopenhäuten oder mit einem eingefangenen Pferde in sein Lager zurück. Er ist der wahre Tod der Prairie, und der einzige civilisirte Indianerfeind, der sich gerne mit Kopfhäuten ziert.

Auf der Mitte der Prairie, zwischen Sant' Luis und dem San Joaquin, zeigte sich uns ein Denkmal eines traurigen Ereignisses der letzten Tage. Es befand sich da ein Grab, von allerlei zerbrochenen Minengeräthschaften umgeben, und unweit davon eine ungefähr 15 Fuß tiefe, leere Wassergrube. Abends am San Joaquin angelangt, erfuhr ich, daß es das Grab eines Mannes aus Tennessee war, der bei seiner Reise über die Prairie den Sonnenstich bekam, schrecklich zu dürsten begann, und, nachdem seine beiden Begleiter, die sich nicht gehörig mit Wasser versehen, vergeblich durch Weitergraben in der Grube nach solchem gesucht hatten, den beiden Uebeln erlag. Die Personen, von welchen ich dies erfuhr, waren die Eigenthümer einer über den Fluß flüchtig gebauten Fähre und Matrosen der „Sarah Elisa"; der Verstorbene war Passagier derselben und Prairie-Reisegefährte der beiden Seeleute. Es war ein stiller, zufriedener, verheiratheter Mann, der in seinen kräftigsten Jahren es ver-

suchen wollte, seiner Familie eine neue Heimat oder Zukunft da zu finden, wo es ihm gut gehen konnte. Ungewöhnlich lang und hager an Gestalt, war er unter den Passagieren der „Sarah" nur als der lange Tennesseer bekannt. Der Unglückliche, — dem Hungertode war er standhaft entgangen, aber dem Durste mußte er, seinem Ziele nahe, erliegen! Er war mein Unglücksgefährte, ging mir in Glückeshoffnungen voran, und ich überschritt sein Grab. Ich mußte wie sein Freund in die tiefste Wehmuth versinken beim Anblick seiner öden, verlassenen Ruhestätte, die meinem Gedächtniß ein treues Bild durchs Leben bleibt.

Am San Joaquin erholten wir uns endlich von den Mühen der Reise in einem kühlen Waldlager, umgeben von Sumpfcypressen und Eichbäumen, die mit ihrem herabhängenden Baumbart, der Barba vieja (Tillandsia usnaeoides), der Gegend einen ehrwürdigen Charakter gaben. Der Strom ist hier ziemlich breit und reißend. Das Thal, durch das er sich erstreckt, ist 560 Miles lang, 50 Miles breit, und zeugt überall von der besten Anbauungsfähigkeit. Der San Joaquin wurde beinahe schon bis zur Mündung des Merced mit einem kleinen Dampfer befahren. Der Kultur ist somit der Weg dahin angebahnt, ein neues Weltthal steht ihr geöffnet.

IV.

Nach den südlichen Goldminen.

Die kalifornische Goldregion gleicht einem elektromagnetischen Netze, das, einmal vom Zufalle berührt, in seinem ganzen Umfange erschüttert wurde. Kaum waren die nördlichen Minen entdeckt, so fand man auch den entgegengesetzten Pol, die Südlichen auf. Den äußersten und den reichsten Punkt derselben bezeichnen die Maniposa-Minen. Sie wurden von Merikanern aufgefunden und dienten namentlich diesen zum Aufenthalt. Daher bewegte sich auch die Karavane, in der ich mich befand, zuerst nach diesem Ziele.

Es war ein harter Ritt, den wir am ersten Tage von San Joaquin über eine theils sumpfige, theils sandige Landstrecke machten. Die Gegend war durch eine Räuberbande beunruhigt, die schon einige Male fremde Durchzügler überfallen hatte. Wir spornten deßhalb in größter Ungeduld unsere Pferde, und eilten in einzelnen Abtheilungen vorwärts. Glücklich, aber sehr ermüdet, langten wir Nachts am Mercedflusse an. Vor uns lag die sandige Einöde, hinter uns der seichte Fluß, der sich in vielen Krümmungen am Rande eines Waldes hinzog. Die Nacht war schwül und stockfinster. Plötzlich wurden wir von einem Donnerschlage aus dem Schlafe geworfen. Es war ein Estampede.

Unsere Arrieros erkannten sogleich den mißlichen Vorfall. Die Prairieflotte, die meisten unserer Thiere hatten die Flucht genommen. Eine wilde Bestie mußte sie vertrieben haben,

hieß es alsogleich. Es blieb nichts anderes zu thun übrig, als einige der Dienstleute auf den besten zurückgebliebenen Pferden nachzusenden, während alle übrigen Karavanser nach den Waffen griffen, um dem vermutheten Feinde einen zweiten Ueberfall zu verbittern. Wir blieben die ganze Nacht in erwartungsvoller Spannung: es kamen weder unsere Pferde noch der Unruhstifter zurück.

Ein Estampede ist eines der schlimmsten Ereignisse für die Karavane. Sind die Thiere einmal aufgeschreckt, so stürzen sie, kein Hinderniß achtend und mit der Beschleunigung der Flucht immer mehr die Willkür verlierend so lange durch die Nacht, bis sie starr und krampfhaft darniederstürzen, oder ihnen die aufgehende Sonne die Umgebung nach und nach zu erkennen gibt. Tage lang sind sie dann nicht mehr zu finden, und nur der Sagacität der Arrieros gelingt es, ihren Aufenthalt endlich auszuwittern. Das Gedonner, das sie plötzlich verursachen, ist fürchterlich; aber es ist für den Neuling auch ergötzlich zu hören, wie es, dem Seesturm gleich, stacato con furia anhebt und sich tremolando mit einem gedehnten Accorde in der Stille der Nacht auflöst. Es ist eine neue Entdeckung der Akustik, daß der Schall des Nachts lauter ist, als am Tage; ein Estampede könnte zu vermuthen geben, daß er auch in dynamischer Beziehung des Nachts besondere Eigenschaften hat.

Erst mit Tagesanbruch erfuhren wir von den zurückkehrenden Arrieros, daß sich unsere Thiere am Ufer des San Joaquin in einem einigen Amerikanern zugehörigen Coral befänden, und daß dieselben nur mit Gewalt zu erhalten seien, indem sich die Amerikaner als ihre Eigenthümer erklärt hätten. Bewaffnet begaben wir uns hierauf nach dem

Orte, und bemerkten da bald, daß wir es mit Pferdedieben zu thun hatten. Als sie unsere Uebermacht erkannten, flohen sie nach dem Walde und überließen uns nicht nur alle unsere Thiere, sondern auch die ihrigen, die sie wahrscheinlich ebenfalls gestohlen hatten. Das Innere ihres Blockhauses, das sich dicht am Ufer des San Joaquin befand, glich einem wahren Wildschützenarsenal. Die verschiedensten Waffengattungen waren durch einige im besten Zustande sich befindende Exemplare vertreten. Wir ließen dieselben zurück, fanden aber für gut, von den Schußwaffen die Hahnen ab- und mitzunehmen. Als wir etwa eine halbe Meile weit entfernt waren, erhob sich eine dichte Rauchwolke hinter uns, die immer höher und höher gen Himmel wirbelte. Ein Arriero, der sich wahrscheinlich in der vergangenen Nacht beim Aufsuchen der Karavanenthiere manchen Aerger und Verdruß gemacht haben mochte, hatte die Diebsbütte aus Rache in Brand gesteckt, oder, wie er sich selbst ausdrückte, den Robaderos sein brennendes Cigarrillo zum Andenken zurückgelassen. — Durch solche Pferdediebe war das Joaquinthal zur Zeit sehr berüchtigt. Der Betrieb ihres Geschäftes bestand darin, die Thiere einer Karavane in stiller Nacht durch einen plötzlichen Ueberfall aufzuschrecken und so ein Estampede zu erzeugen, dessen Ursache der Karavanser gewöhnlich wilden Thieren zuschreibt.

Unser Weg führte nun durch eine zuweilen sich verengende Thalebene längs dem Merced bis zu dem Collier oder den Gebirgszweigen der Sierra Nevada. Auffallend ist auf derselben der mannigfaltige Wuchs aromatischer Kräuter und gewürziger Lippenblumen. Verschiedene Therebinthaceen und harzreiche Cistrosen schwitzen in der Sonnenhitze ihre klebrige Flüssigkeit aus, einen unerträglichen Geruch verbrei-

tend, der leicht Kopfschmerzen verursacht. Die Thiere werden beim Weiden von derselben ganz überklebt und haben in ihrem verharzten Kopfputze ein drolliges Aussehen. Auf sandigen Stellen finden sich auch mehrere Erica-Arten mit ihren lebhaft gefärbten Röhren- und Corallenblüthen, während eine Art Wasser-Melonen sich häufig an Abhängen und Erdhaufen herumzieht, und der Gegend eine weniger wilde Physionomie verleiht. Der Saft dieser Melonen soll trinkbar sein; er schmeckte mir jedoch widerlich bitter. Hie und da begegnet man auch einer Rotheiche, die mit ihren faustgroßen, rothschattirten Galläpfeln einem Apfelbaume gleicht. Man ist versucht, in dieses schöne, apfelgleiche Wildgewächs zu beißen, das die Quintessenz jenes schwarzen Saftes enthält, der je nach Belieben so süß, herb und sauer zu kosten gegeben werden und schon deshalb den Menschen verlocken kann, darin zu „machen."

Im Mercedthale erlegten wir ein Elenn, das ein ungewöhnlich großes und reich verzweigtes Geweihe hatte. Auch fand ich am Ufer des Merced ein versteinertes, von einem urweltlichen Riesen-Elenn, das an Größe seine Nachkommen bedeutend übertroffen haben mußte, denn ein neun Hand hohes Maulthier, dem ich das Geweihe auf den Kopf setzte, schien demselben vollkommen proportional zu sein.*) Solcher

*) Als ich bei meiner Abreise aus Europa bereit war, einer Museumsgesellschaft den Antrag zu stellen, für sie Naturalien sammeln zu wollen, vernahm ich auf indirekte Weise: „man sei schon einmal bei einem solchen Versuche gescheitert." Wie leicht hätte nun die geehrte Gesellschaft in den Besitz der größten Hörner von der Welt gelangen können! Merkt's Euch, Ihr Herrn, für ein ander Mal.

Ueberreste einer untergegangenen kalifornischen Fauna finden sich auf der San Joaquin-Ebene, besonders in den untern Flußgegenden viele und kommen oft an den Uferwandungen der Flüsse und Deltas zum Vorschein. Sie liegen in sandigen, bläulichen und röthlichen Thonstraten, in einer Tiefe von 2 — 15 Fuß, aber nie in den goldführenden ältern Anschwemmungen eingebettet. Wie wichtig muß das Goldland auch in dieser Beziehung dem Geologen erscheinen, der wohl nirgends fruchtbarere Studien machen kann! Da nun Kalifornien keinen Mangel mehr an angebenden Communikations- und an Lebensmitteln hat, und dem Besucher der Goldregion somit die gefürchtetsten Hindernisse weggeräumt sind, so dürfte es an der Zeit sein, diese von besondern Naturforschern im Interesse der Wissenschaft heimsuchen zu lassen. Gewiß würden die seltensten und nützlichsten Schätze die Belohnung sein.

Am Fuße der ersten Gebirge überschritten wir den Merced-River. Sein Lauf ist hier wild und seine reingewaschenen Ufer gewähren durch die verschiedenen Farben der Syrnit-, Grünstein- und Trappfelsarten einen schönen Anblick. Hier beginnt die Goldregion, die an ihren Grenzen bei unserer Ankunft schon bedeutend „prospektirt“*) und mit vielen Gold-

*) Das Erste, was der Minirer in den Minen thut, ist das Prospektiren. An mehreren Stellen, wo er durch Erfahrung Gold zu vermuthen gelernt hat, gräbt er aus verschiedenen Tiefen Erde hervor, wäscht sie in seiner hölzernen Platte oder blechernen Pfanne aus, indem er das Geräthe abwechselnd unter Wasser taucht, schüttelt und rüttelt, wozu jedoch geübte Handgriffe und Bewegungen erforderlich sind, und nimmt aus dem Gewichte verschiedener Proben des wegen seiner größern spezifischen Schwere zurückbleibenden Goldes,

jägern belebt war. Sie hielten uns für Indianer, da die meisten Karavanser, um ihre Kleider vor der Durchnässung eines starken Aquaceros zu bewahren, von dem wir bei dem ersten Schritte in die Minen begossen wurden, ausgezogen und unter dem Sattel hatten, und so durch ihre Nacktheit die Täuschung verursachten. Zwei Tage später langten wir über das durch viele einzeln aus dem Terrain hervorragende Schieferfelsen charakterisirte Gebirge in den Agua Frio- und Mariposa-Minen an.

Der Ankunftsruf „Las minas! Las placeres!“ klang der merikanischen Karavane eben so süß und längst ersehnt, als dem Schiffer auf ungestümem Meere jene Zauberlaute „Land“ und „Lootse“. Sonderbar, was solche Exclamationen für Wunder thun, wenn sie die dämmernde Nähe des Reiseziels verkünden! Dem Seefahrer entschwindet beim Anblicke des Landes, und wenn es auch nur ein imaginärer Streifen desselben wäre, alle Hoffnungslosigkeit, gerade wie dem Heimat- und Liebeskranken, wenn er seinem geliebten Gegenstande wieder nahe steht; mit der Annäherung der Küste gehen Neptuns Qualen und Leiden über Bord, und mit dem

---

das Mittel. Er sagt: die Erde ist 1, 2, 3 ꝛc. Dollars werth auf den Poket (Kübel), — reich oder arm. Wer sich einiger geologischer Kenntnisse erfreut, und nach der Lage, Ausdehnung, dem Abzuge und Hindrange vorweltlicher Gewässer spekulirt, sie gleichsam aus der Vogelperspektive in Gedanken verfolgt, und sieht, wie sie Bergabhänge unterwühlten, oder solche durch Anströmen und Ablagern ihrer mitgeführten Erd- und Gesteinsmassen bildeten, der erfährt, daß das Prospiciren im Sinne des Hinblickens oder Voraussehens, — daß Studiren besser ist, als Probiren, und sein Prospekt im Kopfe ist gewöhnlich schon so sicher, als ob er in der Pfanne wäre.

Betreten des Landes vergißt er die ganze Fluth der durch eine lange und mühselige Seefahrt verursachten Uebel. „Land! Land!“ das ist es, was ein salzsaures, verrostetes Seeherz plötzlich umschaffen kann, und: „wir sind am Ziele!“ kann einer Karavane, die von den Mühsalen der Reise über Berge und sonnenverbrannte Ebenen zu einem dahinschleichenden Schatten reducirt wurde, auf einmal erneuerten Muth, Kraft und Kühnheit wiedergeben, kurz, ihre letzten Reisetage zu den ersten umwandeln. Wir haben vor jedem neuen Ziele einen Lethe zu passiren, in welchen wir alles Unangenehme der Vergangenheit begraben müssen, um uns einer glücklichen Ankunft ganz freuen zu können; auch auf der Reise heißt es: laßt die Vergangenheit den Buben und den Thoren und, wie Shakspeare sagt: All's well, that ends well „lustik!“ as the Dutshman says. (Ende gut, Alles gut, lustig! wie der Deutsche sagt).

Zufrieden und froh drängten sich die Karavanser den schmalen Bergpfad hinab nach dem lockenden, goldschwangern Mariposathale. Der geübte Blick der vorausgerittenen Führer fand bald den Ort, wo es sich gut wohnen und dem Mammon dienen ließ. Ein Ruhetag, und das Minenleben begann. Die drei Abtheilungen der Prairieflotte wurden aufgelöst und die Mitglieder als Gambucinos unter die Majordomos vertheilt. Alles grub und wusch Gold. Auch der Madre mußte in der Zwischenzeit Gold waschen; seine Hände wurden davon rein und weiß, — die Tortillas schmeckten besser.

Witfield und ich, die verabschiedeten Flaggenkapitaine, errichteten oberhalb des Minenstädtchens Mariposa auf einem erhöhten Plateau unser Zelt, von wo aus wir das ganze Thal überschauen konnten. Mit vieler Lust kosteten wir dann

das Minenleben, durchstreiften die Gegend nach allen Richtungen, und sammelten uns bald Erfahrungen, die Jedergerne mitnimmt, wenn er die Minen verläßt.

Die Mariposa-Minen umfassen ein Gebiet von circa 50 Quadratmeilen. Der Naturcharakter der beiden Hauptthäler des Agua Frio- und Mariposaflusses ist großartig und mannigfaltig. Ueberall zeigt sich die verschiedenste Abwechslung von schiefen und krummen, gebogenen und gerundeten Formen. Nicht auf reizlosen geraden Linien und eckigen Figuren weilt der Blick, sondern auf einem Wechsel von vielen Kreisen, Bogen, Ovalen und Wellenlinien heftet sich das Auge und findet hier seine wohlthuendste Befriedigung. Da wo die Hauptquelle des Mariposa entspringt, vereinigt sich das mit einer saftigen Grasflur bedeckte Berggehänge, und schließt das Thal zu einer schaufelförmigen Halde, über die hinweg der Pfad durch die vielen Thalwindungen nach der Ebene führt. Hier zeigen sich auf den abgerundeten Gipfeln der Granit- und Gneisberge blendendweiße Quarzkronen, an denen die Morgen- und Abendsonne jenes entzückende Lichtspiel des an die Schweizer Alpen erinnernden Alpenglühens bewirkt, und die man wegen ihrer festungsähnlichen Form Quarzburghs genannt hat. Zuweilen ist der Berg stellenweise mit niederm, blaugrün schimmerndem Buschwerk bekleidet. Einzelne Pinien und Lorbeereichen überragen dasselbe; aber auch Granit- und Syenit-Blöcke lugen grau und düster als revolutionäre Denkmäler aus der Urzeit der Berggegend aus dem dichten Gebüsch. Das Thal verengt sich, je weiter man sich abwärts begibt, und scheint sich endlich ganz schließen zu wollen; plötzlich aber hat man eine freie Aussicht über eine Waldfläche, die der Fluß tief durchfurcht,

um dann in Hufeisenform westlich nach der Tiefebene zu stürzen. Zur Linken befindet sich hier eine eng zwischen Bergen eingeschlossene Lagune, an deren Ufer verlassene Wigwams und zerschellte Balsas oder Binsenboote noch von den vertriebenen, durch römische Gesichtszüge charakterisirten Monas-Indianer zeugen. Der Mariposa rauscht wasserreicher und mit stärkerm Gefälle in seinem mit Waldungen verhüllten Bette an dieser trauernden Stätte gewichener indianischer Belebung vorüber. Mit bebender Brust und mit Grauen betritt man die eine furchtbare Erhabenheit und wilde Schönheit bergende Thalfurche, wo der Genius der Natur den Geist des Menschen gleichsam zum Kampfe herausfordert und — besiegt, und wo das Gefühl von einer vergangenen, alles zermalmenden und das Weltthal erschaffenden Gewalt, das sich der Seele entgegendrängt, unwillkürlich zum Ahnen einer ebenso schrecklichen Zukunft verleitet. Ueber dreißig Fuß hohe Basaltsäulen und Granitobelisken, auf denen sich 10—20 Fuß im Durchmesser haltende Felsenkugeln phantastisch im sparsam in die Schlucht einfallenden Tageslichte spiegeln, reihen sich auf beiden Seiten der Ufer kettenförmig aneinander. Die Welt ist hier „geognostisch auf den Kopf gestellt." Das Urgebirge ist überall und nirgends. Dem nach Ordnung suchenden Blick tritt überall die größte Verworrenheit der Gestein- und Felsschichten entgegen, und man fühlt sich unheimlich und beunruhigt in diesem Plutoreich der wilden Naturmassen und doch wieder so unendlich begeistert und ergötzt. Das finstere Aussehen dieser Felsenthürme und abschüssigen Uferwandungen oder Barrancas wird durch eine eisenschwarze, rostartige Haut, mit der sie überkleidet sind, erhöht; aber auch wilde Reben und Lorbeergebüsche, die mit ihrem

unerträglich starken Geruch ihr Dasein verkünden, wuchern aus den Spalten hervor, umkränzen die altersgrauen Felsenhäupter, die geognostischen Plutonen und Merkuren, und beleben sie theilweise. — Zuweilen erweitert sich die Schlucht zu einer Felsen-Arena, in der sich Sand, Kies und Gerölle in großer Quantität alluvialisch angehäuft hat. Dies sind die Hauptfundorte des Goldes. Man nennt die Minen in solchen Sandschwellen oder Bars schlechtweg Diggings, nasse Minen, während diejenigen, die sich an den Abhängen der Berge und in trockenen Thalrinnen befinden, Placeres genannt werden. Das Gold der Diggings hat im Allgemeinen Blättchen-, Körner- oder Staubform, während es in den Placeres am gewöhnlichsten in größern Stücken gefunden wird. Es findet sich in der ganzen Minenregion in einer Tiefe von 1 — 100 Fuß unter den Granitsedimenten, wie unter größern Bergen und Abhängen im eisenhaltigen, blauen oder röthlichen Thone mit magnetischem Sande.

Betrachtet man das Aeußere des Goldes genauer, so zeigt sich an den in trockenen Minen gefundenen Pipedas eine unverletzte, ursprüngliche Form, während das Gold in den nassen Minen mechanisch verunstaltet ist. Diese primitive Form ist oft von der wunderbarsten und drolligsten Art: sie ist kristallinisch, dendritisch, oder zeigt alle jene Charaktere, die man an den in Wasser gegossenen Metallstücken erkennt. Es scheint, als habe die Natur alle ihre Prototype darin dargestellt. Es ist unverkennbar, das Gold muß sich bei sublimativer Entstehung im Wasser condensirt haben; es muß daher auch erst dann an die Oberfläche der Erde gelangt sein, als diese noch hoch mit Wasser bedeckt war. Auch muß das durch plutonische Kräfte bewirkte Zutagekommen des Goldes

nothwendig mit einer Eruption, und zwar mit derjenigen der hypogenischen Felsarten zusammenfallen, deren metamorphosische und plutonische, gewöhnlich translocirten Gesteine man von Goldadern durchdrungen vorfindet, die, wie die in den ältern Anschwemmungen lose liegenden Pipedas keine mechanische Verletzung erlitten zu haben scheinen, was nicht der Fall sein könnte, wenn die „vermaladeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung" nicht zugleich mit einem Elemente angefüllt gewesen wäre, in welchem die Eruptivgesteine sich mit geringerer Vehemenz hätten bewegen können. Das Gold könnte somit die Denkmünze einer kalifornischen Fluth genannt werden, die schon vor seiner Entstehung da war. Die deutlichen Spuren neptunischer Oeffnung des goldenen Thores an der Bai von San Francisco, die vom Wasser durchhöhlten und eisenhaltigen Wasserniederschläge gefärbter, hochaufgethürmter Felsmassen der Flußthäler, und die in den höchsten Furchen und Spalten derselben eingedrungene goldhaltige Erde, alle diese und andere Thatsachen könnten dies ferner bestätigen. Es konnte aber auch nur eine große Fluth gewesen sein, die das schwere Metall mit den Granitsedimenten zu durchmengen und dasselbe so tief auf den Grund der ältesten Gebirgsmassen und oft in dieselben hineinzuwühlen oder das goldhaltige Diluvium auf die Gipfel der Berge und in die Riffe der Felsenwände zu spülen vermochte. Es mußte nur eine mächtige Fluth gewesen sein, die endlich das in den Bergen entstandene Gold weit über Thal und Ebene vertheilen und das Küstengebirge durchnagen konnte.

Durch die Regenzeit der Jahre von den Bergen und Abhängen herabgewaschen, gelangte die zuweilen goldführende Erde mit den reißenden Bergbächen nach den Strömen der

Tiefebene, wo sie sich seit dem Verschwinden der großen Fluth auf den festen alten Ablagerungen in neuen Sedimenten absetzte. Am Sacramento z. B. findet man diese Spuren von jüngern Ablagerungen, welche Goldflimmer enthalten, an Stellen, die jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, bis zu einer Tiefe von 30 Fuß. Nimmt man auch hier den von Nilstromsedimenten geltenden Maßstab, nämlich $3^1/_3$ Zoll Sedimentdicke für das Jahrhundert an, so erhält man für das Alter dieser 30 Fuß hohen Erdschicht am Sacramento einen Zeitraum von 10,800 Jahren. Dies gäbe demnach auch den ungefähren Zeitpunkt an, wann die kalifornische Fluth gänzlich verschwand und die 1770 durch Perlenjäger entdeckte Süßwassersee bei San Francisco eine Meeresbucht oder das goldene Thor geöffnet wurde . . .

Solche Betrachtungen könnten noch weiter führen, und selbst das Gold als Denkmünze der Schöpfung darstellen. Ein Schritt in das Reich geologischer Mysterien ist immer von magnetischer Wirkung für unser mangelhaftes Streben nach Wahrheit, und es liegt für den Beobachter darin ein eben so großer Reiz, wie in dem, was vor uns aufgeschlossen und am Himmelslichte zu Tage tritt.

Kehrt man von solchen Abschweifungen nach dem Minenthale zurück, so ruht das Auge gerne auf der exotischen Staffage desselben. In den Bergrinnen, an Abhängen herum und längs dem Flusse arbeiten einzeln oder in Gruppen die Goldjäger von allen Nationen und von allen Klassen der Gesellschaft. Sie arbeiten hinter und unter jenen drohend aussehenden Felsmassen mit Ruhe und Zuversicht und achten nicht auf die über sie verhängte Gefahr; das Gold in der Tiefe allein ist ihre Loreley. Einfach ist des Minirers Klei-

dung, nur dem Wildleben angepaßt; einfach sind seine Arbeitsgeräthe, mit denen er sich gewöhnt hat, von Morgens früh bis Abends spät unermüdlich das Erdreich zu durchsuchen eingedenk der Worte:

„Nimm Hack und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber,
Sie reißen sich vom Boden los!"

Die Geräthschaften der Minenarbeiter haben indessen eine eigene Geschichtsperiode durchlaufen. Anfangs waren es nur Schaufel und Pfanne, mit denen der eifrige Goldjäger das in den obersten Erdschichten oder beinahe zu Tage gelegene Gold gewann. Mit dem ersten Auffinden tiefer liegenden Goldes gebrauchte er die Goldwiege, den Roker, welchem bald die verschiedensten Formen gegeben wurden. Weniger goldhaltige Erde, die aber reichlich vorhanden war, wurde mit dem Long Tom ausgebeutet, einer hölzernen, unbeweglichen Rinne, in welcher die Erde gebracht und von einem durchströmenden Gewässer in einen davor gestellten Behälter gewaschen wird, aus welchem dann der Rückstand in Rocker gelangt. Schon einmal von den ersten Miniren flüchtig durchwaschene Erde erforderte die Quecksilbermaschine, und als man den goldhaltigen Quarz entdeckte, wurden Dampf-Quarzmühlen von größern Gesellschaften in Anwendung gebracht.

Von allen den vielen Handmaschinen ist bei den Amerikanern und Ausländern der Roker in zweckmäßigstem Gebrauch geblieben, und bei den Merikanern sind es meistens noch ihre Universalgeräthschaften; immer noch sieht man diese Minenhelden mit der Barretta, Machetta, Patra und Cu-

charra, dem Hornlöffel, wie zum Verzehren eines goldenen Mahles ausgerüstet. Von Jugend auf daran gewöhnt, nach edlen Metallen zu suchen, haben diese Bucaderos einen eigenen Instinkt, die goldhaltigsten Stellen aufzufinden; ihre Barretta gleicht einer vollkommenen Wünschelruthe. Sie sind es auch, denen das Minenleben am besten behagt, die stets unbesorgt, fröhlich und jubelnd in den Tag hineinleben, und die die Aufmerksamkeit des Beobachters zuerst auf sich ziehen. Arbeiten sie im Dienste, so beeilen sie sich, ihrem Herrn bald diejenige Summe in die Hände zu schaffen, mit welcher er gesonnen ist, die Minen zu verlassen, um vielleicht, wenn er ein Mexikaner ist, in seiner Heimat einem Pronunciamento entgegenzueilen, beladen vom Eigendünkel wie vom Golde, ähnlich den in Ostindien reich gewordenen, spöttisch Nabobs benannten Britten, die sich bei ihrer Rückkehr nach England um jeden Preis ins Parlament zu drängen suchen. Sind sie jedoch dienstfrei, so sieht man sie selten in Gesellschaften arbeiten, denn ihre Habsucht und Eigennützigkeit würde zu Streitigkeiten führen; wohl aber wohnen sie dann in gemeinschaftlichen Lagern zusammen. Leicht ergeben sie sich dem Spiele und allem Taumelleben. Das Gold wirkt den Mexikanern keine Freude, wenn sie es nicht verbrauchen können. In diesem Bewußtsein errichtet daher irgend einer ihrer Landsleute rasch eine Tienda in der Nähe solcher Minirer, und das Gold findet in diesem Zelte seinen erfreulichen Werth. Eine Choretidenbande von der zwölfjährigen Muchacha bis zur Matrone der Tienda bestrebt sich, den wildlebenden Paisanos das Leben zu erheitern. Die Guitarre summt und brummt unter ihnen von Morgens bis Abends spät. Es wird getanzt und — das Bachanalenleben endet mit einer

Nachtscene, von welcher den Vorhang zu lüften Abscheu erregen würde. — Doch sollte man zuweilen nach solchen Tiefen hinabblicken, um seine eigene Größe zu erkennen oder sich derselben bewußt zu werden; gehört es ja zur Schwachheit unserer Natur, den eigenen Maasstab an andern zu messen oder zu bestimmen. Oft genug sieht man einen dieser „Hombres" herumtaumeln, zu seinem Freunde die Worte sprechend: „Buen amigo! tengo gana de guttar una gutta de aguardiente!"*) Solche Gutturale passen prächtig für die schwer gewordene Zunge eines Mexikaners! Man hat die italienische Sprache die Sprache der Liebe genannt, die Spanische ist die der Leidenschaft und — der Trunkenheit. Und oft genug sieht man auch einen solchen „Amigo" mit einem andern in Streit gerathen, wenn er sich mit ihm nicht verständigen konnte. Mit der Machetta treten sie auf die Mensur, nachdem sie sich mit einem Strick um den Leib auf Armslänge aneinander gebunden haben. Indem sie alsdann mit der linken Hand bemüht sind, sich gegenseitig das Gesicht mit dem Hute zu verdecken, führt die Rechte den blitzschnellen Machetasso, den Messerhieb. Perpendikulare Wunden sind bei solchen Zweikämpfen verboten, nur Schnittwunden erzielt der Mexikaner, weil nur diese in seiner Heimat keine gesetzliche Strafe nach sich ziehen. Fließt das Blut in Strömen, dann wird Satisfaktion gegeben. Ein Trunk Onze versöhnt sie wieder. — Dieser barbarische Charakter der Zweikämpfe

*) Guter Freund! ich habe Lust einen Tropfen Branntwein zu trinken. **Aguardiente**, von **Agua-ardiente** (gebranntes Wasser), wird auch wegen den elf (**onze**) Buchstaben des Wortes „Onze" genannt, und ist der gemeine Obstbranntwein der Chilenen und Mexikaner.

zeigt sich in ganz Amerika. Während der Bewohner von Spanisch-Amerika seine Machetta nicht tief genug durch das Gesicht seines Gegners ziehen kann, so kommt bei den Vorpartien der Nord-Amerikaner das fürchterliche „Gangin", das Augenausdrehen, in Anwendung. Und solche Zweikämpfe finden sich täglich in jedem Volksgemenge und bei der leisesten Veranlassung!

In Kalifornien haben solche Zweikämpfe die schrecklichste Verbreitung und Combination gehabt. Hier, wo sich zu dem Bedürfniß der Vertheidigung gegenüber feindlichen Rothhäuten und wilden Bestien noch die Furcht vor Räuberbanden und dem Bagno entronnenen Individuen gesellte, wurde das Tragen von Waffen ebenso gewöhnlich, als das von Taschenuhren; aber da es sich zeigte, daß solch ein zur Eitelkeit und Spielerei gewordenes Mittel der Bravour nur höchst selten zur Vertheidigung Anwendung fand, so ist es nicht zu wundern, wenn es oft auf die empörendste, gleichgültigste Weise gebraucht wurde. Der Colt's-Revolver und das Bowiemesser spielten eine Rolle, die als charakteristischer Beitrag zur Geschichte des Goldlandes gehört, und es würde schon Bogen erfordern, um nur diejenigen mit diesen Höllenwerkzeugen verübten Thaten zu erwähnen, von denen der Einzelne Augenzeuge war. Hier nur ein Beispiel, das zu den vielen gehört, die während des ersten kalifornischen Justizjahres vor die Jury gelangten, und wobei der Delinquent mit „schuldig" und „nicht schuldig" entlassen wurde. Ein Minirer ersuchte seinen Nebenbuhler, er möge ihm seine Taschenuhr zeigen, damit er sehen könnte, welche Zeit es sei. Ohne weiteres zog derselbe seinen „Sechsschüsser", und erschoß jenen. Es war ein Mord. Aber das Gericht konnte keine Strafe

darüber verhängen, weil nicht erwiesen werden konnte, ob der Getödtete nicht räuberische oder verbrecherische Absichten gehegt hatte. Das Fragen nach der Zeit war somit in Kalifornien eine höchst verdächtige und gefährliche Frage, denn es lag darin eine indirekte Herausforderung auf Leben und Tod.

Durch ihre öftern Streitigkeiten sowohl, als durch ihr gewöhnliches, störendes Taumelleben, machen sich die Mexikaner bei den übrigen Minirern verabscheuungswürdig und leicht verhaßt. Man flieht sie, oder sie werden da verdrängt, wo man ihre Anwesenheit nicht umgehen kann. Deßhalb sind schon öfters größere Feindseligkeiten zwischen Nord- und Südländern ausgebrochen, zu denen der Nationalhaß natürlich das Seinige beitrug.

Der amerikanische und besonders der europäische Minirer sucht nach Ruhe und Einsamkeit, und er ist es, der ein würdigeres Bild des Minenlebens zeigt. — „Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst" und „der Starke ist am mächtigsten allein." Allein, abgeschieden von allem, was seine Arbeit hindern könnte, erblickt man den für seine bessere Zukunft oder seine Angehörigen sorgenden Minirer. Ein kleines Zelt im Schatten eines Baumes birgt alle seine Habseligkeiten, und sich seinem Schicksale willig ergebend, genießt er sein Stillleben unter erhabenen Betrachtungen. Indem er sich geübt hat, den verborgenen Schätzen der Natur nachzuspüren, gewöhnte er sich auch, diese zu belauschen. Nicht allein mit dem Stoff, sondern auch mit der Form der Natur lernt sich sein Geist beschäftigen. Er findet Freude an den verschiedenen Schöpfungen um ihn her, mit denen er sich vertraut machen muß, weil sie seine tägliche Gesellschaft bilden.

Dadurch werden sie ihm immer mehr belebt, und sprechen anregend zu seinen Sinnen und besänftigen sein Verlangen. Bald gibt ihm die Natur nicht nur materielle, sondern auch ideelle Befriedigung. Aber er gelangt noch eine Stufe höher. Hat er diese erste Beglückung der Einsamkeit abgewonnen, dann verleitet ihn seine Muße nicht selten auch, seine Betrachtungen nach Ursache und Zweck des ihn umgebenden All zu richten. Er begreift auch wohl, wie er sich, abgeschlossen von der geräuschvollen Welt, so glücklich fühlen kann, daß er kaum noch nach irgend einer andern Annehmlichkeit Sehnsucht hegt. Er wird von kindlichen Gefühlen durchdrungen, und je mehr er sich über sich selbst wundert, um so naiver werden seine Aeußerungen. Er ist gleichsam durch seine Kultur zur Natur zurückgekehrt. Aber wo kindliche Gefühle und naive Gedanken einkehren, da reizen sie auch zu frommer Erhebung oder zeugen selbst von diesen. Bald lernt der einsame Minirer die Weltseele, Gott, aus seinen Werken der Natur erkennen und ihr täglich huldigen, und er begreift nun auch seine innere Beglückung, indem er sie auf den Inhalt und den Schluß seiner Entdeckung und Beobachtung bezieht. Sein Gemüth ist ruhig, ruhig wie die ihn umgebende Natur, die er nachahmen gelernt. Ruhe erzeugt Güte, und diese wiederum Zufriedenheit. Ist sein Tageswerk auch einmal nicht belohnend, so verläßt ihn doch die Hoffnung auf gut Glück nie. Er begnügt sich mit dem Wenigen von heute, und arbeitet mit verdoppeltem Eifer am folgenden Tage. Wird er oft getäuscht, so lernt er dadurch geduldig werden. Geduld ist ein Talent, und es bildet sich leicht nur in der Stille. Aber auch entsagen und ertragen lernt der vielfältig vom Geschick geprüfte Minirer, und man könnte demnach das Minenleben, das seit der Ent-

deckung der beiden großen Goldländer zum Berufsleben und schon von ungeheuern Volksmengen angenommen worden ist, als eine Schule betrachten, die nur gute Folgen für die menschliche Gesellschaft haben kann.

In den Minen wohnt Resignation neben Lebenstaumel. Beides ist täglicher Selbstmord. Doch nicht da, wo dem einmal angenommenen Alltagsleben ein mannigfaltiges Geschick mit seinen Phasen entgegentritt, da, wo Schicksalstücken, Sorgen, Gefahren und Qualen des Wildlebens genug vorhanden sind, um Resignation und Lebenstaumel zu vermitteln. Zufälle, deren es in den Minen viele gibt, werfen von der Höhe des Glückes herab, oder bestimmen, herauf zu steigen; Zufälle stören die Ruhe und Zurückgezogenheit, oder leiten nach derselben. In den Minen gehört Alles dem Zufall anheim; aber ein kräftiger Wille hat noch immer seinen Spielraum und vermag, wenn nicht Berge zu versetzen, doch ihnen — auszuweichen.

Hart genug ist oft des Minirers Loos. Er hat gehört, daß weit in den Bergen neue Goldminen entdeckt wurden. Das Gerücht vom Reichthum derselben grenzt ans Märchenhafte. Entschlossen, dahin zu reisen, packt er seine sieben Sachen in gewohnter Leichtfertigkeit zusammen und eilt davon. Vor ihm die steilsten Berge, die tiefsten Thäler und felsige, reißende Flüsse, hinter ihm bald Futtermangel für seine Reit- oder Lastthiere; aber er setzt über alle Hindernisse. Oft scheinen Muth und Ausdauer an irgend einem großen Mißgeschick scheitern zu wollen; doch erhebt er sich gewöhnlich selbst vom tiefsten Falle wieder. Die hereinbrechende Nacht bewegt ihn nicht zur Ruhe, wenn er keine passende Lagerstätte mit Futter und Wasser für seine Thiere gefunden. Er reist weiter, bis er das Lager

gefunden hat, auf dem er ermüdet und schwach niedersinkt. Mit den Lebensmitteln muß er sehr sparsam sein, denn sein Ziel ist unbestimmt; es ist da, wo er die goldreichste Stelle findet.

Verliert er in dichten Waldungen oder über kahlen Felsen den Pfad, so ist die Sonne oder sein Instinkt sein Wegweiser. Stürzt er zerschmettert in die Tiefe herab, so kümmert sich Niemand um sein Gebein: man weiß höchstens nur, daß er abgegangen und nicht wieder gekommen.

Doch, — er ist endlich am Ziele angelangt. Hier, hieß es, wird viel Gold gefunden; es sind auch schon andere Minirer an Ort und Stelle. — Oft sind die Gerüchte wahr: man schöpft das Gold mit Löffeln aus der Tiefe; oft ist Alles Täuschung: man findet nicht einmal die Farbe oder die Probe des Goldes. Noch tiefer treibt es den Goldsucher ins Gebirge, — oder er kehrt betrogen mit den gleichen Mühsalen nach seinem alten Minenorte zurück. Hier aber sind bereits neue Fremdlinge angekommen, und sein vor kurzer Zeit verlassenes Terrain, auf dem er weiter zu graben gedachte, befindet sich im Besitze eines Andern, der das Recht hatte, es sich schon 24 Stunden nach Entfernung des bisherigen Besitzers anzueignen.*) Der Minirer ist nochmals getäuscht.

---

*) Jeder Minirer hat das Recht, zwanzig Quadratfuß Erde zu „claimen", d. h. in Besitz zu nehmen, die so lange sein Eigenthum ist, als er darin arbeitet. Kein Anderer darf den Fuß in die Grube setzen, wenn sich in derselben Arbeitsgeräthe befinden und der Claimer nicht über 24 Stunden darin zu arbeiten ausgesetzt hat. Laut einem Staatsgesetz sollte von jedem Minirer, der nicht amerikanischer Bürger ist, eine kleine Abgabe erhoben werden; zum Vortheile des Staates kam dasselbe aber nie in Anwendung.

Vielem Mißgeschick unterworfen ist auch das Goldsuchen der Gesellschaften. Man hat einen Fluß in ein anderes künstliches Bett gezwungen, um das alte auf Gold auszubeuten. Jahre lang dauerte die Arbeit, aber der Erfolg ist süß. Süß? Ja! Eine einzige Regennacht kann, wenn die Arbeit nicht so weit vollendet ist, als sie berechnet wurde, beim Herannahen der Winterszeit das großartigste Werk von einigen Hundert Menschenhänden und eines ganzen Jahres, mit ihm die kühnsten Illusionen auf gut Glück im Augenblick zu Nichte machen. Mancher „Dammcompagnie" ist es schon so ergangen. Der Einzelne hat seine Aktien am Unternehmen theuer bezahlt; er arbeitet mit eigener Kost, ermuntert zum Eifer mit Wort und That, badet sich, der Sonnenhitze ausgesetzt und im Wasser stehend, täglich im Schweiße, zerstört seine Gesundheit, wünscht und hofft, und wenn die Arbeit der Vollendung nahe ist, überfluthet der angeschwollene Fluß Damm und Alles, damit das Werk wieder von Neuem begonnen oder von der betrübten Gesellschaft „verdammt" werden soll. *) Trotz dieser herbesten Erfahrungen wird diese Art des Goldsuchens gäng und gäbe. Der Golddurst zwingt den Menschen zu einer Danaidenarbeit, indem er, nach seinem und anderm Wohle strebend, sich selbst vergißt. — Die Selbstbeherrschung stellt sich in der Regel erst ein, wenn man durch öftern eigenen Schaden klug geworden ist.

Aehnlichem Ungeschick sind die Compagnien der Quarz-

*) Mit dem Verdammen ist es übrigens in Amerika bald gethan. Der Amerikaner verdammt Alles, das ihm den geringsten Unwillen erregt. Man könnte bei diesen Goddams-Söhnen fluchen lernen wie Gressets Papagei auf Reisen!

mühlen ausgesetzt. Hat man eine Quarzader als ertragreich gefunden, so wird diese mit vielen Mühen und Kosten ausgegraben und das Gestein zerkleinert. Die kostspielige Maschine wird unterdessen an Ort und Stelle befördert; aber nicht selten zerbricht bei dem beschwerlichen Transport über das Gebirge irgend ein gußeiserner Theil derselben. Es vergehen Monate, bis er wieder durch einen andern ersetzt werden kann. Ist die Maschine endlich aufgerichtet und im Gange, so entdeckt man, daß die nicht gehörig prospektirte Quarzader in der Tiefe kein Gold mehr enthält, während doch die Erfahrung schon gelehrt hat, daß diese je tiefer je reicher werden. Die Hoffnung ist getäuscht und Zeit- und Geldverlust groß. *) Eine solche Quarzmühle wurde während meines Aufenthalts im Mariposathale in der Nähe des Zeltstädtchens, wo sich eine mächtige Quarzader im Diluvium fand, von einer englischen Gesellschaft in Betrieb genommen.

---

*) Der glückliche oder unglückliche Erfolg einer Unternehmung lenkt bekanntlich die Urtheile der Menschen. Wenn daher die größern Minenspekulationen, für welche sich auch in Europa Aktiengesellschaften zu bilden begannen, wenig Zutrauen einflößen, so ist dies keineswegs begründet und kann nur auf einzelnen unglücklichen Beispielen beruhen. Die goldenen Tage in Kalifornien, dessen bis heute bekannte Goldregion 600 Meilen Länge und 45—60 Meilen Breite hat, werden erst dann mit allem Glanze beginnen, wenn einmal größere technische Goldausbeutungen im Lande einheimisch geworden sind. Man hat von einem Versiegen der Goldminen gesprochen. Dies vorauszuberechnen ist unmöglich. Würde auch das ganze Goldland schon einmal in der Pfanne gewesen sein, die Arbeit müßte noch verschiedene Male wiederholt werden, um im Sinne des getäuschten Miners das Land verdammen zu können.

Das Geschäft war sehr belohnend. Im Jahre darauf entfernte sich der größere Theil der Minenbevölkerung. Die Indianer kehrten wieder in ihre alte Heimat zurück und zerstörten und metzelten was ihnen fremd oder ungewohnt erschien. Der „feurige Bergfresser", die Quarzmühle, blieb natürlich nicht verschont. Militairisches Einschreiten befreite jedoch das Thal wieder von seinen wilden Bewohnern und die Entdeckung neuer Quarzadern und der ersten kalifornischen Diamanten zog neue Abenteurer nach diesem reichen Minenthale.

Es war zur Zeit der raschen Bevölkerungsabnahme, als ich ebenfalls das Mariposathal verließ. Das Gerassel der vielen Goldwiegen hatte plötzlich eine öde Stille zur Nachfolge. Nur noch aus verborgenen Stollen vernahm man den oft wiederholten Ruf: „Sant' Antonio!" irgend eines abergläubischen Merikaners, der bei diesem Patron bei Sonnenauf- und Untergang sein Glück zu erflehen hoffte. Doch schrillte auch noch zuweilen die Dampfmaschine der Quarzmühle ihren Laut durch das einsame Thal und vermochte allein das Echo der Berge zu erwecken. Der Thalgrund glich einem Friedhofe. Ueberall bezeichneten tief in die Erde geschlagene Wunden den Ort, wo der Einzelne sein Glück ergraben oder begraben hatte. Todtenhügeln ähnliche Erdhaufen, auf denen zerbrochene, hingeworfene Arbeitsgeräthe Kreuze oder Denkmäler bildeten, reihten sich dicht an einander. Schon näherten sich wieder die wilden Bergthiere, und machten mit ihrem Geheul die Nacht in dem verlassenen Thale schauerlicher. Hoch in den Lüften schwebten die Zobilotes und die Aasposseres, und bildeten die Kraniche des Ibykus. Geduldig und bepackt stand „Alisal", der unterdessen ein drolliges, lustiges Füllen als Satellit geboren

hatte, in unserer Mitte. Bedächtig und beritten zogen Witfield und ich aus dem verhängnißvollen Ort, der heute nur noch vom Pfluge durchfurcht wird.

— — — — — — —

„Die Menge weicht,
Sie ist verscheucht. —
Doch solcher Ordnung Unterpfand
Zieht sich ein unsichtbares Band."

Vieles Wandern wird dem Naturfreunde im fremden Lande leicht zur Lebensregel, und viel gewandert zu sein, zum Lebensziel. Immer weiter, immer vorwärts drängt es ihn hier. Man findet sich bei langem Aufenthalte beengt, und beklagt den Tag, den man nachlässig zum Wandern versäumt. Man ist nur dann wanderungsbefriedigt, nur dann des längern Aufenthalts fähig, wenn man das Land so weit kennen gelernt hat, daß der Plan zu einer Reise unter anderm Himmelsstrich entworfen werden kann. Auch bei dem Goldsucher treibt der Wanderungstrieb tiefe Wurzeln. Es ist oft ein Streben nach goldreichern Gegenden, aber auch oft ist es ein geheimes Sehnen nach einer neuen Landschaft, nach Ortsveränderung und nach Abwechslung des Alltaglebens, das ihn wanderungslustig macht. Und es ist dies gerade eine Thatsache, die sich nirgends deutlicher gestaltet und äußert, als in der freien Natur, da, wo dem Menschen der Reiz der Neuheit in so mannigfaltiger Gestalt sitzt und entgegentritt, sobald er nur sein geübtes Auge suchen läßt. Was vermag mehr unsere Sehnsucht anzuspornen und unsere Neugier zu reizen, als eine am fernen Horizont in die himmlischreinen Lüfte emporragende Bergkette, auf der der Blick geheftet ruht, und hinter welcher wir eine neue Welt der anziehendsten Erschei-

nungen zu ahnen genöthigt werden oder uns vorzustellen gewohnt sind? Der mit jedem Sommer bei den Ureinwohnern von Amerika sich zeigende Ortswechsel, und der unhemmbare Drang der den Wechsel der Jahreszeiten ahnenden Wanderthiere sagt, von welchem Einfluß der Geist der freien Natur auf das Ahnungsvermögen ist, und wie innig ihr Reiz mit der Sehnsucht des Herzens zusammenhängt. Aber auch das Wiederkehren an den verlassenen Ort ist sowohl von der Natur bedingt, als es im fühlenden Wesen begründet ist. Wen hätte es auch schon nach andern Ländern und Gauen fortgejagt, ohne das Gefühl des trauernden Schweizerknaben zu theilen, der bei allem Genuß, den ihm die Fremde bot, dennoch seufzend sagte: „I will öbba wieder a mal zu mine Chühe und zu mine Bärga!" —

Dieses zur Gewohnheit gewordene Wandern im Goldlande bewirkt nun auch, daß Viele wieder zusammentreffen. Hat man einen Bekannten in den Minen, so wird man ihn gewiß einmal auf der Reise begegnen, und seine unerwartete Erscheinung weckt um so mehr Freude. Der ewige Jude würde in den kalifornischen Goldbergen nie ohne Begleiter gehen müssen. Ich glaube ihm selbst einmal begegnet zu sein; doch, Leser — das ist meine Sache ....

Noch durch eine andere Wahrnehmung wird der Tourist beim Weiterwandern besonders in dem vielförmigen Goldlande überrascht. Man kömmt zuweilen in eine Gegend, die einem so erscheint, als hätte man sie schon einmal vor Augen gehabt. Lage, Umrisse, alle einzelnen Objekte kommen bekannt vor. Man staunt, besinnt sich, und je mehr man in sich kehrt, um so bekannter erscheint die Situation. Man möchte schwören, schon einmal dagewesen zu sein, und kann

selbst mit ziemlicher Genauigkeit die Fortsetzung der Landschaft hinter dem Proscenium beschreiben. Es ist dies eine der vielen psychologischen Wirkungen, denen das empfängliche Gemüth auf Reisen so oft entgegengeht, und die leicht zu tiefem Nachdenken verleiten. Gewöhnlich sind es liebliche, freundliche, heitere Gefilde oder Triften, grüne Weidegegenden, die durch eine rhythmische Anlage von Hügeln und Thälchen wirklich ästhetisch schön genannt werden müssen.

Von den Mariposaminen zwischen die Flußgebiete des Merced und Stanislaus gelangend, hatte ich eines Tages eine solche Ueberraschung. Die Ebene ist hier überall mit wogenden Rasenhügeln besetzt, — ein im Werden erstarrtes Wellenmeer. Diese Rolling-Prairie ist durch Quellen und Bächlein erfrischt, kurz, ermangelt nichts, um nicht mit einem der schönsten Schauplätze von Geßners Idyllen verglichen werden zu können.

Ich hatte mit meinem Reisegefährten in einem der grünen Gründe Mittag gemacht und bestieg eben einen der zunächst gelegenen Hügel, um nach einem Hirschrudel zu spähen, den wir bei unserer Ankunft aufgeschreckt. Da hatte ich die prächtige, mich tief überraschende Landschaft vor mir. Die Jagdlust verging; ich versank in Staunen und Bewunderung. Ich rief meinen Freund zu mir, ihm war die Landschaft unbekannt; mir schien sie vom blauen Himmel bis zu den einzelnen Blumenbeeten im Grase bekannt zu sein. Und doch hatte ich in meinem Leben nie eine ähnliche Aussicht gehabt! Ich ergab mich wahrhaft glückseligen Empfindungen. Die Landschaft zeichnete ich in mein Album. Es scheint durch Naturanschauung erweckte Erinnerungen zu geben, die raum- und zeitlos in die Vergangenheit zurückragen, und die uns wun-

derbarer durchbeben, als alle die innerhalb unserer Lebensgrenze oder des bewußten Seins.

Eine halbe Stunde wohl mochte ich so verweilt haben. Da tönte ein deutsches Lied hinter den coulissenähnlich aneinandergestellten Hügeln hervor. „Das muß ein wandernder Minirer sein", dachte ich, und horchte freudig dem deutschen Gesange entgegen. Es war eine Anregung neuer beseligender Gefühle. Ein deutsches Lied in diesen fremden, einsamen, vielleicht noch von keiner menschlichen Stimme übertönten Gauen! Es war die einfache, rührende Weise der „drei Burschen". Das Lied der Freiheit und der Liebe, unter allen deutschen Liedern die bescheidene Alpenrose, deren glühende Farbe ihre grandiose Heimat anzeigt. Es war das fromme, gute Lied, das deutsche Lied, mit blonden Haaren und blauen Augen, deutscher Sehnsucht, deutscher Liebe und deutschem blonden Mondenschein; ein Gebet aus den Kindertagen, das kalte Herzen glühend machen kann, und das überall gehört wird, wo die Stimmen fröhlich klingen. Es war das Lied, das auch überall Heimweh nach den Tagen zu erwecken vermag, wo man unschuldig und glücklich war; ein Schwert mit weißen Rosen und Cypressen umwunden, — das von der Höhe der Poesie herab in die weite Welt hinaus tönende Alphorn, dessen wehmuthsvoll ergreifenden Reigentönen Niemand zuhorchen kann, ohne sich mit krankem Herzen nach seinen Bergen zurückzusehnen, und einzustimmen mit den tiefgefühlten Worten:

„Ich liebte dich immer, ich lieb' dich noch heut,
Ich werde dich lieben in Ewigkeit."

Das Lied war verklungen. Zwischen den Hügeln hervor bewegte sich auf einem schwarzen Pony eine schlanke Mannes-

gestalt, und ihr nach ein kleiner Zug berittener und bepackter Maulthiere. Die idyllische Landschaft hatte nun ihre Staffage. Ich ging dem muntern Minnensänger entgegen, ihm ein deutsches „Willkommen!“ zurufend. Der Reiter stieg ab, drückte mir die Hand; ich schaute ihm tief, tief ins gebräunte Gesicht, und — erkannte einen Commilitonen, mit dem ich einst auch manches deutsche Musenlied gesungen.

Der Austausch unserer süßesten Gefühle dauerte so lange, bis die Sonne hoch am Himmel stand und die Erinnerung an das entfernte Ziel der Tagesreise gegenseitig zum Scheiden ermahnte. Es war dies eine jener Begegnungen, die um so ergreifender sind, weil das Gemüth sich gerade in einer auf die überraschendsten Eindrücke gerichteten Spannung befindet, und die aufgeregte Phantasie alle Elastizität besitzt, um das Außerordentliche der Erscheinung um so reizender zu malen.

Die Rolling-Prairie, die wir nordwärts durchzogen, zeigte überall ihren schönsten Sommerschmuck, der durch die vielen Anemonen und das Maasliebchen (bellis perenneis), das Bild der höchsten pflanzlichen Vollkommenheit, lebhaft an den Teppich heimatlicher Wiesen erinnert. In Ost-Amerika ist das Gänseblümchen nicht einheimisch; hier jedoch erfreut es den Blick bei jedem Schritte. Man findet es auch in ganz Ober-Kalifornien. Die Anemonen sind die Windmesser der Prairie, und blicken überall da in größerer Anzahl aus dem Grase hervor und dem Winde entgegen, wo die Stelle diesem leichter zugänglich ist. Sonderbar! Die Anemonen scheinen, wie gewisse poetische Mädchen, ihre Bestimmung darin zu haben, unter Winden und Stürmen aufzusprossen, zu gedeihen, denselben zu trotzen und, kaum ihre vollkommene Ent-

wicklung vollendend — zu verblättern. Will man in den leisen Prairielüften seinen heißen Athem kühlen, so lasse man sich in einem Anemonenbeete nieder. Aber mitten in dieser blumenreichen Flur hausen die Klapperschlange und die faustgroße, pechschwarze Tarantelspinne. Diese giftigen Prairiebewohner sind gleichsam da, um den von der schönen Natur hingerissenen Wanderer aus seinen angenehmen Träumen aufzuschrecken und ihn zu warnen. Aber sie sind auch da, um sich gegenseitig das Leben zu vergiften, und sich selbst zu tödten.

Nicht selten begegnet man einer Klapperschlange, die ruhig im Sonnenscheine ihrer Todfeindin, der Tarantel, auflauert. In Schrittesweite zeigt sich dann das kuglige, abscheuliche Thier, mit seinen breit ausgestreckten Beinen und blutumlaufenen Augen. Die Tarantel scheint die Nähe ihres Feindes schon gewittert zu haben, sie ist daher auf den Angriff gefaßt. Sie ist wüthend, denn weißer Schaum quillt ihr zwischen den Zähnen hervor und geifert über den Bart. Die Klapperschlange versucht endlich einen Anfall. Sie ringelt sich eng zusammen, und mit einem elastischen Sprunge schleudert sie sich geräuschvoll über die Tarantel hinweg. Ihr Ziel ist verfehlt; die Tarantel springt ihr, bevor sie Zeit hatte sich wieder zu ringeln, auf den Nacken, — ein Biß, und die Schlange ist besiegt. Das Spinnengift gibt ihr den Starrkrampf. Im umgekehrten Falle würde die Schlange die Spinne bis auf den letzten Tropfen Saft aussaugen. Wird die Klapperschlange durch herannahende Schritte in ihrer libidinösen Ruhe gestört, so gibt sie jedesmal mit ihren Rasseln ein Warnungszeichen. Nur wenn man ihr zu nahe oder gar auf den Leib tritt, wird sie ihre giftigen Zähne in das Fleisch ihres Ruhestörers begraben. Mit einem Ruthenschlag wird

sie leicht gelähmt. So tödtete ich einst eine mit dem Ladstock meines Jagdgewehres. Es war ein Prachtsexemplar, ich nahm ihr eine vierzehngliedrige Rassel ab. — Will man sich des Nachts im Lager gegen diese giftigen Thiere verwahren, so genügt der Schein eines Feuers. Auch ein Maulthier, das man in seiner Nähe weiden läßt, wird besonders nie eine Tarantel im Umkreise des Lagers dulden; es erspäht und zertritt das odiöse Schleichthier.

Die Rolling-Prairien der südlichen Minen erstrecken sich vom Mercedflusse bis zum Sakramento, und verlieren sich im Westen nach der Ebene des San Joaquin. Sie nehmen einen der schönsten Theile des Landes ein. In der Nähe der vom Osten kommenden Nebenflüsse des San Joaquin verflachen und verkleinern sich die Hügel immer mehr, und sind endlich nur durch 1 — 10 Fuß hohe Haufen vertreten, die aus allerlei Kieselgerölle bestehen und in denen man zuweilen schöne Quarzkristalle, Calcedone und Opale findet. Am Towalumne werden diese größern Geröllhaufen bereits unterminirt und auf Gold ausgebeutet.

Von diesem Flusse aus erscheint die Gegend schon weniger einsam und leer. Von Fluß zu Fluß begegnet man amerikanischen Farmgebäuden und Viehheerden. Der Weg selbst ist fahrbar und gleicht einer macadamisirten Straße. Die Sonne allein hat ihr jedoch dieses Aussehen gegeben, indem sie die von den vielen hier durchziehenden nordamerikanischen Auswanderungszügen verursachten Wagengleise zu Staub vertrocknete, der dann von den Winden hinweggehoben wurde. Die vielen Unebenheiten des Weges verschwanden so mit jedem Jahre immer mehr, und man glaubt heute auf der kalifornischen Minenreise zuweilen Wege vor sich zu haben, die schon

seit einem halben Jahrhundert existiren. — Zuweilen erblickt man auch ein Korn- oder Kartoffelfeld, als Vorboten des Landbaues, für den diese fruchtbaren Landstrecken bestimmt zu sein scheinen. In der Nähe der Flüsse wird das Wachsthum dieser Feldfrüchte durch Bewässerung befördert; gewöhnlich sind es hohe Wasserräder, die das Wasser aus dem Flusse heben und in kleine Kanäle gießen. Der Gartenbau wird so auf den Flußebenen aufs Vortheilhafteste betrieben. Alle Gartengewächse werden sehr groß und sehr schmackhaft, da wenig unterbrochener Sonnenschein ihr Gedeihen begünstigt. Ich habe nirgends größere Knollgewächse und umfangreichere Krautpflanzen gesehen, als gerade in Kalifornien. Die Kartoffelkrankheit scheint hier fremd zu sein. Die Kartoffel wird zur Sommerszeit schon reif, und da die Regenzeit mit ihren fröstelnden Nächten nie eine Kartoffelernte erreicht, so wird schwerlich je eine ansteckende Krankheit dieser Früchte zu befürchten sein. Prächtig blühen auch alle in- und ausländischen Gartenblumen und werden des Jahres gewöhnlich zweimal gepflückt. Ebenso hat die Bienenzucht in Kalifornien eine große Heimat. Wilde Bienenschwärme findet man auf allen Prairien, und deutlich vernimmt man zur heißen Mittagsstunde an stillen Plätzen das Summen derselben. Die Biene erscheint hier nicht als „europäische Fliege", ihre allgemeine Verbreitung läßt auf ein einheimisches Insekt schließen.

An den Flüssen Towalumnes, Stanislaus und Calaveras besuchten wir einige Minengegenden. Der Naturcharakter derselben ist mehr idyllisch als wild. Niedere Berge schließen die im Sommer wasserarmen Thäler ein, in denen rasch anwachsende Städtchen eine freundliche Ansicht gewähren. Einzelne Felspartieen zieren die Höhen der Berge, auf denen

Droseren, Melastomen, silberschimmernde Mimosen und Farnkräuter duftende Alpenblumenbeete bilden, die der schmucke Schmetterling überflattert, das milde Klima bezeugend, in welchem er so muntre, süße Tage genießt. Am Fuße dieser Berge schleicht der emsige Minirer im finstern Stollen seiner Cajote-Mine aus und ein, seine goldenen Schätze glücklich zu Tage bringend. Solche Cajote-Minen gleichen, von weitem betrachtet, belebten Bienenstöcken, und sind im Allgemeinen nur den südlichen Minen charakteristisch.

Am Calaveras ist das Kegelgebirge durch mehrere natürliche, ungeheuer große Höhlen ausgezeichnet, die von oben durch eine enge Oeffnung besucht werden können. Sie enthalten viele, zum Theil fossile Knochen vierfüßiger Thiere und sind gewöhnlich reich mit Stalaktiten und Bergkristallen ausgekleidet, die den stubenförmigen Räumen das Aussehen mährchenhafter Kristallpaläste verleihen, wenn sie vom hellen Scheine eines Lichtes durchschimmert werden. Auch die Musik, die diese 1 — 2 Fuß langen Kristalle verursachen, wenn sie rasch nach einander mit einem Eisenhammer berührt werden, macht einen magischen Eindruck auf den Besucher. Bald glaubt man ein wirres Glockengeläute zu vernehmen, bald sind es die leisen, melancholischen Töne einer Aeolsharfe. Die Minirer haben solchen Höhlen bereits allerlei wunderliche Namen beigelegt, und die erfinderischen Amerikaner versäumen nicht, Fabeln, mysteriöse und abenteuerliche Geschichten daran zu reihen. Man kennt schon einen Kaisersaal, eine Teufelshöhle, ein Herenloch und einen Backofen.*) Der

*) Im Backofen will man schon den höllischen Widersacher und Anfechter gesehen haben und manche lächerliche Anekdote zir-

Kaisersaal, unweit der Volcano-Bar, gleicht dem vom Dichter beschriebenen des deutschen Kiefhäusers, in welchem Barbarossa verborgen schläft, so lang die „alten Raben noch fliegen immer dar." In der Mitte des kristallenen Raumes befindet sich stalagmitisch gebildet eine marmorartige Tafel auf groteskem Pedale, und eine ebenso geschaffene Masse lehnt sich in Gestalt des verzauberten Kaisers über dieselbe, das Haupt auf die Hände gestützt und den Bart durch die Tischplatte gewachsen. So bildet die Natur den Stoff zur Sage und diese nicht selten den Anknüpfungspunkt zu spätern geschichtlichen Forschungen!

Vor der Entdeckung der Minen waren auch diese Thäler mit vielen Indianerhorden bewohnt, die sich mit aller Hartnäckigkeit dem Eindringen der weißen Bevölkerung widersetzten. Ohne militairisches Einschreiten würden die Indianer schwerlich gezwungen worden sein, ihren schönen Gebieten zu entsagen. Später schloß die Regierung von Kalifornien durch einige „Indian Commissioners" mit den Indianern verschiedener Minengegenden Verträge ab. Man gab ihnen bestimmte Ländereien, baute ihnen bessere Wohnungen, und versah sie zu gewissen Zeiten mit Kleidern, Arbeitsgeräthschaften und Lebensmitteln. So wurden die meisten Indianerstämme mit den Weißen versöhnt und bestimmt, allmälig ihre rohern Sitten abzulegen. Selbst in den wildesten und entferntesten

---

kulirt von dem emeritirten Helden. Die Teufelshöhle oder Hölle, deßhalb so benannt, weil sich zuweilen in derselben warme Dünste und mephitische Gase ansammeln, soll mit einem Backofen viel Aehnlichkeit haben; sie wird nämlich zuerst erträglich warm und nur allmälig heiß. Auch im Backofen scheinen oft betäubende Dünste aufzusteigen.

Gegenden, wie im Scotsh-Thale von Nord-Kalifornien, findet man sie heute friedlich auf den ihnen zugewiesenen Gebieten, Ackerbau und Viehzucht treibend. Das wirksamste Bekehrungswerk bei den kalifornischen Indianern bestand von jeher darin, ihnen zuerst ordentliche Begriffe von der Civilisation beizubringen. So nur gelang es den frühern 27 Missionen, über 22,000 indianische Proselyten unter ihrer Botmäßigkeit zu halten und sie zum Feldbau zu gebrauchen. Jene Bekehrungszeiten stehen bei den Indianern noch im Andenken; sie mußten bei ihnen trotz der Wiederverwilderung in guter Nachwirkung geblieben sein, denn sonst würde das heutige Versöhnungswerk in Kalifornien sicher mit mehr Schwierigkeiten verknüpft sein.

Am Towalumne waren Herr Rippstein, ein Schweizer, Don Luis, ein Franzose, und Robinson, ein Amerikaner, die ersten Minirer im Spätjahr 1849. Aus dem Munde des Erstern habe ich folgende Erzählung:

„Von Entdeckungslust, Ungeschick und dem Eifer der ersten goldfieberischen Tage getrieben, verließ ich mit meinen zwei Freunden Don Luis und Robinson den Stanislaus, um den Towalumne zu prospektiren. Wir waren kaum noch einige Stunden vom Ziele entfernt, als uns die hereinbrechende Nacht nöthigte, in einem auf der Hochebene gelegenen Gehölze das Nachtlager zu wählen. Indeß nicht ohne Vorsicht, denn wir hatten kurz zuvor Indianerspuren entdeckt. Der Ort, den ich mitten im Busche für passend fand, bildete einen kleinen freien Rasenplan, von einer mächtigen Eiche überästet, an deren Fuß wir unsere Decken zum Lagern ausbreiteten. Auf der linken Seite, einige Schritte davon entfernt, loderte das Wachtfeuer, und gegenüber weidete unser

einziges Maulthier, mit dem Lasso an einem Pfahle angebunden. Bald war unser Minen-Nachtmahl verzehrt, und das Loos zur Bestimmung eines Wächters für die erste Hälfte der Nacht wurde geworfen. Don Luis traf das Geschick. Sein Pfeifchen schmauchend setzte sich der unerschrockene Franzose willig am Feuer nieder, schürrte dasselbe fleißig an, und blieb ganz Ohr, während Robinson und ich, in unsere Decken gehüllt, noch lange leise plauderten. Endlich wurde Robinson vom Schlafe überwältigt und wandte sich von mir ab. Ich sehnte mich darnach, das Gleiche zu können, aber es war mir für diese Nacht eine Unmöglichkeit. Eine Stunde mochte ich, das Gesicht gegen das Feuer gewendet, müde wachend und lauernd verblieben sein, als ich einen leisen Stoßseufzer vernahm und bald darauf ein teuflisches Gelächter. Es schien, als schwebe eine Geisterbande über mir in den Lüften und Zweigen und spotte meiner Ueberraschung. Ein Seitenstoß brachte Robinson auf die Knie; er trotzte und beschuldigte mich geträumt zu haben. In demselben Augenblick wieherte, angstvoll sich sträubend, unser Maulthier, und rannte in voller Länge des Lasso's in das Gebüsch. Ich erhob mich, blickte nach Don Luis, und sah eben, wie er mit zwei Pfeilen in der Brust rückwärts stürzte. Ein anderes wildes Geschrei übertönte uns von allen Seiten, schwirrende Pfeile begleiteten es, und grinsende Indianergesichter spähten überall aus dem Gebüsche. — Ich habe in meinem Leben nie einen furchtbarern Anblick gehabt, als den dieser wildverzerrten Gesichter, auf denen der bleiche Schein des Flammenfeuers ein dämonisches Lächeln erkennen ließ, das zu deutlich die blutige Lust und Mordfreude einer Rothhautbande bezeugte. — Ich hatte sogleich mein Gewehr angelegt, und eine

der wilden Bestien aufs Korn genommen; da flog mir ein Pfeil zwischen die Finger, mit denen ich abdrückte, und mein Schuß war verfehlt. Eine Pfeilnarbe blieb mir zum lebenslänglichen Andenken.

„Ich sah noch einmal nach meinem Gefährten. Don Luis war verschwunden, Robinson kämpfte knieend, in seiner Linken die wollene Decke als Schild über sich haltend, mit dem Verwegensten der vorgedrungenen Feinde. Er hatte sein Hirschmesser dem wilden Gegner tief in die Brust gestoßen; mit einem wüthenden Todesschrei sank dieser zusammen, und — ob aus Schrecken oder Feigheit, konnte ich mir nicht erklären — die Indianer drängten sich für einige Minuten vom Kampfplatze zurück. „Fliehe! Fliehe!“ schrie Robinson mir zu, indem er seitwärts in dem Gehölze verschwand. Mit einem Sprunge befand ich mich hinter einem Felsen, an dem ich mich niederkauerte. Das „Warwhoop“ wiederholte sich noch einmal; die Indianer hatten unsere Flucht erkannt, sie stimmten eine Siegeshymne an, und zogen Einer hinter dem Andern in langer Reihe dicht an meinem Versteck vorbei.

„Kaum war mir der Letzte der Linie verschwunden, da sprang ich auf, durch das Wäldchen hinab, im Zickzack vorwärts, bis ich das Ende desselben erreichte, — nein, bis ich erschöpft zu Boden stürzte. Ein starker Platzregen brachte mich erst wieder zur Besinnung. Mit erneuerter Anstrengung eilte ich durch die Nacht, und langte mit Sonnenaufgang in einem kleinen Thale an, in welchem ich einige Zelte wiedererkannte, wo ich Tags zuvor unter Freunden gewesen war. Drei Stunden später erwachte ich in einem derselben aus einem heftigen Fiebertraume, und erfuhr von einigen umstehenden Minirern, die mich bei meiner Ankunft aufgenommen hatten, daß ich

im unbewußten Zustande gelegen. Meine Kleider waren zerrissen und Hände und Gesicht mit Dornwunden und Blut überdeckt. Am Nachmittage langte auch Robinson in einem eben so kläglichen Zustande an. Don Luis fand man unweit von dem Minenthälchen in den letzten Lebenszügen. Er hatte sich auf Händen und Knieen dahin geschleppt, und verschied unter den heftigsten Schmerzen seiner Pfeilwunden. — Dieser Vorfall fand seine Rächer. Acht Tage darauf wurden zwei indianische Niederlassungen am Towalumne von den vereinigten Minirern überfallen und verbrannt. Von dieser Zeit an zeigte sich kein Towalumne-Indianer mehr in der Nähe der weißen Minenbewohner."

Auf den Brandstätten der indianischen Niederlassungen stehen heute die meisten amerikanischen Minenstädtchen. Sonora, James-Town, Mokolumne-Hill und Hang-Town sind die bekanntesten in den südlichen Minen. Sie sind durch Zufall entstanden und vom Zufall benannt. Hang-Town gibt eines der bezeichnendsten Beispiele. Der Name kommt von einer That, die ebenso schauderhaft ist, als die barbarische Benennung. Nomen et omen. Mitten im Städtchen befindet sich noch eine Eiche, als Galgen einiger Verbrecher, die der aufgebrachten Volksmenge in die Hände fielen. — Dies ist so Uncle Sam's*) Mode; überall wo er zuerst hintritt, läßt er an seinen Fußstapfen die Namen seiner abenteuerlichen Thaten kleben. Seine Nachzügler benennen ihre Häuser und Städte damit, die sie auf Uncle Sam's Wahlstätten gerne erbauen. Man findet in den Vereinigten

*) Uncle Sam (Onkel Samuel), öfters wie „Bruder Jonathan" als Spitzname auf die Vereinigten Staaten gebraucht oder aus den Anfangsbuchstaben U. S. (United States) entstanden.

Staaten oft ein Syracus oder ein Bethlehem und gleich daneben ein Städtchen mit einem Henkersnamen.

Nähert man sich von den südlichen Minen her der Landstadt Stokton, so gelangt man durch ein weites mit Eichenwaldung bedecktes Flachland. Diese Waldungen gleichen künstlich angelegten Alleen, indem sie kein Buschholz haben und die Bäume in ziemlich regelmäßiger Entfernung von einander abstehen. Kein junges Holz kann zum Entstehen gelangen. Der Grund davon scheint darin zu liegen, daß die herabgefallenen Eichelfrüchte, so wie die kaum aufgekeimten von gewissen Prairiethieren mit Vorliebe gesucht und verzehrt werden. Das Alter dieser Wälder muß demnach größer als das dieses Thiergeschlechtes sein, und daß es ein urgraues ist, beweist die ungeheure Mächtigkeit und Verzweigung der Bäume. Hier sind die Aufenthaltsstätten der Cajotes oder Prairiewölfe und der mit ihnen zusammenlebenden Bodeneulen (Strix cunicularia), der Kolonisten der Prairie. — Diese zu den Murmelthieren gehörigen Höhlenbewohner beunruhigen den Durchreisenden und den Farmer mehr durch ihr schauerliches Geheul, als durch ihre Raubgier. Diese Wölfe sind nicht gefährlich, wohl aber eben so hinterlistig, als die Wölfe in Schafspelzen heimatlicher Gauen, die nach jeder kleinen Gelegenheit schnappen, um den ruhigen Menschen anzugreifen — eine Gemeinschaft mit dem Geschlecht der Hunde . . .

Wir hatten den südlichen Minen Lebewohl geboten und befanden uns endlich in Stokton, dem Bestimmungsorte meines Begleiters. Stokton ist die drittgrößte Stadt des Landes, und leitet den Hauptverkehr von San Francisco nach den südlichen Minen. Die Stadt wurde im Jahre 1849 von einem Deutschen, Namens Weber, angelegt, und nahm

trotz ihrer ungesunden sumpfigen Lage rasch an Größe zu. Nach Norden steht sie durch eine Landstraße mit Sacramentocity in Verbindung, nach Süden mit San Jose, das durch seine ergiebigen Quecksilberminen berüchtigt ist. Dieselben befinden sich im Littoralgebirge und können wohl die reichsten der Welt genannt werden. Man findet das Metall zuweilen gediegen unter Schichten von rothem und gelbem Zinnober. Der reichste spanische Zinnober enthält 10 %; 1 % haltiger Zinnober wird schon erträglich benutzt. Der kalifornische rothe Zinnober enthält 38 — 40 % Quecksilber und der gelbe 15 — 20 %. Die Minen von San Jose und die neuern von Santa Barbara befinden sich meistens in den Händen englischer Gesellschaften, die auf einfache, aber auch auf wenig ökonomische Weise jährlich ungeheure Massen von Mineral reduziren. Das Pfund Quecksilber kostete im ersten Jahre der Goldentdeckung 6 Dollars, heute einen halben Dollar. Durch diese Preiserniedrigung konnte die Goldgewinnung aus den Quarzgesteinen sehr erleichtert werden.

Die Natur hat hienach in Kalifornien auf freigiebige Weise die Mittel zusammengegeben, damit es nur der Kunst des Menschen bedarf, um in größerer Masse ihre Schätze zu gewinnen. Man findet im Küstengebirge mächtige Blei-, Asphalt- und Schwefellager, namentlich in der Nähe der 60 Meilen von San Bai entfernten und 50 — 60 Meilen langen Lagunen-See nördlich von Sacramento. Sie sind bis heute unbeachtet geblieben; welchen Werth sie aber für das Land haben, liegt am Tage. Kalifornien, dem man zum Wappen das Horn des Ueberflusses geben kann, ist schon von der Natur dazu bestimmt, auch ein großes Land der Industrie zu werden.

V.

Nach San Francisco.

In der freien Natur strebt das Leben aus einander, in Städten concentrirt es sich. So verhält es sich mit unserm innern Leben. Während wir draußen erwachen „aus dem Wallestrom und Ruh", und sich Phantasie und Gefühl mit aller Macht entfesseln, sinken wir im engern Kreise der menschlichen Gesellschaft in uns selbst zurück, und der weitumfassende, aber viel getheilte Reiz derselben vermag uns nur kurze Zeit über diese Grenzen hinauszulocken. Ueberall tritt unsern Sinnen ein hemmender Genius mit seinem „bis hieher und nicht weiter" entgegen, überall ist es das der Gesellschaft inwohnende Gesetz der Ordnung, das auch der Gemüthsstimmung gilt. Schon beim Herannahen einer Stadt schwebt uns dieser Genius entgegen. Das von Natureindrücken erweiterte Herz verengt sich allmälig, aber um so mehr werden wir uns selbst bewußt.

Es waren auch wieder ganz andere Empfindungen und Gedanken, die mich durchdrangen, als ich aus dem Wildleben heraustrat und mich auf dem Dampfboote von Stokton der Küstenstadt San Francisco näherte. Schon der Wiederanblick eines Dampfschiffes mit seiner bunten Passagiergesellschaft gab den ersten Impuls zur innern Umstimmung. Noch einmal warf ich den Blick auf die im fernen Hintergrunde hoch in den ewig lichten Lüften gipfelnden, mit ewigem Schnee bedeckten Firnen der Sierra Newada, wo der

letzte Tag meiner ersten Minenwanderung rosenfarbig unterging; dann glitt mein Auge an dem finstern Monte Diabolo der Coast Range vorbei nach den Ufern der vor uns liegenden, von Perlenjägern entdeckten und 1767 von den Franziskaner-Mönchen mit dem Namen ihres Schutzheiligen getauften und für ihn gefundenen Bai, und es war, als läge die jüngste Vergangenheit schon Jahre lang hinter mir. Ich hatte den schönen Bergen, den herrlichen Gefilden entsagt, und die Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten der Civilisation dämmerte immer mehr heran, je mehr ich die frische Seeluft einsog, die uns über der Hafenstadt entgegen wehte.

Sie lag endlich vor mir. Der Dampfer landete und die Macht der Neugierde hob mich flugs in die Mitte des jugendlichen muntern Strebens und Regens der frisch aufblühenden „Königin des Westens". Das bizarre, lebhafte Verkehrsleben, die chaotisch gemischte Bevölkerung und das drollige Aeußere dieser Bretterstadt überraschte mich, als ob ich wie eine Rothhaut von Jugend auf in der Wildniß gelebt hätte.

San Francisco hatte das Aussehen einer schon längst bestehenden Stadt; ein Jahr vorher war es noch ein mit Zelten bedecktes Lager der verwegensten Abenteurer, und 1847 glich das Ganze nur dem, was es ursprünglich war, einer ärmlichen, trauernden Mission, in welcher neben den in unverkümmerter Freiheit schwärmenden Rothhäuten der Alt-Kalifornier elend gekleidet und meist barfuß, sich mit Wenigem begnügend, seine Ziegen hütete, oder auf träger Haut vor seiner oder seines Nachbars Adobehütte an der Sonne lagerte. Das tiefgewurzelte Nichtsthun ließ damals noch keinen Einheimischen an eine höhere Bestimmung des Ortes denken. Heute aber hat man eine Stadt vor sich, die sich binnen

einer Frist von fünf Jahren zum drittgrößten, 60,000 Seelen haltenden Seehafen in den Vereinigten Staaten emporgeschwungen hat. Es liegt darin einer der schönsten und staunenerregenden Beweise von dem Unternehmungseifer der Amerikaner, die, wie Romulus und Remus Rom erbauten, aus zusammengewürfelten Stoffen neue Staaten und Städte errichten.

Man nenne es Materialismus, Habgier, Eigennutz, Egoismus, — das Streben der Amerikaner wird überall reich und mit beneidenswerthen Früchten belohnt, die es deutlich sagen, daß man in Amerika vollkommen mit der Zeit geht. Es ist die Zeit, in der man zur erfolgreichen geistigen Erhebung eines Volkes demselben vor Allem ein freies körperliches Dasein sichern muß, die goldene Jetztzeit, in der man nach Erkenntniß und Wahrheit sucht, in der aber das an die Körperwelt gebundene Menschengeschlecht sich nicht scheut, zugleich das mannigfaltigste materielle Streben kund zu thun. Die Zeit bringt keine Renaissancen wie z. B. die Mode, sie bringt Ausbildung, Vervollkommnung; das Jetzt wäre somit höhere Potenz des Einst.

Durch ihr materielles Streben ist bereits die amerikanische Nation eine große geworden. Sie ist die jüngste und bald wird sie auch die mächtigste sein. Erwerbslust und Habgier trieb sie zu neuen Entdeckungen und neuen Erwerbsquellen, der wilden Natur wie dem wilden Ureinwohner Trotz bietend. Der Amerikaner kennt seine Landesgrenzen, da sie schon zu den ausgedehntesten aller Völker gehören, noch nicht; immer weiter will er sie dehnen und wird er sie dehnen, — nicht unterjochend, sondern überall befreiend und cultivirend, — selbst die große Fläche des Oceans hat seine Lust nach immerwährendem Vordringen bereits überschritten. Seine Absichten

sind in den aufständischen Inseln Polynesiens wie in der Reklamation an Japan kund geworden.

Und wo der amerikanische Adler mit seinem mächtigen Flügelschlage weilt, da gedeiht auch bald sein ausgestreuter Same und muß gedeihen, denn was die Kraft und das Wesen des Adlers hat, wird sich erheben. Wohlstand, Reichthum, Glück sind von amerikanischer Thätigkeit unzertrennliche Begriffe, sie wurzeln tief im Sinne des Volkes und verwirklichen sich mit dem Wachsthum und dem größern Zusammenleben desselben immer mehr. San Francisco bezeugte dies jedesmal, nachdem es aus einem Aschenhaufen wie der Phönix wieder neu erstanden war. San Francisco ist eine Stätte des Glückes und unvertilgbar; sein Raum ist ihm vom Geschick angewiesen, es muß ihn ausfüllen.

1849 war das Jahr, in welchem die große kalifornische Einwanderung begann, welche den Grundstein zu den heutigen Städten und dem großartigen Verkehr legte. Als ich im folgenden Jahre San Francisco besuchte, hatte es nicht nur lange, regelmäßige Straßen, die von seiner zunehmenden Wichtigkeit zeugten, sondern es waren auch schon feste Dämme und Landungsplätze am Ufer gebaut, um welche sich das regste Leben und Treiben einer erwerbslustigen Bevölkerung drängte.

Diese Landungsplätze und die Grand Plaza bildeten die Hauptpunkte der Stadt, die sich immer mehr nördlich ausdehnen zu wollen schien. Der sogenannte Long Wharf, der hölzerne Dock, reichte schon weit in die Bai hinaus, und unablässig waren Zimmerleute an seiner Vollendung beschäftigt. Auch einige andere parallel laufende Docks waren im Bau. Dicht um dieselben drängten sich schon unzählige Schiffe; aber es waren meistens nur Küstenfahrer.

Auf der zu einem Park bestimmten Grand Plaza herrschte noch die größte Unordnung. Hier standen halbverwitterte Zelte, dort zerbrochene Karren und Wagen, und allerwärts lagen Bretter und Theile halbverbrannter Häuser zerstreut umher. Einige in Wagen wohnende Auswanderungsfamilien, wildaussehende Marktgruppen und durch Brandunglück obdachlos gewordene Einwohner konnten nur dazu dienen, das Auge des Ankömmlings von diesem Orte abzuwenden. In den Straßen steigerte sich die Geschäftigkeit in Handel und Gewerbe zusehends; aber auch hier fanden sich Ueberreste der im Dezember 1849 und im Mai 1850 stattgehabten Feuersbrünste, die etwa fünf Millionen Dollars an Werth verzehrt hatten. Die Geschäftsthätigkeit hatte noch nicht daran denken lassen, Schutt und Trümmer von den Brandstätten wegzuschaffen, es mußte wohl den später nachrückenden Einwanderern aufbehalten sein, da aufzuräumen. Unwillkürlich fragte man sich: wird wohl diese Stätte wieder erbaut? Es konnte nicht anders sein. Drei Monate später standen an derselben Stelle die ersten Backsteinhäuser.

Die Straßen von San Francisco wurden im Sommer 1850 zum erstenmale mit Flöklingen belegt, und die Stadt, deren Straßen in der vorbergehenden Regenzeit oft beinahe Sümpfen glichen, war im nächsten Winter darauf wie von reinlichen Tanzböden durchzogen, auf welchen Hunderte von Güterkarren und selbst schon Omnibus und Fiacres dahinrollten. Das Emporkommen der neuen Stadt unterlag keinem Zweifel mehr. Alles nahm seinen regelmäßigen Gang; Staatsgebäude erhoben sich mitten unter dicht mit bürgerlichen Wohnungen besetzten Quartieren; der Hafen überfüllte sich mit Schiffen, unter denen die chinesischen die Aufmerksamkeit des Fremd-

lings ihrer Neuheit wegen am meisten auf sich zogen; es wurden Dampfer gebaut, um den durch das fortwährende Anströmen von Einwanderern stark zunehmenden Verkehr mit dem Innern des Landes zu erleichtern; die Seedampfer hatten schon ihre regelmäßigen Fahrten von Panama begonnen, und im Anfange des Jahres 1851 stand San Francisco in der ersten Blüthe einer Welthandelsstadt. Ein unermeßlicher Reichthum hatte sich da gesammelt, und der im Goldlande schwelgende Bürger ließ sich keine unglücklichen Tage mehr träumen. Da kam der Schrecken von neuem über die Stadt. Am 3. Mai brach, wahrscheinlich in Folge von Brandstiftung, die dritte und größte Feuersbrunst aus, welche in wenigen Stunden 7 Millionen Dollars an Werth vertilgte.

Der ganze Geschäftstheil der Stadt lag in Asche, und der Sturz vieler reicher Bürger war die Folge. Man erhob sich von schwerer Niederlage, und baute wieder mit einer unglaublichen Raschheit, aber mit mehr Vorsicht als früher, trotz der ungeheuren Eile, wieder unter Dach zu kommen, — ein Beweis, daß der Amerikaner nie den Kopf verliert, und ebenso rasch die Zukunft zu überblicken, als die Vergangenheit abzuschließen gewohnt ist. Man baute feuerfestere Häuser, und es trug dazu der Umstand nicht wenig bei, daß das Holz nach der Feuersbrunst viel theurer zu stehen kam, als die im Lande verfertigten Backsteine, während es vorher so billig und in so großer Quantität auf dem Markte war, daß man mit verhältnißmäßig geringen Kosten die Straßen der Stadt dielen konnte, und einige Holzhändler in New-York durch ihre kühnen „Lamber Spekulationen" Fallite wurden. *)

*) In neuerer Zeit hat man auch angefangen, einen schönen feinkörnigen Marmor zum Bauen zu verwenden, der in den nörd-

Bald war die Hälfte der Stadt aus der Feuerstätte neu erhoben, und es blieb einer vierten Feuersbrunst im Juni gleichen Jahres nur eine halbe Bretterstadt zur Verzehrung übrig.

Seitdem erweitert sich San Francisco immer schneller im Style einer schönen modernen Stadt zu einem zweiten herrlichen New-York des Westens, das in seinen Straßen nicht weniger Verkehr birgt als New-York, das „Gewimmlige". Ja, man kann die Vergrößerung der Stadt eine wahre Wuth nennen, die Ufer der Bai zu bedachen. Wo vor zwei Jahren im Süden der Stadt der äußerste Theil war, ist heute das Centrum derselben, und der Hafen beginnt erst da, wo 1850 etwa die letzten Schiffe ankerten, denn der innere Theil ist mit Sand und Schutt ausgefüllt und die wichtigsten Handelsstraßen befinden sich auf diesem Grunde. Aber auch das erste große Kauffahrteischiff, das in San Francisco landete, steht hier noch als Monument über der einstigen, nun begrabenen Bucht.

„Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Bretterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt,
Wo nun das Ruder emsig spritzt."

— — — — — — — — — —

Die Lage von San Francisco ist für die Schifffahrt sehr günstig, konnte aber dem großen innern Verkehr nur mit vieler Mühe und Kunst angepaßt werden. Im Süden war die Stadt mit vielen Sandhügeln rempartartig umschlossen,

---

lichen Minen des Eldorado-Bezirks gebrochen wird, wo er, vom Granit umlagert, aus dem Kalke der Liasformation metamorphotisch entstanden zu sein scheint.

die zum Theil mittelst Dampfmaschinen abgeschaufelt und auf Eisenbahnen nach der Bai befördert wurden. Im Norden ist es der aus Grauwake bestehende sogenannte Telegraphenhügel, und im Westen das Berggehänge des Küstengebirges, wodurch die Stadt begrenzt und gegen den zur Winterszeit heftig wehenden Passatwind nur schwach geschützt wird. Am nordwestlichen Fuße des Telegraphenhügels, der Karquinez Bai gegenüber, liegt die North-Beach, eine geräumige Halde, mit freiem Landungsplatz und für den nördlichsten Theil der Stadt bestimmt. Diese Halde ist durch besseres Trinkwasser und durch ihre windstillere Lage vor dem südlichen Theile der Stadt ausgezeichnet. Das Terrain besteht zum Theil aus diluvialischen Ablagerungen, zum Theil aus Grauwake, mit theilweiser Veränderung des mineralogischen Charakters. Man findet im Kohlen- und Schiefermergel viele Pflanzenüberreste und oft ganze Bänke von Süßwassermuscheln als Indizien einer einstigen Binnensee. Man hat solche tief auf dem Grauwakenkalksteine bei einem Versuche, auf der Plaza der Stadt einen artesischen Brunnen zu bohren, gefunden, wobei ein überkluger, verirrter Yankee noch unter der Silur-Formation auf ein Süßwasserbecken zu stoßen hoffte.

Die North-Beach gehörte zum größten Theil einem hier mit seiner Familie schon seit vielen Jahren angesiedelten Schweizer, Namens Sturzenecker, der sie beim Aufkommen der Stadt nach einer gefehlten Spekulation in einzelnen Parzellen verkaufen mußte. Es ging dem alten Manne wie den meisten seiner Landsleute und ersten Ansiedler des Landes; er gab den Yankees freundlich den Finger, und bald hielten sie seine ganze Hand. Sein Eigenthum schien einem ungeheuern Werth entgegengehen zu wollen, daher verschmähte

das greise Ehepaar im Sommer 1850 die von einigen Stadtspekulanten dargebotene Summe von 300,000 Dollar: sie wollten denn Kalifornier Preise haben, wie sie sich im appenzellischen Dialekte ausdrückten, legten einen hölzernen Dock und eine Straße nach der Stadt an, und thaten Alles, um den Ort zu heben, und wurden im Jahre darauf — fallit. Die Stadt erweiterte sich nämlich immer mehr nach Süden, womit eine nicht wenig auffallende Volkswanderung zusammenhing; die North-Beach wurde verrufen, und Sturzeneckers frühere Gönner trugen nicht wenig dazu bei, seinen Sturz herbeizuführen. „Wer Alles will, wird Nichts erhalten."

Besteigt man die Anhöhe hinter San Francisco, so genießt man die imposanteste Aussicht. Ueber die Stadt und den dichten Mastenwald am Fuße derselben hinweg verliert sich der Blick auf der nach Süden lang gestreckten, spiegelglänzenden Bai, auf der die verschiedensten Dämpfer hin- und herrasen. Am östlichen Ufer derselben liegen die sanft sich erhebenden, mit dunkeln Waldungen bekleideten Berge der Littoralkette, die sich mit ihren höchsten Gipfeln zu einem Gebirgsstocke um den Monte Diabolo gruppiren. San Francisco gegenüber liegt die Contra Costa, wo eine durch ihren Gartenbau bemerkenswerthe Ansiedlung im Entstehen begriffen ist. Vor derselben erhebt sich die ovale, mit grünem Rasen geschmückte Insel Yerba-Buena, und nördlich davon befinden sich, die Enge von Kanquinez bedeckend, Angel Island und Alcantras als kahle Felsenstöcke, von den in die Bai hineinbrechenden Meereswogen umpeitscht und von einer Unzahl von Seevögeln umschwärmt. Steile Uferwaldungen erstrecken sich von hier bis zur Mündung der Bai und bilden

da die Pfeiler des goldenen Thores. Auf den südlichen Höhen desselben erblickt man die Trümmer einer russischen Bergfestung aus jenen Zeiten, wo der ominöse Name Roß auch auf der Küste des Stillen Meeres laut zu werden begann, und der an jene Schreckenstage zu Ruriks Zeit erinnert, wo unter diesem Namen die rothbärtigen Anwohner des Borysthenes bis Constantinopel siegten. Unweit davon liegt die pittoreske Militairstation Presidio, von wo aus sich ein Pfad durch das anmuthige Happy-Valley nach der Mission Dolores schlängelt. Hier herrscht keine religiöse Stille mehr, die Mission ist zu einer Vorstadt von San Francisco geworden. In dem niedrigen und langen Hauptgebäude derselben, das mit seinem weit hinausragenden Giebeldache und den Gallerieen an ein bernisches Landhaus erinnert, erkennt man das bewegteste Leben; es ist Hotel, Kaufladen, Schlachthaus und merikanische Fonda zugleich. Eine halbzertrümmerte Ringmauer und die malerische, an dem einen Ende der Missionswohnungen angebaute Kirche tragen allein noch den Stempel ihres Ursprungs. Ausgedehnte Gartenanlagen mit freundlichen, modischen Landhäusern umsäumen diesen Ort des Zerfalls. Eine sandige Landfläche, zuweilen mit Hügeln besetzt, die von Krüppeleichen- und Artemesiengebüschen überwuchert sind, erstreckt sich zwischen ihr und der Stadt, die durch eine gedielte Straße damit verbunden ist. Staubwolken, die über dieselbe hinwirbeln, verkünden den unablässigen, dem Vergnügen und der Erholung gewidmeten Verkehr, der hier von allen Straßen der Stadt zusammenmündet.

Wie alle modernen amerikanischen Städte, so hat auch San Francisco sein rechtwinklichtes Straßennetz. Die Längen-

straßen sind mit dem Meridian parallel gerichtet, und bilden mit den nach dem Hafen gehenden Breitestraßen 360 Quadratfuß haltende rechteckige Quartiere, die von einer Communikationsstraße durchschnitten werden. Die älteste und in jeder Beziehung die erste, ist die Montgomery-Straße. Zwischen ihr und der Kearny-Straße befinden sich heute die schönsten Backstein- und Eisengebäude und die großartigsten Magazine. Ein einzelnes Erdgeschoß von 20 — 30 Quadratfuß zahlt hier 100 — 300 Dollars monatlichen Miethzins, so daß die Kosten eines Gebäudes nach fünf Jahren aus der Miethe bestritten werden können. So verhält es sich in den meisten andern Quartieren der Stadt. Bauunternehmungen sind daher, besonders seitdem man im Lande auch Feuerassekuranzen errichtet hat, die lockendsten und gediegensten Spekulationen geworden, und dadurch besonders wird San Francisco rasch so umfangreich und unverwüstbar. Daß die Geschäfte bei einem solchen enormen Miethzinse bedeutend sein müssen, braucht nicht erwähnt zu werden. Das Jahr hat in Kalifornien nur 30 Tage und die Stunde hat für den Kapitalisten wie für den Handelsmann Tageswerth. Wer die Zeit nicht klug und eifrig zu benutzen versteht, der wage sich nicht nach dem kalifornischen Emporium.

In diesem Montgomery-Quartier hat der Goldhandel seinen Hauptsitz; auch befindet sich die neue kalifornische Staatsmünze hier. Man kann daher wohl sagen, daß das meiste kalifornische Gold in diesem Quartier sein Depot hat, bevor es aus dem Lande gelangt, und daß es den Herzbeutel der amerikanischen Handelsgesellschaft bildet, deren Mitglieder, wie die der ganzen Handelswelt, oft selbst das Herz nicht im Herzbeutel, sondern im Geldbeutel tragen, und das überdies

noch, wie das der kopflosen Weichthiere, vom Mastdarm durchzogen zu sein scheint. Wer San Francisco verläßt und hat diesen Ort nicht besucht, der gleicht demjenigen, der Rom, aber den Papst nicht gesehen hat. Hier erst lernt man den Mammon recht in aller seiner Macht, Pracht und Herrlichkeit kennen. Haufen von Goldmünzen und Goldstaub liegen da hingeworfen, wie das Getreide in der Scheuer, und der dabei schmunzelnde Geldwechsler wühlt darin, wie der Ameisenbär unter seinem Futter. Seine Goldwage, die sehr empfindlich ist, wenn sie auf ihren Schwebepunkten nicht verrostet, oder in wohlberechneter Nähe kein Magnet angebracht wäre, kann nie ruhen. Unaufhörlich wird Goldstaub gesiebt, sondirt, vom letzten Körnchen Quarz- oder Magneteisensand ausgeblasen oder gereinigt, wobei nicht die Farbe des Goldes hinter dem Comptoir verschwinden kann, was jedoch räthselhaft erscheint, wenn man den Extrakt des Ladenkehrichts sieht, den der im Dienste jedes Bankiers stehende Goldschmelzer oder Assayer wöchentlich einmal zu reduciren hat.*)

---

*) Bekanntlich verhalten sich die nähern Bestandtheile (Silber und Gold) des kalifornischen Goldes wie die des Wassers (Sauerstoff und Wasserstoff), nämlich wie 11,1 : 88,9. Es gibt aber auch bei den verschiedenen Goldsorten einige Schwankungen dieses Verhältnisses, die der geübte Assayer oder Bankier nahezu schon an der Nuance der Goldfarbe erkennen kann. Diese äußerliche ungefähre Karatsbestimmung ist auch bei allen kalifornischen Bankiers für den Ankauf gäng und gäbe, und trägt nicht wenig zu dem Gewinn des Geschäftes bei, das nur assayirtes Gold in Verkauf bringt.

In ähnlicher Weise werden wohl auch zufällige (?) Prozente erreicht beim Ankauf größerer quarz- oder gesteinhaltiger

Die geschäftigste Zeit hat der Goldwechsler in den letzten drei Vormittagsstunden. Alsdann langen die Bienen der Goldregion, die emsigen Miniver an, und tragen ein in den Stock, der, wie das Faß der Danaiden, nie voll genug werden kann, und über dem geschrieben steht: die Diamanten sind nicht zum Schmucke derer, die sie finden, und das Gold ist nicht für die Goldwäscher. Des Nachmittags gilt die Arbeit dem Assayer, der das Gold dem Wachse gleich zusammenschmelzt, und nachdem er sich nach Herzenslust erlabt hat an dem blitzenden Goldblick, der ihm als Zeichen zum Ausgießen des flüssigen Metalls aus dem Tiegel in die eiserne Form gilt, die Goldbarre assayirt oder geprüft, bestimmt und gestempelt vom Goldherde in die Welt hinausgeben läßt, um sie — nie wieder zu sehen als Geborene seines Reinigungsprozesses; denn sie wird in Münzen aufgelöst oder decimirt, die rouliren müssen, weil sie — rund sind, wie die wunderliche Welt, auf der die ganze goldene Narrheit die größte Rolle spielt!

Früher gelangte das kalifornische Gold als Goldstaub oder

Stücke, indem der Verkäufer sich begnügt, den Goldgehalt derselben sehr flüchtig nach der Formel berechnen zu lassen:

$$x = \frac{a\,(c - b)}{c\,(a - b)} \cdot w$$

wobei a das spezifische Gewicht des Goldes (= 19)
b „ „ „ der Steinart (= 2,6)
c „ „ „ „ ganzen Masse, und
w das absolute Gewicht derselben bedeutet.

Zur Controlle ist das absolute Gewicht der Steinart

$$\text{oder } y = \frac{b\,(a - c)}{c\,(a - b)} \cdot w$$

in seiner natürlichen Form in Handel; heute nicht mehr, oder nur höchst selten verläßt es ungeschmolzen seine Heimat, oder ohne daß seinem Werthe, dem man im Anfang des großen Goldverkehrs durch bloßes Wiegen bestimmten, durch chemische Analyse Rechnung getragen wurde. Das sind heute, wenn zwar noch immer mastige, doch andere Zeiten für den Goldkäufer. „Damals! und jetzt!“ kann auch er seufzen, und schelten auf die im Goldlande eingezogenen Leute, die allerlei chemische Apparate und empfindliche physikalische Instrumente mit sich gebracht haben, um damit der Gerechtigkeit Dienste zu leisten. Anfangs hatte der beschränkte Minirer seine Wage selbst aus Holz verfertigt, und als Gewichte einige Goldmünzen gebraucht, oder er machte es wie der Merikaner, der die Summe des Goldes in einem gemessenen Federröhrchen bestimmt, und als Zahlung gibt. Wenn er aber zum Waarenhändler kam, mußte er nicht selten das Gekaufte buchstäblich mit Gold aufwiegen, oder den Goldstaub löffelweise dafür bezahlen. Auch wurde ihm ein nach Unzen eingetheiltes Goldmaaß hingehalten, wenn er seine Bedürfnisse befriedigen wollte, und zuweilen mußte er, besonders an Orten, wo er das Glück hatte, von schöner Hand bedient zu werden, dieses Hohlmaaß gerade so hoch mit Gold füllen, als er tief daraus genoß. Dieser primitive Goldverkauf wurde durch das Einwandern der Chinesen verdrängt, welche die ersten metallenen Wagen mit sich brachten, die bis heute noch die gebräuchlichsten geblieben sind. Es kamen Goldhändler, die das Gold in unzenschwere Pipedas schmolzen und in Cours brachten. Ihnen folgten die ersten Privatmünzen, deren Andenken sich verewigte, nachdem nach zweijähriger Münzfabrikation in Folge harter Vergehen in Beziehung auf die Metallgemische der

Münzen die Chefs derselben vor Gericht und zur Strafe gezogen wurden, wobei das Gerücht entstand, daß sie das Gold zu machen verständen, — eine altersgraue Kunst, die der Chemiker Tifferau in neuester Zeit aus dem Goldlande wieder vor das Forum der Wissenschaft nach Frankreich gebracht hat. Die Namen Balduin und Moffat stehen noch immer im großen kalifornischen Schuld- und Sündenbuche, das am Ende der Welt von der Nemesis zur Hand genommen wird. Im Sommer 1851 erst hatte das Volk von Kalifornien Macht und Mittel, eine Staatsmünze und die Gesetze für Verkehr und Wechsel zu gründen, und von dieser Zeit an gestaltete sich das geregelte Walten in dem Goldviertel der jungen Hafenstadt.

Von der Montgomery-Straße zieht sich der Hauptverkehr nach dem Long-Wharf. Dieser meilenweit in die Bai sich erstreckende Dock ist der Quai von Venedig für die Bewohner von San Francisco. Unaufhörlich bewegt sich ein Strom von ankommenden und abgehenden Menschen, von Schiffsleuten, Mäcklern und Neugierigen hin- und herwärts von Stadt zu Schiff. Eine Menge Restaurats, Spielhäuser, Branntweinschenken, Lebensmittel- und Waarenbuden umfassen den Dock in dichten Reihen bis zur Hälfte seiner Länge. Die Städter kaufen hier ihre Vorräthe, und die bedürftigen Eckensteher und die merikanischen Leperos besuchten die duftenden Eßbuden. Immer nur dem Gedränge ausweichend gelangt man aus den Häuserreihen auf den äußern Theil des Wharfs, wo der dürre und immergrüne Mastenwald mit jeder Fluth- und Ebbezeit seinen Umfang vergrößert oder verringert. Auch seine Existenz ist vom kürzesten Zeitraum bedingt, denn Ebbe- und Fluthzeit sind Monate für die in

San Francisco ankernden Schiffe, für welche das Hafengeld rasch zu einer bedeutenden Summe anwächst, die zur Unterhaltung der Wharves und des Hafens verwendet wird. — Im ersten Halbjahre von 1853 liefen in den Hafen ein: 2 Walfischfänger, 216 amerikanische und 7 ausländische Küstenfahrer, 105 amerikanische und 231 ausländische Schiffe aus ausländischen Häfen mit einer Gesammtlast von 285,000 Tonnen. Es ist dies eine Hafenfrequenz, die nur mit der von New-York verglichen werden kann.

Alle 14 Tage langt ein Postdampfer in San Francisco an. Alsdann herrscht das größte Getümmel unter der Bevölkerung. Hat der Telegraph das Einlaufen desselben an das Zollhaus angezeigt, so wird auf allen öffentlichen Gebäuden der Stadt und auf den Segelschiffen das U. S. Banner aufgehißt, denn es ist ein Tag der Freude für die Bewohner im fernen Westen. Man erwartet Neuigkeiten aus der alten Heimat, oder hofft auf die Ankunft eines Verwandten oder Bekannten. Der Kaufmann erfährt den Stand des östlichen Marktes oder harrt mit großer Ungeduld auf die Antwort seiner dahin gemachten Bestellung. Alles drängt sich daher auf den Wharf dem ankommenden Dampfer entgegen, oder eilt nach dem Postgebäude, wo oft am gleichen Tage noch die Briefe ausgetheilt werden.

Einen solchen und unvergeßlichen Posttag erlebte ich in San Francisco Anfangs 1851. Es war ein herrlicher Sonntag Nachmittag, als ich die Salutschüsse des ankommenden Dampfers vernahm und mich hierauf nach dem Long-Wharf begab. Die geschäftige Menge der Wochentage war durch neugierige und lustwandelnde Städter ersetzt. Der Postdampfer war gelandet, die Passagiere bewegten sich nach der

Stadt, aber der Dock war noch immer mit Menschen bedeckt; man harrte auf den Abgang der vielen nach Sacramento und Stokton bestimmten Flußdampfer. Während die größern derselben, ihrer Bequemlichkeit und Schnelligkeit wegen, sich bald mit Passagieren überfüllten, bemühten sich die Eigenthümer der kleinern durch niedrigere Preise zu concurriren. Es wurden Mäckler angestellt, die mit tollem Geschrei, Loben und Tadeln der Dampfboote ihre Billete an Mann zu bringen suchten.

„Hier, Gentleman, ist noch ein Tiket zu haben," schrie einer dieser Mäckler in meiner Nähe, „ich gebe es um den vierten Theil des Preises; kauft's und eilt, denn der Clay, das himmlischste Boot der Welt, das Boot auf dem die Ladies, der Gouverneur und alle vornehmen Leute fahren, wird präcis 4 Uhr San Francisco verlassen, und Nachts um 10 Uhr die Gesellschaft in Sacramentocity an ihr Ziel setzen, nachdem sie vorher ein splendides Supper gratis eingenommen hat. Hier kauft das Tiket, — der Clay ist vom Stapel . . ."

„Was sagst du, Lügner?" schrie ein anderer Mäckler ihm entgegen, „der Clay ist ein altes Lotterboot und läuft Gefahr, jeden Augenblick zu bersten, wenn sich unser Blitzboot, die West-Point, mit ihm in den Wettlauf einläßt. Die West-Point bietet allen andern die Spitze, sowohl in Schnelligkeit wie in eleganter Ausrüstung. Hier, Freund, schenk' ich Ihnen ein Tiket, damit Sie sich von dem Loafer hier nicht betrügen lassen."

„Du bist ein Spitzbube, ein damn'd Rascal" erwiederte sein Gegner verdrossen, und sagte ihm die größten Lästerungen ins Gesicht. Im nächsten Augenblicke boxten sie sich;

aber sicherlich waren sie am folgenden Tage wieder gute Freunde, und was der Eine tadelte, das lobte der Andere, denn die Anstellung der Tiket-Creyers wechselt mit jedem Tag.

Auf den Dampfschiffen wurde unterdessen die Spannung des Dampfes durch vermehrte Feuerung auf den höchsten Grad gebracht, und jene erwartungsvolle Stille, die unmittelbar vor Abgang auf amerikanischen Dämpfern herrscht, wobei die Sinne des Passagieres nur auf den zischenden Laut der Dampfröhren und den ersten Räderschlag gerichtet sind, zeigte sich auch unter der gaffenden Menge des Long-Wharfs.

Da vernahm man plötzlich einen donnernden Knall und in die Luft flogen mit Dampfwolken umhüllt die Splitter eines geborstenen Dampfschiffes. Auf dem Wharf war eine weite Lücke entstanden; verstümmelte Leichen bedeckten den Raum. Das Wasser um den zerstörten Rumpf des Schiffes glich einer Blutlache; Ueberreste menschlicher Hüllen schwammen darin. Ich hatte den Anblick einer schauerlichen Scene, als ich mich von dem Ende des Wharfs nach dem Schauplatze dieses Ereignisses begab. Die bestürzte Menge war zurückgewichen. Leichenblaß kehrten Einzelne wieder zurück, bekümmert um irgend einen Freund oder Bekannten, der sich an Bord des Dampfers begeben hatte, und während Alles mit Grauen und Jammer nach dem Blutbade schaute, verließen die übrigen Dämpfer nacheinander den Dock, und eilten, durch ihre Bewegung das Blut im Kreise herum mit dem Wasser vermengend, über die Unglücksstätte hinweg. Menschenfreunde, die sich nicht scheuten, griffen mit Händen, Haken und Netzen nach den zerfetzten, nur von den Kleidern zusammengehaltenen Fleischmassen und füllten sie in einige Tonnen und Karren. Nach einer Stunde befand sich das

nach Sacramentocity bestimmt gewesene „Menschenfleisch" im Leichenhaus der Stadt, und der Landungsplatz war für die Nachts anlangenden Dämpfer gesäubert. Des andern Tages hieß es: der Steamer Sycamore sei in Folge eines fehlerhaften Kessels geborsten und 90 Personen seien dabei getödtet worden; aber der Vorfall wurde nicht genauer untersucht, und nach wie vor dauerte die Concurrenz der abgehenden Dämpfer mit allem Unfug.

Sind solche Menschenmördereien im Osten von Nordamerika schon von geringer Bedeutung, so muß man um so eher die Gleichgültigkeit begreifen, mit der man in Kalifornien über dieselben hinweggeht. Es ist allerdings mangelhafte Construction der Kessel, die oft solche Unglücksfälle herbeiführt, es ist aber auch die Unkenntniß der Machinisten und der Arbeitsleute, die man, ohne ihre Fähigkeit zu prüfen, von der Straße aufgreift, sobald sie nur wohlfeil arbeiten. Die Geschicklichkeit des Machinisten, sowie die Vortrefflichkeit des Bootes findet nur dann Anerkennung, wenn die Schnelligkeit hervorgebracht werden kann, die über den bestimmten Kräften der Maschine liegt. Man macht sich somit nichts daraus, einige Atmosphären über den höchsten Druck anzuspannen und rüstet mit dem größten Gleichmuth das Werk, das zum Nutzen der Gesellschaft bestimmt ist, zu ihrem Verderben, oder verkürzt, indem man es täglich mißbraucht, dessen Dasein und, ohne es vorauszusehen, seinen eigenen Verdienst. Eigenthums- und Lebensopfer sind untrennbar von dem ganzen amerikanischen Go-ahead-System; auch der Staat Kalifornien ist eine neue Opferstätte für den Geist der Industrie.

Verläßt man den Long-Wharf und schreitet in gerader Richtung desselben nach dem Innern der Stadt, so gelangt

man aus dem bunten, wirren Volksgemenge in das Quartier der langgezopften Söhne des himmlischen Reiches. Das Terrain dieses an der Kearnystraße und der Plaza gelegenen Stadttheils gehörte einst einem chinesischen Restaurateur, der, in kurzer Zeit im Dienste des Mammons reich geworden, in seine Heimat zurückkehrte, und nicht wenig dazu beitrug, die Fluth der nach San Francisco auswandernden Chinesen zu verstärken, indem er ihnen seine Bauplätze in der Stadt billig vermiethete. Die Zahl derselben in Kalifornien mag jetzt etwa 30,000 betragen, wovon die Hälfte in San Francisco residirt, und ein steuerbares Vermögen von $2^1/_2$ bis 3 Millionen Dollars hat. Sie theilen sich in vier nach ihren heimatlichen Provinzen benannten Sektionen, an deren Spitze die Häupter einiger bedeutender chinesischer Handlungshäuser von San Francisco stehen. Sie huldigen den amerikanischen Gesetzen, besitzen ihre eigenen Schulen, aber auch einen Götzentempel, welchen sie auf einer Stätte erbaut haben, auf welcher schon so Vieles schnell zu den Dingen überging, die waren. Afrika wird im Osten von Amerika bekehrt, China wird seine Götzen auf dem Westrande dieses Continents opfern müssen. Aber auch der amerikanische Geist wird von hier aus sich in das Herz der mongolischen Race im Osten von Asien einschleichen und damit in der Heimat gähren.

Die Chinesen bilden den harmlosesten Theil der kalifornischen Bevölkerung. Unermüdlich und ausdauernd in Arbeit und Verdienst sieht man sie selten ungeschäftig. In den Minen wie in den Städten leben sie immer in eigener Gesellschaft und halten allen ihren Verkehr unter sich. Sie sind daher der kalifornischen Bürgergemeinde von geringem Nutzen; aber das Bewußtsein, daß sie es mit der Zeit werden können, und

daß sie den Staat in keiner Weise belästigen, erhält ihnen alles Wohlwollen.

Im chinesischen Quartiere von San Francisco haben sie die bedeutendsten und reichhaltigsten Waarenmagazine der Stadt. — Tritt man in eines derselben, so glaubt man ein Wachsfigurenkabinet vor sich zu haben Im Vordergrunde befinden sich die reichbrodirten Seidenstoffe tapetenartig zur Schau entfaltet, und die verschiedensten chinesischen Schmuck- und Nützlichkeitsgegenstände erregen hier zuerst die Aufmerksamkeit. Mitten unter diesen Seidentrophäen sitzt der dickbäuchige chinesische Kaufmann behaglich in seinem Binsenlehnstuhle, wie ein Götze bei seinem Reichthum. Ein Gehülfe ist an seiner Seite mit der spielzeugähnlichen, zwitterhaften Rechentafel beschäftigt, und im Hintergrunde unterhält sich eine Gruppe Chinesen, die alle über einen Leist geschlagen zu sein scheinen, mit einem, wahre chinesische Geduld erfordernden Pfennigspiel, während einige Chinesinnen mit dem Zusammenlegen und Verpacken der verkauften Seidenwaaren beflissen sind. Die durchgreifende Stille und das taktmäßige Handeln aller dieser Personen gibt dem Innern des chinesischen Magazins ein magisches Aussehen, das noch durch das durch Asbestfenster einfallende Dämmerlicht erhöht wird. Der schaulustige Fremdling kann die Zufriedenheit des chinesischen Kaufmanns nicht besser hervorrufen, als wenn er einen der aus Speckstein geformten chinesischen Schutz- und Schirmgötter Fangsiagungtschai oder Gundam zum Andenken kauft.

Durch die Chinesen wurde San Francisco eine Lurusstadt, in der das weibliche Geschlecht sich leicht heimisch fühlt. Die Chinesen sind es aber auch, die das mädchenarme Neu-

land, in dem eine jugendliche Männerbevölkerung durch Mangel an beidgeschlechtlicher Unterhaltung zu verwildern schien, durch eine Unzahl ihrer Töchter bereicherten und so die Schätze des himmlischen Reiches mit denen des goldenen vereinigten. Aber bei allem dem verhält sich der weibliche Theil der kalifornischen Bevölkerung zum männlichen immer noch wie 1:10; es ist noch immer öde und wüst im Eldorado, und der Mangel an braven, ehrbaren und liebenswürdigen Mädchen bildet da eine stehende Klage, die der reich gewordene Minirer oder Städter, wie der Aermste ausspricht. Liebe ist für einen Kalifornier wirklich ein wahrer Segen des Himmels, der vielen sehr selten, andern gar nie beschieden ist. Wer sich in Europa goldene Berge wünscht, träumt nach Kalifornien; wer sich in Kalifornien nach Liebe oder einer Geliebten sehnt, der muß seine Phantasie den weiten Weg nach Europa machen lassen, denn schwer ist dieses Glück da drüben zu erlangen. Die Folgen davon sind auch nahe gelegen. Mancher, der mit leichter Mühe seinen Besitz erworben und Niemand hat, mit dem er in Liebe dessen Genuß theilen kann, wirft sich in den Strudel der Vergnügungen und geht nicht selten darin unter. Denn in keinem andern Ort der Welt ist das Vergnügen außer dem Hause kostspieliger und gefährlicher, besonders wenn man in die zähen Fäden der Intrigue und Verführungskünste der modernen Kalifornierinnen gestürzt ist, die vorher so lockend ihren Sirenen-Gesang geflüstert: „Stürze dich zu uns hinab, wir werden dich auf den Händen tragen", die aber Jeden schnell fallen lassen, der kein — Gold mehr hat. Es gibt Leute, die mehr Zutrauen zu einer Hottentottin haben könnten, als zu einer Neu-Kalifornierin, so arg ist die Sittenlockerheit eines großen Theils des weib-

lichen Geschlechts und das daraus erfolgte Mißtrauen gegen das Ganze. Das schöne Geschlecht, man möchte es das wüste nennen in einem Lande, das trotz seiner Schönheit so leer und reizlos erscheinen muß, weil ihm die Tugend fehlt, die hehre Beglückerin, die ihren schönsten Sitz im Herzen der Frauen einnimmt. „Ich sage Frauen; denn ein für alle Mal denk' ich die Schönen im Plural." Es ist auch bei den gegebenen Verhältnissen nicht zu verwundern, wenn die besten, unverdorbensten Mädchen dem lockenden Verderben nicht widerstehen oder der Lotusblume nicht gleichen können, die auf dem Wasser schwimmt, ohne benetzt zu werden, und bei ihrer Ankunft auf „Sly-ways" gerathen, auf welcher sie das Ziel ihrer goldenen Wünsche sehr rasch erreichen können. Jedes allein reisende Frauenzimmer ist daher immer doppelter Gefahr ausgesetzt, wenn sie in San Francisco ankömmt. Der leichte Golderwerb und die schweren Crêpes de Chines sind Dinge, an die sich's leicht gewöhnen läßt.

Das sinnliche Vergnügen ist in den Städten Kaliforniens schon mit so vielem Luxus verbunden, wie in den ersten Städten Europa's, und es scheint als befolgen die Priesterinnen der Venus in ihren Tempeln, Palästen und auf dem Haine von Amathunt die Grundsätze jenes menschen- und herzkennenden englischen Arztes Grabam, der im Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in London mit seinem himmlischen Bette so viel Aufsehen erregte, das er als Sanctum Sanctorum den zeugungsschwachen Eheleuten empfahl, beginnend mit den Worten: „Es gibt so viele Dinge, die das sind, was sie sind, ohne daß wir das Geringste davon begreifen können."

Nirgends so wie in Kalifornien sind schwere chinesische

Seidenstoffe eine gewöhnliche Bekleidung der Damen, bei denen es heißt: wie gewonnen, so zerronnen. Diese und andere Modeartikel sind daher hier die currentesten geworden, besonders in San Francisco, der Angeberin des Tons der Mode, und wo das „man hat es in San Francisco getragen," bei der Damenwelt ebensoviel heißt, als in der Schule das „der Lehrer hat's gesagt." Es sind vor Allen die Merikanerinnen und Süd-Amerikanerinnen, die ihre Habe so begraben. In Merico würde ein baumwollener Rebozo (Echarpe) einem seidenen vorgezogen werden; hier aber ist reichbrodirte Seide von der bizarrsten und grellsten Färbung am gangbarsten, und die Sennoritta gleicht vom Rebozo bis zum Pantoffel einem Bruchstück des Regenbogens. Die Orte, wo diese Kleiderpracht vorzüglich zur Schau getragen wird, sind die Ballhäuser. San Francisco hat deren mehrere; sie befinden sich unweit des chinesischen Quartiers an der Dupont-Straße, die von jeher der Hauptsitz des spanisch-amerikanischen Hilaritätslebens war. Die „Mazurka" und „Polka" sind die besuchtesten und bekanntesten. Mit Anfang der Nacht beginnt hier die erotische Tanzbelustigung der kalifornischen Franziskaner mit ihren Minoritinnen, eine Erholung, die man auch das letzte Tageswerk zur Abspannung der Leibes- und Seelenkräfte nennen könnte.

„Geputztes Volk, du Flitterschau!
Sie kommen rasch, sie kommen rauh
Im hohen Sprung, im raschen Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf."

In den Goldminen von Fortuna zum Caballero erhobene Südländer und rosenfarbige Dainties von San Francisco wetteifern um die Gunst der in dem enganliegenden Seiden-

kleide, der Saya y manto prunkenden und mit Alegria geschminkten Peruanerinnen oder der üppig gekleideten Mexikanerinnen. Es gilt vor Allem die Fertigkeit und Ausdauer in den einheimischen Tänzen, wovon die beliebtesten der Bolero, der Afforado, der Enano und der Jarabo sind. Erfordert es beim Bolero eine nicht wenig lebhafte Phantasie des tanzenden Paares, um ein längeres Liebe-, Leidenschaft und Eifersucht ausdrückendes Zwiegespräch während des schleichenden Tanzschrittes und des langsamen Taktes der wunderlichen Musik in Reimen improvisatorisch darzustellen, so erheischt es alle Gelenkigkeit und Anstrengung, um die schnell abwechselnden Figuren der andern Tänze im feurigsten Tempo wohlgefällig auszuführen. Der Jarabo oder Syrup ist ein wahrer Folientanz. Bald langsam, bald schnell durchschlingen sich die aufgeregten Paare zu einem sich wieder in phantastischen Figuren auflösenden Knoten. Musik, Gesang, Jubel, Tänzer und Tänzerin, — Alles geht durcheinander und hat keine Pause. Bald übertönen Harfe, Guitarre und Mandoline in düstern Accorden den summenden monotonen Gesang, bald aber hüpfen die Finger der braunen Saitenspieler instinktmäßig lebhaft auf den laut und weiß nicht wie tönenden Instrumenten. Wie ein Blitzstrahl durchzuckt es den tanzenden Chor; die Saya wird zu enge, der Rebozo flattert, von den enthüllten Armen der Tänzerin emporgehoben, in der Luft über die tanzenden Gruppen, ihre rabenschwarzen Haare entflechten sich, die braunglänzenden Schultern umpeitschend, ihr Atlaspantoffel fliegt vom kleinen Fuße, — aber sie tanzt fort, schwingt sich in allen Wendungen um den glühenden, unermüdlichen Caballero, und während — um das Wirrwarr und die Ekstase aufs Höchste zu treiben — die kleinen

Hände zusammenklatschen oder auf den steifen Hüten der Tänzer trommeln, der Boden erzittert und das Ohr ertaubt, ruft die Zuschauermenge nach rascherm Tempo, und die **Folie d'Espagne** muß mit einer allgemeinen Erschöpfung enden.

Aehnliche Beispiele leidenschaftlicher Vergnügungen, welche die treffendsten Genrebilder geben, zeigen die Spielhallen von San Francisco. Diese Spielhäuser gewähren zugleich den imposantesten Blick in den jähen Abgrund verderblicher Leidenschaften. Und es gibt deren viele, die sich gewöhnlich durch Größe, schöne und feuerfeste Bauart vor allen andern Gebäuden auszeichnen! Durch ein großes Portal tritt man in das Innere und befindet sich gleich in einem reich dekorirten Saale, in welchem eine sich drängende Menge dem Spiele fröhnt. Um den Müßiggänger und den Neugierigen anzulocken, stehen Musik- und Sängergesellschaften im Dienste der vielen Spielbankhalter, die den Klang der Silber- und Goldmünzen mit der rauschenden Musik vermengen, oder im Takte derselben gewohnt sind zu spielen, zu gewinnen oder zu verlieren. Sophas, auf denen abenteuerliche Gestalten in dumpfem Hinbrüten der Ruhe genießen, und allerlei Meubeln, die zum Comfort der Menge in einem öffentlichen Raume für genügend erachtet werden, befinden sich hier. Aber auch eine Bildergallerie fesselt die Blicke des Anwesenden oder versetzt ihn in Bewunderung und Staunen, nicht wegen des ihr inwohnenden Kunstwerthes, sondern weil hier die Kunst sich zur Repräsentantin der die Sittlichkeit und das Gefühl verletzenden Obscönität herabgewürdigt und an den Pranger gestellt hat. Von der Scene im Paradiese bis zu der im Harem, sind die mannigfaltigsten Phasen des Geschlechtslebens in Folio und Fresco dargestellt. Die My-

thologie hat den meisten Stoff geliefert, wie z. B. die Verbindung des in einen Schwan verwandelten Zeus mit der Leda und ähnliche aus dem Götter- in das Kalifornienleben übertragene Scenen.

„Fast Alles nackt, nur hie und da behemdet,
Die Sphinxe schamlos, unverschämt die Greise,
Und was nicht Alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten sich im Auge spiegelt . . .
Das müßte man mit neustem Sinn bemeistern,
Und mannigfaltig modisch überkleistern . . ."

Auf einer Seite des Saals steht der Counterbar oder Dock der Wirthschaft, auf welchem alle die dem amerikanischen Gaumen behagenden Getränke in zierlichen Gefäßen geordnet sind. Da kann man gleich einige Dollars los werden, denn die geringste Quantität der Getränke wird noch immer mit $^1/_4$ Dollar bezahlt. Da sieht man, wie der Freund dem Freunde einen Schluck kredenzt; wie ein blasser Spieler, der eben den letzten Dollar gewagt, einen giftigen Brandy in seinen noch giftigern Ingrimm gießt, oder wie ein Glücklicher den Brandy-Toddy freudig auf Fortuna's Wohl trinkt. Es ist „ein Saft, der eilig trunken macht — mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle."

Spieltische an Spieltische reihen sich in diesen Sälen und an denselben Gäste an Gäste. Man sieht da die verschiedensten und oft so geistreich combinirten und verwickelten Spiele praktiziren, daß ein Neuling Monate bedürfte, um ihren Gang und ihre Intrigue fassen zu können. Karten-, Würfel- und Farbenspiele sind in allen Arten und Abarten vertreten, und nicht selten von raffinirten Eskamoteurs ausgeführt. Wer Spielfreund ist, und nicht den ganzen Tag über,

wie der Mexikaner, im Spielhause herumlungert, den sieht man wenigstens des Abends und oft bis in die tiefe Nacht sein Glück versuchen. Die Neugierde treibt fast jeden Einwanderer in diese Spielhöllen, wo den verführerischen Teufelskünsten der Spielherenmeister selbst das Glück nicht widerstehen kann, und Mancher, der, den Verdienst von Monaten oder Jahren bei sich tragend, „auch einmal versuchen möchte", sieht man nach dem Versuchen mit leeren Taschen und moralischem Jammer zurückkommen. Man spielt um schweres Geld, kleinere Einsätze sind hier ebenso unbekannt, als das europäische, schneiderhaft klingende „va banque", mit dem der Spieler gewöhnlich seine Habgier oder Erschrockenheit zu erkennen gibt; es herrscht trotz der Menge Ruhe und Stille an der kalifornischen Spielbank.

An einem solchen Spieltische sah ich eines Abends einen hagern Mann stehen, den zu beobachten genügte, um auch jedes Fünkchen von Spiellust mir zu verjagen, wenn es bei mir überhaupt nöthig gewesen wäre. Die Gestalt war in einen Sarobe nachlässig eingehüllt; das bräunliche Gesicht, mit den tiefmarkirten Zügen, war von einem mit Goldtressen gezierten, breitkempigen Sombrero beschattet, so daß das lebhafte Spiel der kleinen, tiefliegenden, schwarzen Augen kaum beobachtet werden konnte.

So stand er da, den Blick in raschen Bewegungen bald stier auf die Karten, bald scharf beobachtend auf den Bankhalter heftend, und nur die Hand bewegte sich unwillkürlich von Zeit zu Zeit nach der Börse. Wer nicht in den glühenden Augen die Leidenschaften zu lesen verstand, konnte kaum andere Indizien derselben an dem ruhigen, gelassenen Spieler bemerken. Anscheinend kalt waren sich die Spieler gegenüber.

Plötzlich that der Mexikaner noch einen kühnen Griff in die Tasche; ein letzter Vorrath von Dollars und Goldstücken lag auf der für glücklich gehaltenen Karte. Er zog das Spiel selbst, um allem Betruge vorzubeugen, seine Augen leuchteten unter dem Schatten des Sombrero's hervor, seine Stirnadern schwollen an von der Begierde, er zog und — verlor. Mit einem dumpfen „Carajo" verschwand er durch die hohnlachende Menge. Einige Augenblicke später kehrte er zurück und gewann viel. Er strahlte dann einige Sekunden lang vor Freude, aber sogleich fuhr das Spiel fort, nahm alle seine Leidenschaftlichkeit wieder in Anspruch, und — er verlor nochmals Alles.

Eines andern Tages jedoch sah ich ihn glücklich; er war Bankhalter. Ich stand an seiner Seite, als er einem Freunde laut erzählte, wie er vor kurzer Zeit eine Montebank gesprengt und sich nun zu deren Eigenthümer gemacht habe. Die sonore Stimme war mir bekannt, ich betrachtete deßhalb den Glücklichen näher und fand in ihm einen der Majordomos, in deren Karavane ich nach den südlichen Minen gereist war. Das erste, das er mir mit mexikanischer Zuvorkommenheit anbot, war, an seiner Montebank Platz zu nehmen, und ihm einige schöne quarzhaltende Goldspecimen abzugewinnen, die er ihres mineralogischen Werthes wegen so gerne in meinem Besitze wissen wollte. Dann sagte er, indem er einen Goldbeutel hervorzog und mir ein schön geformtes Goldstück darreichte: „Doch vorerst empfangen Sie dieses Geschenk aus Dankbarkeit für Ihre damals unserer Karavane erwiesenen Gefälligkeiten; es ist gleichsam von der Natur für Sie bestimmt, sie hat den Initiale Ihres Namens darauf geprägt. Ich fand das Goldstück gerade einige Tage be-

vor wir die Maniposa-Minen verließen. Unsere Gesellschaft hatte da keine guten Geschäfte gemacht; es wurden uns 30 Maulthiere von den Indianern gestohlen und wir sahen sie nicht wieder. Am Calaberas waren wir glücklicher. Dort habe ich mir so viel erworben, daß ich entschlossen war, damit nach meiner Heimat zurückzukehren. Hier, in San Francisco angelangt, ruinirte mich das Spiel. Zweimal gewann ich wieder und verlor nochmals. Das dritte Mal erhob ich mich endlich zu meiner heutigen Position. Künftigen Monat denke ich 20,000 Pesos zu besitzen und bald wieder Eigenthümer meiner Hazienda bei Mazatlan zu sein, die ich während meiner Abwesenheit meinen Kreditoren zur Disposition gestellt. Caramba! Sie müssen mich dort einmal besuchen; das Leben in Merico wird Ihnen besser gefallen als das kalifornische. Amigo mio! Sie sollen über mein ganzes Eigenthum zu verfügen haben ... Da präsentire ich Ihnen sogleich eine Dame, sie könnte Glück bringen ... Das Goldpipeda, das zu gewinnen ich Ihnen hiemit Gelegenheit gebe, ist eine Unze werth; ich erlasse es Ihnen zu 8 Pesos, die Sie gefälligst auf eine dieser 4 Karten setzen ... Amigo, voya!"

Ich war in der That von der Zuvorkommenheit des Majordomos zu sehr gefesselt und eingenommen, als daß ich seine Einladung hätte zurückweisen und — nicht den Lockungen des Spiels — aber der der Pflicht der Wiedervergeltung hätte widerstehen können. Ich wagte und gewann. „Sie sehen", fuhr der Montehalter fort, „Fortuna ist Ihnen ebenso günstig als Ihr Freund, der Ihnen noch mit einem andern Goldspecimen von 20 Pesos werth entgegenkommt. Wenn Sie dasselbe ebenfalls gewinnen, dann sind meine

Wünsche erfüllt, und wir müßten dann um gemünztes Gold spielen, wenn Sie geneigt sein sollten, die angenehme Unterhaltung fortzusetzen." Während dieser letzten Worte hatte ich den Einsatz gethan und der Spieler die Karte gezogen. Ich gewann nochmals und diesmal auf der Dame, die er mir präsentirt hatte. — Die Musik hatte so eben mit einem Präludium ihre Ankunft im Saale verkündet. Der Spielraum füllte sich mit Leuten, und bald war meine Stelle an der merikanischen Montebank durch mehrere Andere eingenommen. Es waren Landsleute des Bankhalters, denen ich bescheiden auszuweichen für gut fand, nachdem ich von meinem uneigennützigen „Amigo" Abschied genommen hatte, versteht sich, unter mil gracias.

Die größten und prachtvollsten Spielgebäude finden sich auf der Grand Plaza von San Francisco. Es gehörte eine ganze Geschichte dazu, wollte man die Schicksale alle genauer erwähnen, denen sie seit ihrer ersten Entstehung ausgesetzt waren. Vom Feuer einige Male nach einander versengt und auf Spekulation wieder errichtet; vom Publikum verpönt und wieder sanktionirt; vom Eigenthümer geschlossen und wieder geöffnet; vom Spielhause zum Bethause, zum Theater, zum Tanzhause, zum Hotel oder zum Waarenhause umgewandelt und wieder zum Erstern zurückgekehrt, haben wohl die meisten derselben eine Carriere passirt, die nicht bald einem Gebäude in der Welt beschieden ist. Das „Eldorado" ist das älteste und allein schon dreimal vom Feuer verschont gebliebene Spielhaus, während das gleich daran stoßende Parker-House erst seit der letzten Einäscherung unzerstörbar aufgebaut worden ist. An geschmackvoller Bauart und Eleganz übertrifft es nun alle andern Gebäude der Stadt. Es be-

steht bis zur Hälfte aus Marmorquadern, die um das Cap Horn geschifft worden waren, und ist in seiner Art Alles in Allem. In jedem Stockwerk und auf jedem Flügel ist eine andere zum Wohle oder zum Verderben der Menschen eingerichtete Anstalt. Es wird hier Gelegenheit geboten, jeden Grad der Unterhaltung und Zerstreuung, von der Kegelbahn und dem Schießplatze bis zum Theater, genießen zu können. Das Theater ist der „schwedischen Nachtigall" geweiht. Im Osten der Vereinigten Staaten hatte man Jenny-Linth-Hüte, -Sophas, -Handschuhe und wer weiß wie der Jenny Linth Humbug aller hieß; in Kalifornien beeilte man sich ein „Jenny Linth Theater" zu haben. Aber hätte die liebe Nachtigall vor zwei Jahren die Komödie und das Leben und Weben in dem ihr geweihten Palaste gesehen, wie wenig würde es sie gefreut haben, so ein Monument in der Welt zu besitzen! Das, was einem in demselben am meisten in Bewunderung setzen konnte, war, daß man sich hineingewagt hatte. — Auch jene in ihrer Art merkwürdige, mehr als Künstlerin denn als Mensch zu bewundernde Dame, die Lola Montez, hat in San Francisco, wie in andern kalifornischen Städten, wo sie mit der Macht ihrer Reize getanzt und in einem Stücke gespielt, dessen Heldin sie selbst war, unvergängliches Andenken zurückgelassen. Das Casino „Lola Montez" ist das Seitenstück zum Jeny Linth Theater. —

Wie überall, wo Spielhäuser einheimisch sind, so hat man auch in Kalifornien stark dagegen geeifert. Aber sie haben hier für den jungen, seltsamen amerikanischen Staat eine andere Bedeutung. Sie sind das Gemeingut der unbeständigen Menge, die sie besucht, um sich zu zerstreuen, die müßige Zeit zu vergaffen oder um für immer eitlen Hoffnungen auf

gut Glück nach harter Täuschung zu entsagen. Mancher verſitzt hier, ſein Geſchick prüfend, die Zeit, während welcher er geſchäftlos durch Umſtände genöthigt iſt, in der Stadt zu weilen. Im Winter werden die Spielſääle geheizt, der Obdachloſe findet hier Schutz gegen die Witterung. Ein ſo durcheinandergemengtes Volk, wie es ſich täglich in kaliforniſchen Städten neu zuſammenrottet, bedarf der Unterhaltung, um ſowohl die härtern Schickſale, wie die üblen Launen zu vergeſſen. Aber indem die Spielhallen hiezu genügen oder beſtimmt ſind, locken ſie auch den bemittelten Theil der zerſtreuten Bevölkerung nach den Städten, und Verkehr und Verdienſt werden anderweitig hervorgerufen. Zwar geht das meiſte ſo nach den Städten gelangte Gold in den Händen der Bankhalter zum Lande hinaus; aber auch der Staat hat durch dieſelben eine neue und große Quelle der Abgaben erhalten.

Immerhin ſind die Spielhallen auch in Kalifornien eine Schule des Verbrechens. Sie ſind wie die vielen Theater, Branntweinſchenken und Winkelkneipen zugleich der Sammelplatz der Uebelthäter, die ſich Nachts von einer dieſer Anſtalten nach der andern herumtreiben, bis die Stunde ihrer verabredeten Miſſethat herannaht, die ſie der bürgerlichen Geſellſchaft zugedacht. — Eine geheime, umſichtige Polizei könnte in den Spielhallen Großes leiſten! *) —

*) San Francisco hatte Anfangs des Jahres 1853 im Ganzen auf 30,000 Seelen 48 Spielhöllen und 547 Branntweinſchenken, von denen die meiſten die Etiquette tragen: „**Here you may get drunk for a Dollar, dead drunk for two Dollars, and get straw for nothing.**“ („Hier könnt ihr für einen Dollar betrunken werden, hinfallend beſoffen für zwei Dollar, und Stroh obendrein bekommen.“)

Wo Gold vorregnet, da regnen alle Laster nach. In Kalifornien verbreiteten sich nicht nur frühe schon die verschiedensten der Lasciwität und den üblen Leidenschaften dienenden Anstalten, sondern das Eldorado mußte bald auch eine Hauptstätte thatsächlicher Verirrungen menschlicher Satzungen und anerkannter Sitten, eine Heimat menschlicher Ungeheuer werden. Catilina war ein Wüstling bevor er Mordbrenner wurde, und so mag in Kalifornien das Laster der Ausschweifung dem Verbrechen in die Hände gearbeitet haben. Viele Verbrecher gehen schon aus der Gesellschaft hervor, wo sogenannte imaginäre Verbrecher genug sind; allein es ist unverkennbar, Kalifornien hat die vielen schrecklichen Katastrophen seiner Städte weniger sich selbst, als der englischen Verbrecher-Kolonie in Australien zu verdanken, von wo aus die dem Probationsgange entlaufenen „Sidney Fellows" das Neuland bald überströmten. Seitdem nun Australien das Glück hatte, Nebenbuhlerin von Kalifornien zu werden, so bemerkt man auch im Verhältniß zu der zunehmenden Bevölkerung wenig Verbrechen mehr. Freilich ist es auch der Thätigkeit der kalifornischen Polizei gelungen, dem Abschaum der kalifornischen Gesellschaft den panischen Galgenschreck einzuimpfen, aber nicht mit geringen Mühen und Mitteln.

Anfangs hatte die Jury täglich vollauf zu thun. Zieht man aber ihre erste, damalige Beschaffenheit in Betracht, so kann man wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie das Verbrechen nur lange hinhielt, und nicht mächtig genug war, es auszurotten. Sie bestand aus Leuten, die, auf Gerathewohl aus allen Ständen gewählt, selten mit der gehörigen Intelligenz, Erfahrung, Intuition, Ruhe, Leidenschaftslosig-

keit, tiefer Rechtschaffenheit und großer Charakterstärke begabt waren, und konnte somit dem Verbrecher gegenüber keine strenge Partei genannt werden, wie es bei eingeschränkten Gerichten der Fall ist. Ankläger und Verklagter konnten aus einem vorgestellten Haufen jeder drei Geschworene erwählen; die übrigen sechs wurden vom Sheriff ernannt. Oft, ja täglich griff man diese Geschworenen wieder neu aus einer Menge geschäftsloser Leute vor der Thüre auf, wo der lockendende, für jeden einzelnen Gerichtsfall bestimmte Verdienst von 5—8 Dollars sie hingerufen hatte. Das Haupterforderniß eines solchen Geschworenen war, ein amerikanischer Bürger zu sein und die englische Sprache zu verstehen. Diese Leute hegten kaum ein anderes Interesse als das, ein möglichst großes Taggeld zu verdienen. Es wurden somit in kürzester Zeit viele Fälle abzuhandeln gesucht, und Schuldig oder Nichtschuldig ohne lange Debatte ausgesprochen. Ob auch bei einer so combinirten Jury Bestechungen und anderer Unfug vorkommen konnten, oder ihr größter Werth nicht darin bestand, daß man sie kaufen konnte, kann mit Stillschweigen übergangen werden. Thatsache ist, daß das Volk zu einer Zeit, wo das Verbrechen im größten Umfange grassirte, dieser Justiz und damit der Staatsgesetze zum Schutze des Eigenthums und der Person, deren gehöriger und schneller Vollziehung ohnehin bei dem meisterhaften Zusammen- und Wiederauseinanderlaufen aller möglichen Individuen und bei der großen Ausdehnung des Gebietes zu viele Hindernisse geboten waren, plötzlich müde ward, und sich an die frühere Praxis des Faustrechts erinnernd, eine besondere Justiz schuf, die jedesmal in Anwendung kam, wenn das Staatsgesetz nicht ausreichte oder nicht zu rechter Zeit in Vollziehung gelangte. Diese Art der

Schutzgewährung war, seitdem Kalifornien Epoche machte, stets aufrecht erhalten worden, und hat das Land von den „Rogues" gesäubert. Es ist die so gefürchtete und schreckliche Vigilance Comittee, die gefährlichste und strengste Justiz, das grausamste weltliche Gericht mit dem Lynch-Gesetze, das dem Worte nach gleich mit dem Strange bereit ist, allein auch nur dadurch im Stande war, zu verhüten, daß Kalifornien kein steter Zusammenkunftsort der Verbrecher aller Welt geworden ist.

Die Vigilance Comittee von San Francisco bestand aus allen gerechtigkeitsliebenden Bürgern der Stadt, deren energischem Streben es gelang, den Grund zu der heutigen ordentlichen Polizei von Kalifornien zu legen, — also nicht dem Gesetz, sondern der Rechts- und Selbstbestimmung eines durch Vernunft zum Selbstbewußtsein gelangten Volkes. Wenn das Gericht nicht im Sinne des Volkes oder rasch genug urtheilte, so harrte diese Lynch-Justiz schon vor dem Saale, in einem Zustande sehr ungemüthlicher Anarchie dem Spruche nachhelfend. — Wo das Gericht kein Ziel errang, da half der — Strang.

Allmälig trat jedoch dieses Volksgericht gelinder auf und diente gleichsam nur als Ergänzung oder Controlle des öffentlichen Gerichtswesens, das es endlich, sich von der jugendlichen Unvollkommenheit erhebend, gänzlich überflüssig machte. Dieses Gericht gewaltsam zu verdrängen, wäre unmöglich gewesen, da der Angreifer, wie natürlich, die Menge gegen sich hatte. Der Staat hat es zwar nicht unversucht gelassen, aber die Folge war, daß man trotzte, und die Jury durch allerlei öffentliche Schmähreden und verdächtigende Karrikaturen an den Pranger stellte, — eine bekannte Art der Satyre des

englischen Volkes, wodurch es sich von den Franzosen und Holländern unterscheidet, die sich der Gassenlieder und Medaillen bedienen. Ja, man ging so weit, den Gouverneur, der einige Male verurtheilte Verbrecher begnadigt hatte, selbst als Helfershelfer der Verbrecherbande anzuklagen und zu verbannen.

Es geschah dies nach dem zweiten großen Brande von San Francisco, zu einer Zeit, wo die Erbitterung des Volkes keine Grenzen mehr kannte, und es seine Wuth gegen die Unglücksstifter kaum bei den vielen Hängescenen stillen konnte. Es war zu einer Schreckenszeit, wo der ruhige Beobachter in der kalifornischen Küstenstadt überall nur Bildern der Furcht und Verzweiflung oder Scenen aus der Hölle begegnete.

Man muß so eine Hängescene mitangeschaut haben, um begreifen zu können, wie weit sich der Mensch in seinem Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe und in der unedlen Lust gestillter Rachebegierde vergessen kann, wenn die Racheluft in einem Haufen von 15 — 20,000 mit Brandunglück betroffenen Menschen sich rasch wie ein Lauffeuer verbreitet, — in einer Menschenmenge, die auf den noch rauchenden Ueberresten einer kurz zuvor prangenden Stadt einen auf der That ertappten Stifter ihres Unglücks an der Kette festgebunden in ihrer Mitte hält, ihm unter einer Fluth von Verwünschungen die Todesschlinge zubereitend, und alsdann den Nichtswürdigen, einem willenlosen, nichtmenschlichen Geschöpf gleich, unter einem wilden Hurrahgeschrei an den Galgen befördert, nachdem ihm kaum Zeit und Fassung geblieben, seine That einzugestehen, wie jener am 11. Juli 1851 auf solche Weise gerichtete J. Stuart es mit den halberstickten Worten that:

„I die resigned: my sentence is just.“*) Eine solche Hängescene ist schrecklich anzuschauen. Die nach Rache schnaubende Menge scheint eine Seite mit dem Verbrecher gemein zu haben, und der sie beherrschende Geist wirkt ansteckend, gleich dem Schnupfen, wie der Engländer Shatfesbury bemerkt; denn Mancher, der in seinem Innern noch nie ein Anzeichen rächerischer Sehnsucht verspürt hatte, hat auch schon unwillkürlich in jenen Lynchruf „hang' im!“ eingestimmt.**) Mancher konnte schon beim Anblicke einer kalifornischen Hängegruppe den einem jeden Menschen inwohnenden, auf die ursprüngliche Anlage des Gemüthes gegründeten Trieb, das Seltsame und Abenteuerliche auch in schaudervoller Darstellung zu schauen, erkennen, und mußte sich schwach nennen, demselben nicht widerstehen zu können. Dieses seltsame Phänomen, wo der Einzelne sich zu einem durch Collision und Berührung der Geister fieberisch aufgeregten und zur grausamen Handlung aufgewiegeltem Haufen gesellt und dessen Charakter annimmt, zuweilen ohne von der That- und Ursache Genaueres zu wissen, ist es namentlich, das eine solche Henkerwirthschaft so schrecklich und barbarisch macht; denn man möchte fragen, ob nicht schon der bloß Verdächtige diese Lynch-Justiz passirte, wenn die erboste Menge plötzlich ihren Todesruf über ihn erschallen ließ, wobei man sich mit Schaudern an den Spruch erinnert: **vox populi, vox Dei!** Wo in Kalifornien solche Stimmen zusammentönten, war das In-

---

*) Ich sterbe ergeben — mein Urtheil ist gerecht.

**) Ich erinnere mich eines amerikanischen Ehepaars, das sich einen kalifornischen Hängetag gleichsam zum Festtage gemacht hatte, indem es seine Hochzeitsreise auf denselben verlegte.

dividuum, das sie erzeugte, unrettbar verloren; selbst nicht einmal die Hoffnung auf Freiheit blieb ihm, wenn der Strick zerriß, wie sie z. B. in Brasilien bei ähnlichen Hinrichtungen gewährt wird, im Sinne des Psalmes: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind frei.“ Ihm galt bald die Strophe aus dem Shakespeareschen Todtengräberlied:

»A pick-axe and a spade, a spade,
For — and a shrouding sheet:
O, a pit of clay for to be made
For such a guest is meet.«*)

Gesetz ist mächtig, doch mächtiger ist die Noth. Das Verbrechen ist da schwer zu verbannen, wo der Mensch durch Mangel und Elend dazu getrieben wird, und wo der Richter oft genug mit dem „found guilty of beeing poor“**) verurtheilt. Im Goldlande verhält es sich anders, wo es auf bloßer Befriedigung schlechter Leidenschaften und der Habgier beruht. Es wäre Schande, wenn der Staat Kalifornien seine Schreckenszeiten nicht für immer hinter sich hätte, und die heutigen gesetzlichen Strafen nicht hinreichten, um auch die gefährlichsten Verbrecher im Zaume zu halten. Schwere Kettenarbeit und enge Einkerkerung sind wirksam geworden, und die gesellschaftlichen Verhältnisse von der Art, daß sie die Sittenlosigkeit immer mehr zu verdrängen oder im Entstehen zu erdrücken streben. Doch ist es nicht zu verhehlen,

---

*) Ein Pickart und 'ne Spatte; Spatte,
Herr — und ein bedeckendes Geflecht:
O, ein Lehmloch zur Bestatte
Für solch' einen Gast paßt recht.

**) Schuldig gefunden als arm seiend.

daß Kalifornien diesen Erfolg und die Sittenverbesserung mehr noch dem Müßigsein des Staates zu verdanken hat, und daß letztere gerade deßhalb nicht so leicht wieder rückgängig zu werden verspricht; denn sie ist auf unaustilgbaren, weil aus freier Handlungsweise und selbstständiger Erfahrung hervorgegangenen Grundsätzen gebaut. Je größer das Uebel der Sittenverderbniß ist, um so rascher eilt es seinem Verfalle entgegen. Durch das Extrem müssen die Menschen auf den Mittelweg gelangen, und alle Tugend beruht doch zuletzt auf einem nach Erhaltung des Daseins gerichteten menschlichen Instinkt, der den Menschen nöthigt, sie aus dem Grunde seines Wesens hervorzuschaffen. Zwang und Leitung ist immer mehr als störender Eingriff in die Ordnung der Natur zu betrachten, der den letzten Keim der moralischen Kraft eher zu ersticken, als zu stärken fähig ist, und aus seinen Schwächen das Laster in noch unedlerer Gestalt zu bilden droht. Man hat davon gefabelt, daß Mangel an Religiosität ein Grund der sich frühe häufenden Verbrechen in Kalifornien gewesen. Religiosität war genug vorhanden, und sie ist es überall beim amerikanischen Volke, das darin mehr als alle andere Völker das erste Mittel zu seinem Glücke erkennt; allein sie reichte nicht aus, das Lynch-Gesetz war von besserer Wirkung. Diese Zusammenstellung erscheint sonderbar; sie ist es aber nicht mehr, wenn man bedenkt, daß im gegebenen Falle Religiosität, wie das Lynch-Gesetz, nur Droh- und Schutzmittel der Besitzenden gegen die Massen sind.

Will man diese Laster nicht als ursprüngliche, durch die Ungleichheit der bürgerlichen Gesellschaft erweckte Anlagen im Menschen betrachten, so gibt es andere Gründe genug, um ihre Entstehung, wie ihren Zerfall in einem Neulande ge-

nauer zu erklären, was jedoch nicht im Sinne dieser skizzenhaften Reisebilder liegen kann.

Dem Gerechtigkeitseifer und Humanitätssinne der Bewohner von San Francisco ist es namentlich auch zu verdanken, daß Kalifornien kein Sklavenstaat geworden. Mit der gleichen Erbitterung, wie man die Verbrecher aufzuspüren sich bemühte, so verfolgte man auch jene Herzlosigkeitsapostel, die dem neuen Staate die Sklaverei anempfahlen oder aufzudringen strebten. Schon kamen die Diener des Sklavenhandels in Masse angeströmt und versuchten es in Menschenfleisch zu machen; aber nur der Dampfbootnavigation, mit der sie plötzlich wieder verschwanden, hatten sie es zu verdanken, daß sie jener hin und wieder in Amerika vorkommenden Lynch-Strafe, den Bethееren und Federn, plötzlich entgingen. Die Abolitionisten waren unermüdlich, in öffentlichen Reden dem neuen Verhängniß entgegenzusteuern. Die große Volksmenge, die man jeden Sonntag um sie herum auf der Grand-Plaza von San Francisco versammelt sah, bewiesen es, daß ihre Philippica in Kalifornien fruchtbringender waren, als in ältern amerikanischen Staaten, und die einstimmige Verwerfung der Sklaverei bei der Legislatur sowohl, wie beim gesammten Volke, zeigen deutlich, wie sehr das junge Amerika gegen das Uebel des Sklavenhandels mit Abneigung und Haß erfüllt ist, so daß es hier wohl schwerlich irgend einer weitern Bezeichnung dieses Schandfleckens des Menschengeschlechts bedarf, wie es heute in ominösen Tendenzromanen zu geschehen pflegt, wodurch aber nur das Feuer der Hölle wieder aufgefrischt und die Teufel und Verdammten schwärzer gemalt werden.

Das junge Amerika, dem es obliegt, die ihm von den südlichen Kolonisten aufgebürdete Schmach auszumerzen, um

des Glanzes einer immer mächtiger werdenden Nation ungetrübt theilhaftig zu sein, hat in Kalifornien einen großen Schritt zur Erreichung seines Zweckes und zum Wohle der schwarzen Bevölkerung gethan. Bald hat es eingesehen, daß das zu einem glücklichen Asyle des Menschengeschlechts gleichsam zum voraus bestimmte Neuland ein Volk zusammenlockt oder erzeugt, das alle Fähigkeiten besitzt, um dereinst als freie Arbeiter die Sklaven in den Vereinigten Staaten zu ersetzen, weßhalb es im dringenden Interesse dieser Staaten der Ansiedlung und Verbreitung desselben allen möglichen Vorschub leistete. Es sind die Chinesen, die Sandwichsinsulaner und die aus Vermischung beider und mit freien Afrikanern entstehenden Mongolo-Zambos, die in ihrer einstigen größern Verbreitung mehr zur Befreiung des Sklavenjoches beitragen können, als alle Rückübersiedlungen der Neger nach Liberia in Afrika, die eigentlich weniger nothwendig und vernünftig genannt werden können, wenn man einsieht, daß sie einer im Interesse der Menschheit liegenden Racenkreuzung nur entgegen sind.

In Kalifornien ist selbst der aus andern Staaten entronnene Sklave beschützt und frei. Es kommen daher unzählig viele Sklaven, die ihren frühern Eignern entronnen oder entführt worden sind, nach dieser Zufluchtsstätte, wo es ihnen zur Mußezeit vergönnt ist, ungestört ihrem „Jig“ nach der Melodie „Jim and Josey“ zu fröhnen.*) Solche Ent-

*) Ein Tanz nach der wunderlichen Melodie eines ebenso närrischen Neger- oder Minstrellliedes. Jim and Josey (Jakob und Joseph) sind die gebräuchlichsten Namen der amerikanischen Sklaven; letzterer wahrscheinlich, weil der erste verkaufte Mensch seit Adams Zeit auch so hieß.

führungen sind besonders Werke der bemittelten kalifornischen Neger geworden, und man könnte selbst gewisse Mysterien über den schon entfalteten Betrieb derselben schreiben, so klug, intriguant und energisch wissen die Neger ihre Brüder zu retten. Viele Tausende derselben strömen nach den Goldminen, da so hart und ausdauernd ihre Arbeit verrichtend, wie kein Weißer es könnte, und dies nicht nur für ihre eigene bessere Zukunft, sondern auch, um bald die Loskaufssumme für Verwandte oder Freunde, die noch in den Sklavenfesseln schmachten, zu gewinnen, — ein Beweis, daß der schwarze Mensch in freier Arbeit, trotz dem heißen Klima und trotz seiner Affen- und Thierähnlichkeit die ein Gelehrter in neuerer Zeit auf dem brasilianischen Sklavenmarkte bei „hochgeschürzten" Negermägden eingesehen und dargethan zu haben glaubt, mehr zu leisten gesonnen ist, und auch wirklich zu leisten vermag, als der weiße Weltbürger.

Kalifornien ist daher in dieser Beziehung ein doppeltes Eldorado und eine Erscheinung der Erlösung für die unglücklichen Söhne Afrika's. — Heil einem solchen Lande, das Heil und Glück erzeugt! Heil San Francisco, der Hauptstätte desselben, der Blüthe des Westens, die am stillen Meeresstrande mit ihrem Purpurglanze feierlich in den großen Ocean der Zeit hineinblickt; der Zauberfackel, die einer neuen großen Völkerwanderung entgegenleuchtet, und dem Menschengeschlechte ein neues, schatzreiches Asyl auf unserm Planeten erhellt! — Die Weltstadt San Francisco bleibt demjenigen, der ihre erste fabelhafte Entstehung mit angesehen hat, ewig unvergeßlich; mit den seltsamsten Gefühlen und zaudernd scheidet man von diesem westamerikanischen „Heureka."

VI.

Nach dem Norden von Ober-Kalifornien.

Im Norden von Ober-Kalifornien, hieß es gegen Anfang des Frühjahrs 1851, werde zwischen dem 41. und 42. Grad nördlicher Breite längs der Küste bis tief in das Innere des Flußgebietes am Klamath das Gold in unglaublichen Massen gefunden. Ganz San Francisco kam in Aufregung, denn bald war das Gerücht so goldgeschwollen, daß Jeder ganz fest behauptete, man könne daselbst in einem Tage 100 bis 300 Dollars erwerben. Hunderte von Goldgierigen rüsteten sich hierauf zur Abfahrt nach der neuen Region. Viele derselben mochten zwar dem neuen Märchen keinen unbedingten Glauben schenken; allein sie dachten (wie man so gerne glaubt, was man wünscht), Etwas müsse denn doch an der Sache sein, und dann war es in Kalifornien beinahe Mode geworden, dem ersten besten Gerüchte von neuen Entdeckungen zu folgen, weil auf diese Weise schon sehr viele rasch dem Glücke entgegengegangen waren, die vorher sich lange vergeblich abgemüht hatten, in den alten Minen den Weltgott aus seinem finstern Gehäuse herauszuschaffen.

Auch ich schloß mich der Expedition an, denn ich benutzte gerne eine Gelegenheit, die mir einen neuen Reiseabschnitt reizend entgegenhielt. Ich vertauschte das Getriebe der Küstenstadt mit der Stille einer urwüchsigen Natur, den Städter mit der Rothhaut, und schritt bald von einem Schauplatz der nach Flitterschau und dem Flittergold des guten Tons jagen-

den Societät auf dem der Gefahr und Noth, der Entbehrung und Entsagung einher.

Ich machte die Reise zur See, der meist felsigen Küste entlang, auf einem amerikanischen Schooner. Sie brachte unserer kleinen Schiffsgesellschaft während der 14 Tage langen Fahrzeit manchen Sturm und deßhalb manch' drohendes Ungeschick. So waren wir bald genöthigt, 35 Meilen von San Francisco in der 12—20 Fäden tiefen Drake-Bai an der unbewohnten, 1578 von Francis Drake entdeckten und von ihm Neu Albion genannten Küste, und bald auch in der windstillen Bodega-Bai, vor Anker zu gehen.

Diese Küste bildet ein durch Wellenbügel besetztes und von der Littoralkette aus schwachgeneigtes, quellreiches Marschland, auf dem sich Tausende von verwilderten, wahrscheinlich aus Sonoma und Fort Rott entlaufenen Rindern und Pferden in zügelloser Freiheit umhertreiben, und dem amerikanischen Rifleman eine reiche Jagd gewähren. Doch mit dem sich steigernden Fleischbedarf Kaliforniens werden nach und nach auch diese Heerden ausgerottet; einige wüstaussehende Schlachtplätze, die sich am Ufer der Bai befinden, beweisen bereits, daß hier periodisch verheerende Matanzas von jenen Wildschützen verübt werden.

Der Capitain unseres Schooners „Odd-Fellow"*) versäumte nicht, uns auf diese herrliche Rinderjagd aufmerksam zu machen und zu einem Ausfalle nach den Heerden zu ermuthigen, nachdem wir von denselben bei unserer Ankunft in der Bai von den Höhen der Gestade herab mit sehr mißtrauischem Brummen begrüßt worden waren. Auf der See

*) Seltsamer Bursche.

heulte der Sturm und in unserm Innern stürmte bald die Jagd- und Eßlust nach irgend einem wilden Kalbe; wir schifften uns daher ans Land und ergaben uns einer eigenen Jagdbelustigung. — Wer es kennt das Jagdglück, das nicht sowohl in vielem Erlegen, als in der Art der Verfolgung des Wildes besteht, der muß eingestehen, daß so eine Rinderjagd keineswegs erschöpflich ist an Spaß und Freude. Man hat wilde Stiere vor sich, die in der Weise ihrer Zusammenrottung, Wuth und Gefährlichkeit den Büffeln nahe stehen, es denselben aber in ihrer geringen Scheu vor dem Menschen oder in ihrem frechen Entgegenlaufen zuvorthun. Reihenweise stellen sie sich ihm stumm und stier entgegen. Der Neuling naht ihnen unerschrocken zu Fuß auf Schußweite, da er glaubt, keine gefährlichen Thiere vor sich zu haben. Aber kaum legt er mit der Büchse an, so ist das Zeichen zum Aufbruche und Heranstürmen der stieren Beobachter gegeben, deren ausbrechende Erbitterung durch den gefallenen Schuß aufs Höchste gereizt wird. Eine Flucht, wenn sie noch möglich ist, bestraft seine erste Verwegenheit und warnt ihn vor einer zweiten.

So bestand auch der Erfolg unserer ersten Rinderjagd weniger aus Beute, als aus einer fortgesetzten Flucht, da außer den Matrosen keiner unter den Jägern des Odd Fellow's war, der schon Erfahrung in solchen Jagden hatte, aber sich auch nicht abhalten ließ, den Schuß in sicherster Nähe anzubringen. Nur durch leises, verstecktes Heranschleichen, durch feige Hinterlistigkeit erlegt man diese Thiere sicher.

Die tobende See verbot uns noch immer eine Ausfahrt, und der Capitain meinte, daß ein solcher herrlicher Stapelplatz vor einigen Tagen nicht zu verlassen sei; er ließ dabei

alsobald seine leeren Tonnen zum Füllen mit Salzfleisch rüsten, und gab den Passagieren zu erkennen, daß er und seine schußgeübten Matrosen mit Matanzas ebenso gut vertraut waren, als mit der Küstenschifffahrt.

Die Ruhetage des Schooners wollte ich nicht unbenutzt lassen; der Zufall, daß wir uns in keiner bedeutenden Entfernung von der ersten vulkanischen Gegend des merkwürdigen Mappa Valley's befanden, genügte, um mich zu einem Ausfluge dahin anzuspornen. Ein junger Pole, der schon die Welt umreist hatte, und nach seiner Aussage noch so lange reisen wollte, als Polen noch nicht verloren, ward mein zufälliger Gefährte, und ein Jäger, dem wir unweit von dem Landungsplatze begegneten, und der an der Lagune- oder Goldlacke seinen Wohnsitz hatte, erbot sich zum Wegweiser, — ein anderer Zufall, durch welchen unsere Excursion um so unterhaltender wurde.

Der hagere, rüstige Geleitsmann, der mit einer simplen Jagdtasche und dem Rifle auf den Schultern, in einem indianischen Gewande von Hirschleder, dem Saco, an unsrer Seite schritt, bewohnte diese Gegend schon seit vielen Jahren. Er war ein Genosse des alten Greenwood, eines amerikanischen Wildschützen, der in Kalifornien sprichwörtlich geworden ist. „Old Greenwood" lebte seit 1826 an der Lagunensee und zeichnete sich im 84. Jahre noch als Jäger, Rathgeber und Führer der Reisenden im Mappa- und Sacramento-Thale aus. Manches Abenteuer und manche wunderliche Anekdote cirkuliren von ihm am Sacramento. Der Jägersmann im ledernen Indianerkittel hatte uns in großer Gesprächigkeit von denselben berichtet, und einiges von seiner eigenen Geschichte episodisch hinzugefügt; da eilte er plötzlich

seitwärts nach einem kleinen Gehölze, und verschwand. Eine Weile später stand er wieder vor uns auf dem Pfade, einen jungen Pseudo-Indianer mit zusammengebundenen Armen bei sich haltend. „Glück zu! ich habe mein Tagwerk vollbracht, wenn ich diesen jungen Taugenichts am nächsten Baume der Luft ausgesetzt haben werde," rief er uns entgegen, nachdem er sich den Schweiß von der heißen Stirn getrocknet hatte. „Und nun hab' ich dich endlich erhascht," sagte er zum Gefangenen gewendet auf Spanisch, — „dein Vater ist ein großer Dieb und du wirst es nicht minder werden, wenn ich dir nicht zeitig dafür thue; gestehe mir, wo sich dein Vater mit meinem gestohlenen Pony nun aufhält, oder . . ." „Drei Meilen von hier; den Pony aber habe ich da unten im Walde angebunden," stotterte der erschrockene Junge. Der Jäger nahm hierauf von uns Abschied, wobei er uns um die Trinkflasche bat, aus der er aber erst trank, nachdem wir selbst einige Züge daraus gethan hatten, — eine hinterwäldlerische Jägersitte, womit man wahrscheinlich erfahren will, ob das Getränk vergiftet ist. Mit zagendem Schritte folgte ihm der rothhäutige Bursche nach dem bezeichneten Walde, und wir sahen sie nicht wieder.

Daß dieser sonderbare Abenteurer, der sich mit großer Bereitwilligkeit zu unserm Führer erbot, nach neuen Abenteuern trachtend, kalt und listig die Gegend durchspähte, während er mit warmer Theilnahme diejenigen eines seiner Berufsgenossen ungeschmückt in indianisirter Redeweise mittheilte, plötzlich das Erzählen mit Handeln unterbrechend, uns, ohne daß wir es ahnten, ein überraschendes Intermezzo bereitete, das je nach Umständen vor unsern Augen hätte blutig werden können, — daß dieser Jagdheld einer jener gefürchteten

Büchsenmänner des fernen Westens war, welche die Macht der Weißen, die Vorerscheinungen der obsiegenden Kultur, vor die Augen der wilden Ureinwohner tragen, und, sie mit Schrecken erfüllend, unbewußt das baldige Vorrücken der Civilisation mit ihren Fußstapfen bezeichnen, unterlag keinem Zweifel. Er erschien mir als passender Pendant unseres jungen Capitains, von dem zu erfahren ich auf der kleinen Küstenschifffahrt bald Gelegenheit hatte, daß er einen jener unerschrockenen Seehelden war, die, in Abenteuer- und Erwerbslust, die Küsten noch wenig bekannter Länder umschwärmen, mit dem Grund der Buchten und den Launen des Windes vertraut werden, und so, als nützliche Vorgänger der Schifffahrt, dem Werke der Kultur dienen. — Alles hat seinen allmäligen Uebergang und Fortschritt, und je genauer man hinter die Coulissen des Welttheaters schaut, um so mehr erkennt man überall die Züge einer leitenden Vorsehung.

Bald nachdem uns der Hinterwäldler verlassen hatte, langten wir bei den feuerspeienden Grotten und Smoking Hills oder Fumarolen des Mappathales an. Eine enge, wildromantische Felsenschlucht gaffte uns entgegen. Von Basalt- und Granitfelsen zu Felsen, von Block zu Block mußten wir an einem wüsten Gehänge herabsteigen, um in eine Höhle zu gelangen, wo die dämonische Macht der Flammen, das Qualmen des Wasser- und Schwefeldampfes, fulminantes Getös, Brausen und Sausen, Zischen und Gischen der Dampfströme oder Stufas Alles das übertrifft, was der Mensch zu beschreiben im Stande ist. Aus diesem Höllenpfuhle der furchtbarschönen und erhabenen Natur wälzt sich ein himmelklarer Bach hervor, der sich bald durch ein an-

muthiges, kleines Thal schlängelt. Der Boden erdröhnt längs demselben in der Nähe der Feuergruft unter dem festen Schritte, gerade als wäre er hohl.*) Verschlackte und schlammige, vulkanische Produkte, bimsteinartige und ferruginöse Massen liegen an seinen Ufern umher. Pyrite, roher und oft prachtvoll kristallisirter Schwefel, Asphalt- und Braunkohlenstücke findet man überall. Salzige Theemen, in der Landessprache Ojos calientes genannt, die von bläulichen, wie römische Lichter aufsteigenden Gasflammen umspielt werden, sprudeln auf den Seiten der Schlucht aus Rissen und Spalten, während auf den Hügeln einige größere Salfataren thätig sind.

„Grund erbebt, Wasser straucht,
Kies und Ufer berstend raucht."

Ein tieferes Eindringen in diesen noch wenig bekannten vulkanischen Bezirk, dessen räthselhafte Phänomene mit bereits bekannten vulkanischen Theorien kaum zu begreifen sind, war uns nicht gestattet. Wir mußten uns beeilen, nach unserm Küstenfahrer zurückzukehren, wo wir gerade eintrafen, als die Flagge zum Zeichen der Abfahrt aufgehißt wurde.

Die ersten Tage unserer Weiterfahrt konnten auf seemännisch „windläufig" genannt werden, denn das Ruder knarrte und die Segel blähten. Wir wollten so nach der Humboldtsbai einkehren, aber der versandete Eingang der

*) Dieser von den Italienern Rimbombo genannte Schall, wird nicht allein an den Abhängen des Vesuvs und anderer vulkanischer Kegel, unter denen eine Höhlung ist, sondern auch in Ebenen, wie in der Campagna bei Rom, wahrgenommen, die größtentheils aus Tuff und vulkanischen Felsarten besteht. (Lyell's Geologia vol. I. S. 330.)

Bai, der noch überdies durch den kurz zuvor hingestrandeten Dampfer Chesapeak verengt war, wollte dem Capitain nicht behagen, und wir kehrten aufs weite Feld der See zurück. Ein windstiller Tag war uns hierauf beschieden, eine Intervalle, die der in Allem bewanderte Kapitain benutzte, um eine neue Rolle zu spielen. Wir begegneten einem Wallfischfänger, dessen Mannschaft gerade mit dem Harpuniren eines Wallfisches beschäftigt war. Kaum hatten wir diese Seejagd erkannt, als unser Capitain mit dem des Wallfischfängers einige Worte wechselte, und in Folge dessen mit den schaulustigen Passagieren auf unsern beiden Booten nach der Wahlstätte ruderte.

Es war ein schöner, heiterer Nachmittag, und die See war spiegelglatt. Bald verbreiteten sich auf derselben wellenförmige Ringe, sie wirbelte auf, und es schien, als wolle sie einen Berg gebähren oder einem vulkanischen Ausbruche weichen. In größter Aufmerksamkeit und beinahe athemlos waren die Harpunier von ihren weit von einander gestellten Booten aus nach dem Schauspiele der See gewandt, und verharrten dabei in jener Stellung, in welcher sie das auf das Boot gestemmte linke Knie dem Kampfplatze zuwenden, während das ausgestreckte rechte Bein dem Leinen besorgenden Schiffsjungen gilt, um im nöthigen Falle den Befehlen durch einige Fußstöße mehr Nachdruck geben zu können.

Plötzlich erhob sich ein schwarzer Körper hoch über die Meeresfläche und tobte wild umher, Schaum und Dunstwolken um sich verbreitend. Der Wallfisch war zu Tage gekommen, um mit der Luft, die er begierig einsog, noch einige Wurfspieße in den Leib zu erhalten, die von allen Harpuniern auf ihn einflogen. Dieser mörderische Angriff der Wallfisch-

fänger auf den plötzlich auftauchenden und wieder verschwindenden Seeriesen geschah so rasch, daß der Zuschauer kaum die Neuheit des Vorfalls fassen konnte. Es erschallte dabei ein einstimmiges „Hurrah", und die Harpunenleinen schwirrten aus den Booten zischend unter den Meeresspiegel dem fliehenden Riesen nach. Wir rückten dem Schauplatze näher. Um das schnelle Abwickeln und Verschwinden der Leinen zu hemmen, wurden sie um den in der Nähe des Bootsternes stehenden Pfosten geschlungen. Obgleich dadurch schon manches Boot mit in den Abgrund gerissen oder durch die Friction der Leinen in Brand gesteckt wurde, so ist doch dieses „holding on", dieses Aufhalten des fliehenden Wallfisches und das dadurch erfolgende Aufreißen seiner Harpunenwunden oder Aufhäkeln seines lebendigen, blut- und nervenreichen Fleisches das geeignetste und gebräuchlichste Mittel, um ihn bald wieder an die Oberfläche der See zu nöthigen. Aber auch sein längeres und tiefes Untertauchen gereicht zur Beschleunigung seines Verderbens; er muß entweder ersticken oder verbluten, denn der Druck des Wassers, der hier auf eine Körperfläche von 1500 — 2000 Quadratfuß wirkt und ungefähr dem immensen Drucke von 50 Atmosphären oder 200,000 Tonnen gleich kommt, und wohl noch das Gewicht der ganzen ausgerüsteten, westmächtlichen Ostseeflotte übertrifft, muß für das verwundete Thier ungeheuer lästig sein, dessen Blutgefäße nicht, wie die mancher Landthiere, reichlich mit Klappen versehen sind, so daß eine einzige Harpunenwunde schon eine tödtliche Erschütterung über sein ganzes Blut- und Nervensystem verbreitet. Einmal verwundet, läßt der Wallfisch einen ganzen Strom seines Lebenssaftes von sich fluthen; sein Bluten und Bluten will kein Ende nehmen.

Der Flüchtling, den die Matrosen im Bewußtsein solcher Thatsachen als sichere Beute erkannten, hielt sich über eine Viertelstunde unter dem Wasser. Es war Alles stille in gespannter Erwartung; keine Worte, nur Blicke wurden gewechselt auf den mit dem Sterne hoch emporragenden kleinen Booten, die an ihren dünnen Leinen das größte Thier der Welt schwebend hielten, — das Thier, das in seiner Größe und Macht so fürchterlich erschien, das nun aber, den Todeskampf kämpfend, in der Tiefe des Meeres von seinen heimatlichen, rosigen Bergen und Thälern und alldem, was bedeckt ist „mit Nacht und mit Grauen", Abschied nahm, um dann am Lichte seine Reise nach der Ewigkeit anzutreten. — Ist das vielleicht der Leviathan, von dem geschrieben steht: „Meinest du, die Gesellschaften werden ihn zerschneiden, daß er unter die Kaufleute zertheilt wird? Wenn du eine Hand an ihn legst, so gedenke, daß es ein Streit sei, den du nicht ausführen wirst. Er achtet Eisen wie Stroh, und Erz wie faules Holz. Er verachtet Alles, was hoch ist; er ist ein König über alle Stolzen." Liegt hierin die Erfüllung der Worte des Propheten?! —

Die See verwandelte sich im weiten Kreise um die Boote zu einer thranigen Blutlache, als die Harpunier plötzlich durch das Zittern der Leinen, wie durch Telegraphendrähte, die letzte verzweifelte Anstrengung, und bald durch das Schlaffwerden derselben das Aufsteigen des absterbenden Wallfisches erkannten. Die Leinen wurden nun beinahe ebenso rasch, als sie sich abgewickelt, wieder aufgeringelt, denn die Harpunier hielten das rechte Bein immer noch ausgestreckt, und ihr befehlendes „Haule in!" mußte von den Schiffsjungen haarscharf aufgefaßt werden.

Da lag die schwarze Beute im Kreise der Sieger. Noch einige Angriffe und — der Anblick war grauenhaft. Das wunderbare Geschöpf, das noch eine Stunde vorher das klare, geseihte Meerwasser mit den Regenbogenfarben in die Luft preßte, verbreitete jetzt unter schrecklichem, die heftigste Agonie verrathenden Schnarchen und Winseln Blutkaskaden über seinen mit klaffenden Wunden bedeckten Leib, und seine Augen, die mit dem feurigsten Glanze und Muth die See durchschauten, hatten jetzt ihren edlen Ausdruck verloren: trübe, fremdausschende, bulböse Massen standen an ihren Stellen weit hervor, erbärmlich und mitleidig anzuschauen. Aber da galt kein Erbarmen und Mitleiden für den alten, einarmigen, blinden König der Stolzen und der Meere, — er mußte gemordet und in seine Bestandtheile aufgelöst werden, um die Freudenhallen der Menschen, sowie ihre Bethäuser zu illuminiren, in denen man unaufhörlich Barmherzigkeit predigt und gegen alle Angriffe und Verletzungen eifert. — Lanzen durchbohrten den Gemarterten von allen Seiten, dann wälzte er sich wie ein Erdball unwillkürlich in seinem eigenen Elemente, die weißlichgelbe geheime Fläche seines Leibes zeigend, und — starb.

Man hat behauptet, daß der Wallfisch nie das Eismeer verlasse, um nach südlichern Breiten zu ziehen. So mag es sich auf dem Atlantischen Ozeane verhalten, wo die ausgedehnte Schifffahrt diesen Thieren Scheu einflößen kann. Im Stillen Meere jedoch beginnen im Monat März die Walfische ihre Ausflüge in ziemlich großer Anzahl der Küste entlang, wo sie das grüne Infusorienfutter der **Clio borealis** anlockt, bis nach dem 38°. Die Wallfischfänger, die nun in San Francisco Ein- und Verkäufe machen, begeben sich ge-

rade um diese Zeit auf die Jagd und kommen so nicht selten schon beutereich im Eismeere an. Ob diese Wallfischausflüge noch lange andauern werden, ist zweifelhaft; denn auch dieses Thier hat seinen Verstand und bleibt, der vorrückenden Civilisation ausweichend, hinter den krystallenen Bergen des Meeres. —

Unser Capitain, dessen mit Blut bespritzten Hände und Kleider deutlich verriethen, daß er bei der Wallfischjagd keiner der unthätigsten Kämpfer gewesen, rüstete noch gleichen Abends zur Weiterfahrt. Der Landwind, gegen den er eben so empfindlich war, wie eine Windrose, erhob sich und pfiff lustig in die Takelage seiner „rakish“ aussehenden, flatterhaften Geliebten. *) Er war guter Laune; Erinnerungen aus seinem frühern Wallfischjägerleben schienen ihn heiter gestimmt zu haben, und mit großer Traulichkeit erzählte er in unserer Mitte folgende Begebenheit aus der Heimath der Wallfische:

„Es war an einem Sommersonntag, als wir in der Baffinsbai vor Anker gingen. Der Himmel war sonnenklar und überall herrschte friedliche Stille. Der größte Theil unserer Schiffsmannschaft war nach dem eisigen Ufer gefahren, um nach den Eiern der Seevögel zu suchen, und ein anderer Theil schlief in den Cojen. — Indem ich allein auf dem Verdecke spazierte, bemerkte ich in geringer Entfernung

*) Der Seemann nennt sein Schiff „She“ (Sie), weil die Takelage, die Bekleidung seiner Geliebten, mehr kostet, als das Schiff selbst, oder weil Wind und Kleidung auch beim weiblichen Geschlecht das Wichtigste sein soll, in, mit und nach welchem er sich bewegt, und weil auch beim Weibe ein Mann stets das Steuerruder führen muß.

einen Eisberg, in dessen Mitte sich eine große Höhlung befand, so daß der Berg einem mächtigen Triumphbogen glich, durch den wahrscheinlich schon mancher König der Meere mit seinem Heere gezogen war."

„Es regte sich in mir sogleich der Wunsch, dieses Wunderwerk in der Nähe zu schauen, und lud daher einen Matrosen ein, sich mit mir im Kahne dahin zu begeben. — Ich hatte noch niemals gehört noch gelesen, daß irgend ein Reisender oder Wallfischfänger im arktischen Meere schon eine solche Höhlung passirt oder genauer untersucht habe, und war daher um so eher entschlossen, den Reiz der Neuheit mit dem des Wunderbaren zu genießen."

„Nach Verlauf einer Meile erreichten wir das Eisthor. Wenn die Naturgesetze Gottesgedanken sind, so hatte sich hier vor meinen Augen einer der großartigsten nach allen Regeln der Kunst, des farbigen Lichtes und der Poesie zugleich verwirklicht. Es war ein Eisgewölbe, an dessen alabastergleichen Wänden die seltsamsten Eisfiguren als Randbilder sich aneinander reihten. Einzelne Sonnenstrahlen schienen mitten durch den über hundert Fuß langen Gang, und umkleideten die fernen Objekte in der Tiefe mit smaragdgrünen Schatten, während die obern Wandungen des Gewölbes tiefblau erschienen.

„Wir hatten Fahrwasser genug, um mehr in das Innere einzudringen, wo sich der Gang zu einer Pantheonähnlichen Kuppenhöhlung erweiterte. Ich blickte hinauf und glaubte in den geöffneten Himmel zu schauen, in dessen reinsten Blau sich meine Seele vertiefte. Ich kann den wahren Anblick nicht beschreiben; seine Erhabenheit lag nicht in dem Gegenstande, sondern in der Seele, die durch denselben eingenom-

men wurde; ich erlag heiligen und frommen Gefühlen, die ich vorher nie gehegt und die ich vielleicht nie wieder hegen werde! In diesem Himmelsraume, in diesem Heiligthume der erhabenen Natur, das ich mit ungeweihtem Schritte und menschlicher Stimme entweihte, ließ ich mich unwillkürlich auf die Knie nieder, und staunte und staunte, und wußte nicht, wie ich meinem gepreßten Herzen Luft machen sollte. Mein Begleiter war ebenfalls starr, wie das Eis selbst, und der bezauberte Ausdruck seines Antlitzes diente dazu, meine Sinne noch mehr zu ergreifen oder zu verwirren.

„Da erwachte ich plötzlich aus meinen gefährlichen Träumen. Der Kahn war, ohne daß wir es wollten, unter dem Ruder nach dem gegenüberstehenden Ausgang der Area geglitten, und von hier aus sah ich, wie sich am Ende derselben die grünen Wandungen rasch einander näherten, und nach einem heftigen, Alles erschütternden Stoße langsam wieder zu einem weiten, den ganzen Eisberg öffnenden Spalte von einander entfernten. Mein Gefährte hatte das todtdrohende Phänomen rasch begriffen, und stieß den Kahn kräftig zurück, so daß wir einem vor unsern Augen gaffenden Eisgrab glücklich entronnen waren. Jetzt erst erkannte ich den wahren Inhalt meiner vom magischen Anblick hingerissenen Seele, dessen Moral heißt: fliehe die Umgebung, in der du dich nicht zu fassen weißt, und die dich deiner Gedanken beraubt; sie birgt, mit der Wonne und der Lust, auch dein Leid, das du um so schmerzlicher empfinden mußt, wenn alles Glück vor deinem Blicke zusammenstürzt.

„Als ich wieder nach dem freien Himmel blickte, war es Sonnenuntergang. Wir hatten zwei volle Stunden im Eise zugebracht, und nicht bemerkt, daß die See unterdessen un-

ruhig geworden war, und daß sich ein ungeheurer Wallfisch unter den Eisberg gewälzt, ihn, wie in der indischen Sage der Elephant die Erde, gehoben, und uns das verderbendrohende Schauspiel bereitet hatte. Der zum Theil zusammengestürzte arktische Berg mochte etwa eine Meile im Umfang gehabt haben und 300 Fuß hoch gewesen sein."

Diese Erzählung hatte auf uns einen angenehmen Eindruck gemacht, um so mehr, da wir dadurch wieder eine neue Eigenschaft des Capitains erkannten, nämlich, daß er nicht, wie man es so oft bei Seeleuten findet, ein gefühlloses, für alles Erhabene unempfängliches Herz hatte, sondern ungeachtet seines zuweilen selbstverläugnenden Gebahrens noch vollkommen Gefühl und Herz war.

Wir sollten nun in zwei Tagen den Ort unserer Bestimmung, die Mündung des Klamaths erreichen; plötzlich aber, entweder aus Nothwendigkeit oder Laune, erklärte unser Seeheld, daß er uns 35 Miles hieher, in der Trinidadbai ans Land setzen würde, indem er vermuthete, daß die Mündung des Klamaths, wie die des Humboldt's, bei dieser Jahreszeit ebenfalls versandet sein müße.

Es überraschte uns hierauf im Angesicht der Bai von Trinidad ein Sturm, der wilder raste, als alle bisherigen, und der Capitain, der den Port wohl auch zum ersten Mal sah, und wahrscheinlich kennen lernen wollte, war nicht weniger erstaunt und erschrocken, als die Passagiere, statt eines sichern Hafens und Ankerplatzes, eine felsige und klippige Bucht vor sich zu haben. Der Sturm heulte fürchterlich, Masten und Luft tosten durcheinander und drohten mit vereinter Kraft jeden Augenblick uns mit einem letzten Wurfe an den Felsen zu zerschmettern; mehreren Schiffen, die schon

vor ein paar Tagen in die Bai eingelaufen waren, ging es kaum beſſer: ſie flogen wie Spielbälle, nur von der Stärke ihrer Ankerketten beſchützt, willenlos hin und her. Und daß wir unter dieſen todtdrohenden Gefahren eine Landung wagen mußten, war gewiß, denn in die weite See zurück konnten wir nicht; wir waren, um laviren zu können, dem Strande ſchon zu nahe gekommen.

Unſer Capitain bewies in dieſer dringenden Verlegenheit aufs Deutlichſte, daß er den Namen „Odd-Fellow" ebenſo ſehr verdiente, wie ſein Schiff, das unter dem Geheul der Winde die luſtigſten Ränke und Sprünge machte, und daß er auch einer jener verwegenen Amerikaner war, die, je größer die Gefahr iſt, deſto mehr Thatkraft und Geiſtesgegenwart entwickeln. Sein ſchallendes Kommando übertönte den Sturm: im Nu flogen die eingezogenen Main- und Stagſegel wieder in die Höhe, er ſelbſt ſtellte ſich ans Steuerruder, und ehe wir uns verſahen, trieb uns die Kraft des Windes zwiſchen Felſen und Schiffen hindurch an eine nahe, ſandige Stelle des Strandes. Ein heftiger Stoß auf die Sandbank warf uns wie willenloſe Kleinigkeiten an die Schiffswände, daß ich, ſo erſchrocken ich auch anfänglich war, wie jeder Andere, mich plötzlich ſehr ärgerlich und trotzig aufraffte und mich beinahe ſchämte, daß ich einen Augenblick meine innere Kraft durch die Gefahr hatte erdrücken laſſen. So ging es mir oft: wenn das tobende, rollende Meer uns zum Spielzeug macht, trotzen wir und werden unſerer Größe bewußt, wenn es ruhig und in unſerer Gewalt ſcheint, werden wir oft mißſtimmt und ſchwach.

Ein zweites Kommando des Capitains, — und die Matroſen ſprangen mit den Schlepptauen über Bord ans Ufer,

wo sie um Baumstämme und Felsenblöcke den unverletzten Schooner festbanden.

Am Ufer stand eine Menge Passagiere der andern Schiffe, die uns nach Kräften behülflich waren, unsere durchnäßten Körper und unser Gepäck aufs Trockene zu bringen. Wir waren kaum am Gestade angelangt, als die Menge ein Geschrei des Entsetzens anstimmte und Alle erschrocken und mit erhobenen Händen links und rechts, that- und rathlos durcheinander liefen. — Ein Blick auf die brausenden Wogen erklärte es mir: zwei der im Hafen geankerten Schiffe waren von ihren Ankerketten losgerissen und Sturm und Wogen warfen sie sich gegenseitig in die Arme. Jetzt schienen sie sich selbst gegenseitig zerschmettern zu wollen; dann flogen sie nebeneinander, von den kämpfenden Elementen zusammengepreßt gegen die Klippen, als wollten sie Arm in Arm ihrem Grabe entgegengehen. Menschliche Hülfe war da offenbar vergebens. — Die Passagiere, die noch an Bord waren, erhoben ein dumpfes Angstgeschrei; nackt, oder doch bis auf das Hemd entblößt, um sich wenigstens durch Schwimmen leichter retten zu können, eilten sie verwirrt auf dem Verdeck umher.

In diesem Momente des Schreckens einer Seekatastrophe, wo Capitain und Passagiere in jenes taube Entsagen versunken sind, in welchem man kein Eigenthum und kaum das Leben mehr achtet, eilte vom hohen Gestade herab ein Indianerhäuptling, schreiend und befehlend, und hinter ihm folgte im Zuge sein Stamm, die Allequas von Trinidad, eine Erscheinung, die alle am Strande Anwesenden nicht wenig überraschte, so daß eines Jeden Blick sich von den Schiffen in der Bucht abwandte.

Der Häuptling begann nun ein lebhaftes Pantominenspiel, dann zeigte er, bleich und mit Blut umlaufenen Augen, Bogen und Pfeile hoch emporhaltend und laut schreiend, in die Lüfte, und deutete seinen Leuten und uns, mit einzustimmen. Es kam mir vor, als wolle er die Macht der Winde brechen oder einen bösen Geist aus den Lüften verjagen. So war es. Wir sahen ein, daß es auf Hülfe für die Schiffe abgesehen war, und instinktmäßig, von dem ersten Eindruck hingerissen, stimmte ein großer Theil der Weißen in das Geschrei ein. Indessen strandeten die Schiffe; Angst und Schrecken verschwanden blitzschnell im Angesichte der vollendeten Thatsache, und kälter und ihrer Sinne wieder mächtig, sahen sich Alle gegenseitig an und bemerkten nur noch das höchst Komische ihres Gebahrens, so daß sich zur Unterdrückung der im Innern eines Jeden über seine Schwäche auftauchenden Beschämung plötzlich ein schallendes Gelächter unter den Weißen Luft und die Tragödie zur Komödie machte.

Verletzt und empört schwiegen nun die Rothhäute mit einem verächtlichen „Guimalla woatli!“ (schlechte Weiße!) wandten sich ab, und zogen ihrer Niederlassung weiter unten am Meere zu.

Die Passagiere waren alle gerettet; jedoch in der kurzen Frist von einer halben Stunde waren sieben Schiffe leck und an den Strand geworfen, eines davon zertrümmert. — Unsere Schiffsgesellschaft trennte sich nun und verschwand bald nach der Goldregion. Aber der Goldlärm erwies sich als übertrieben, als eine Erfindung einiger spekulirender Schiffscapitaine, die durch die großartige Spedition von Menschen und Gütern nach dem neuen Minenbezirke sich zu bereichern „kalk'lirten“, die nun aber schmerzlich bestraft waren. Immerhin

fand man Gold in der sogenannten Goldbluffs und auch in den Bergen und Thälern am Klamath-, Trinity-, Salmon- und Skotsch-River.

Die Bai von Trinidad ist noch wenig nahmhaft geworden. Von einem inselartigen Vorsprung gegen den Nordwind nur schwach geschützt, im Süden offen und von Felsenmassen gefährdet, gewährt sie den Schiffen keine sichere Landungsstätte. Die Küste ist mit mächtigem Waldwuchse besetzt und von wilden Bächen durchfurcht. Ein deutscher Baron Löffelholz, der hier eine bedeutende Sägemühle an einem Waldbache errichtete, war der erste Ansiedler. Bald gesellte sich ihm noch ein Irländer als Landbauer zu; aber erst seit 1851 bildete sich an der Bai eine kleine Ansiedlergesellschaft im Interesse der Goldjäger. Bei meiner Ankunft zählte ich zehn Zeltwohnungen; zwei Wochen später hatte der Ort 25 Farm- und Zink-Häuser und eine Menge Zelte. Es schien als solle hier eine neue Hafenstadt durch den zauberischen Goldruf ins Dasein gebracht werden. Bei meinem Abgange fand ich Trinidad als einen unglücklichen, von Menschen und Gott verlassenen Ort, der selbst von der ärmlichen Indianerniederlassung überstrahlt wurde. Die Gründer Trinidads verloren sich rasch wieder mit der Mehrzahl der getäuschten Goldjäger, und überließen ihre Wohnungen einem unbestimmten Geschick. Der Ort wird jedoch nochmals eine Rolle spielen: der Holzbedarf Kaliforniens und der Landbau, der hier großen Raum hat, werden ihn wieder bevölkern.

Die Indianer von Trinidad haben ihre wenigen Wohnungen in geringer Entfernung südlich vom Städtchen an einer quellreichen Halde am Ufer des Meeres. In ihrer Nähe schlug ich mein Zelt auf, in ihrer Nähe beobachtete

ich so manche Neu- und Seltenheit eines urwüchsigen Völkerstammes, und in ihrer Mitte lernte ich manche Ansichten theilen, die schon öfters von Philanthropen, wenn nicht gerade allgemein Beifall findend, doch warm und unauslöschbar ausgesprochen wurden.

Die Allequas oder Holzindianer scheinen mir die schönsten und gelehrigsten Indianer Kaliforniens zu sein. Sie sind von unserm Wuchse, stark und beleibt, kräftige Gestalten. Ihre Haut ist wenig zimmet- oder lohfarbig, eher weißlich, wie die der antisischen Inkas gewesen sein soll; bei der Jugend und besonders beim weiblichen Geschlechte schimmert oft ein sanftes Roth auf den Wangen hervor. Ihr Kopf (Homaschkwa) ist wenig gedrückt, die Stirn hoch, der Gesichtswinkel gegen 80 Grad, die Nase (Ellek) römisch gekrümmt, das Auge (Mellin) groß in wenig quadratisch erweiterten Augenhöhlen und intelligent, die Lippen (Matella) nicht aufgetrieben, das Kinn (Schtalas) oval und Hände und Füße (Metzk) klein. Alle ihre Züge sind weniger eckig und breit, als die der südlichen Indianer; man könnte in ihnen die Hauptmerkmale aller Menschenracen erkennen, und sie die Gesichtszüge des eigentlichen Urmenschen nennen. Die Allequas haben starkes, ziemlich geschmeidiges Haar, das der Männer (Woa) und der Kinder (Papusch) wird bis auf einen Zoll Länge regelmäßig abgebrannt, so daß sie das Aussehen von Titusköpfen erhalten. Zuweilen sieht man die Männer auch mit einem ziemlich langen, durch eine harzige Flüssigkeit gesteiften, aufgerichteten Zopf, der als Schmuck betrachtet, bei festlichen Anlässen oder im Kriege mit rothen oder weißen Federn geziert wird, und alsdann dem Schopf eines Wiedehopfs gleicht. Barthaare (Liptasch)

haben sie, wie alle Indianer Nord-Amerika's, nur wenig; sie werden ausgerupft, und nur in der Trauer stehen gelassen. — Die Weiber (Squa) und Mädchen (Wintscha) tragen ihre Haare sauber gekämmt und ungeflochten, daß sie in leichten Ringeln weit über die Schultern herabrollen, von Muscheln oder Perlenschnüren (Agählalä) um die Stirne festgehalten. In den Ohren tragen die Allequas Schmucksachen, welche sie theils von den Weißen erhalten, theils aus Holz nachahmen; auch sind diese Gegenstände zuweilen durch Steinchen ersetzt, die talismanische Kräfte besitzen sollen. Nur die in den fernen Bergen Wohnenden tragen hölzerne oder auch eiserne Ringe in den Nasenwandungen.

Die Mädchen werden im fünften Jahre mit einem schwarzen Streifen von beiden Mundwinkeln bis unter das Kinn tättowirt, welchem Striche dann alle fünf Jahre ein parallellaufender beigefügt wird, so daß man an diesen Zeichnungen leicht das Alter jeder Indianerin übersehen kann. — Die Töchter der Wildniß kennen eben nichts von der feinen Art der civilisirten Damen, ihre Jahre zu zählen oder zu — verbergen. — Die Männer bemalen sich bei besondern Anlässen mit einem Tannenfirniß, den sie selbst bereiten, das Gesicht, und zeichnen allerlei geheimnißvolle Figuren und Verzierungen auf Wange, Nase und Stirn, indem sie mit einem hölzernen Stäbchen den noch weichen Firniß auf den einzelnen Stellen von der Haut wegheben. Getrocknet ist nun der Firniß stark röthlichbraun, während den entfirnißten Stellen die Naturfarbe bleibt. Diese Tättowirung ist so angebracht, daß sie das Gesicht nicht entstellt, demselben vielmehr durch die symmetrisch von der Stirne über Schläfe und Wangen elliptisch gezogenen Linien ein volleres Aussehen gibt und ganz

gefällig ins Auge scheint. Man erkennt schon darin die geschickte Hand der Allequas und ihren Sinn für vollkommenere, schönere Umrisse menschlicher Formen.

Der Mann geht im Sommer ganz nackt, im Winter trägt er eine selbst gegerbte Hirsch- oder Rehdecke über die Schultern. Er ist stets mit Bogen und Pfeilen versehen, die er schußfertig in der Hand oder in einem über die Schultern geworfenen Köcher aus Fuchs- oder Biberpelz trägt. Der Bogen (Smotah) ist aus einer starken, elastischen Rothtannenwurzel verfertigt, etwa $3^1/_2$ Fuß lang und auf der Rückseite mit einer Bärensehne überklebt, welche ihm größere Elasticität und mehr Kraft verleiht. Der Allequa spannt denselben mit großer Leichtigkeit mit seinen kräftigen Armen. Sie haben auch noch größere Bogen, die ihnen als bedeutende Ferngeschoße dienen. Ein solcher ist 6 Fuß lang, und der Indianer legt sich auf die Erde, um denselben zu spannen, indem er das rechte Knie in den Bogen einstemmt und mit beiden Armen nachhilft. Ihre Pfeile (Nekwetseh) sind theils aus Schilfrohr, theils aus Cedernholz fein gearbeitet. Der obere Theil derselben ist mit zwei kreuzweis durch den Schaft gezogenen Federreihen versehen, ihre Spitzen bestehen theils aus vulkanischem Glas, theils aus einer feinen Kieselart, oft auch aus Eisen oder Elfenbein. Die Glaspfeile sind die gefährlichsten. Ihre Spitze ist $1 — 1^1/_2$ Zoll lang, dreikantig und gekerbt; mit einer festen Harzmasse ist sie in den Pfeil befestigt. Dringt sie in den Körper, so zersplittert gewöhnlich das Glas auf den Knochen, die Wunde eitert rasch und ist tödtlich. Die mit starken Widerhaken versehene Eisenspitze ist am Pfeile nur leicht befestigt, so daß sie beim Zurückziehen des Pfeiles im Körper sitzen bleibt. Die Elfen-

beinspitzen durchbohren gewöhnlich den Körper ganz. Zuweilen werden die Pfeile mit dem Safte des Sumachbaumes vergiftet, und alsdann nur zum Erlegen wilder Raubthiere gebraucht. Fernere Waffen der Allequas sind: das Obsidian-Beil oder Tomahawk, die Keule, die Lanze und der Wurfspieß. Auch sind sie gewöhnlich mit Machetta ähnlichen Messern (Tschalisch) versehen, die sie entweder aus Stahlblech, das am Ufer des Meeres gefunden, oder auch eingehandelt wird, selbst verfertigen oder von den Weißen gerne eintauschen. — Mir selbst wurden einmal am Klamath ein schönes Canot (Yatsch) und mehrere Biberfelle, Bogen und Köcher mit Pfeilen für meinen Hirschfänger angeboten. Der Indianer, der so gerne gehandelt oder getauscht (Tschikwatsch) hätte, war ein Häuptling, und ich würde ihm willfahrt haben, wenn mir nicht anwesende Amerikaner, gegen jedes Gefühl abgestumpft, mit Streit gedroht hätten, im Falle ich dem Wunsche des indianischen Waffenfreundes entgegengekommen wäre. — Das Jagd-, Kriegs- und Triumphgeschrei der Allequas durchdringt Mark und Bein, und ihr kreischender Hülferuf übertönt selbst das Tosen des stürmischen Meeres; die größte Geschwindigkeit ihrer Schritte gleicht dem Dahinschwinden des rennenden Hirsches, und, um ihre Sicherheit im Schießen zu zeigen, trafen sie mit dem Pfeile ein zehn Centstück in der Entfernung von 20 Schritten wohl unter zehn Schüssen sechs Mal. Das Gewehr (Bakschoss) der Weißen vermag bei ihnen den Bogen noch nicht zu ersetzen, so lange ihnen das Bewußtsein bleibt, mit diesem Staunen und Bewunderung einflößen zu können, was sie überhaupt den Weißen gegenüber gerne zu erstreben suchen; denn es macht sie stolz und schmeichelt ihnen, — ein Zug, der allen

Indianern sehr charakteristisch ist, den man aber leicht begreifen lernt, wenn man ihr großes, auf Willens- und Seelenstärke gegründetes, oder damit verknüpftes Selbstvertrauen kennt. In diesem unschwächbaren Selbstvertrauen besänftigt der Rothhäuter auch alle seine Mühen und Leiden, und wähnt darum nie, sich unglücklich zu fühlen.*) Manchmal, wenn ich mich einer Gruppe Allequas gegenüber befand, und vertieft war in Gedanken über das, was bei oberflächlicher Betrachtung dieser nackten Menschen und ihrer Lebensverhältnisse dem menschenfreundlichen Sinne so bemitleidensvoll erscheint, da wurde mir ein Hohngelächter zu Theil, und die Gruppe stob auseinander, als beschäme oder beleidige es sie, von einem Weißen bedauert zu werden. „Weine nicht über uns, sondern weine über dich selbst", scheint die Antwort der Rothhäute auf die sympathetischen Gefühle des Weißen zu sein, und — ich möchte sie ihm nicht durchthun.

Die Allequas-Weiber tragen im Sommer von Bastschnüren oder von Rehfellstreifen, im Winter von Pelzwerk

*) Von diesem großen Selbstvertrauen der Seelenstärke und Willenskraft der Indianer gibt die Geschichte ihrer Kriege genug Beispiele, bei denen man ausrufen könnte: „Tod! wo ist dein Stachel — Hölle! wo ist dein Sieg?" Wie der Römer Mucius, die Hand in der lodernden Flamme bratend, den Feind mit dem römischen Blicke der stolzen Ruhe anstarren konnte, so gibt es Indianer, die, von Selbstvertrauen, aber auch von dem Streben nach Bewunderung erfüllt und beherrscht, ihren Peinigern das Leben ruhig hinhalten. Diese charakteristische Standhaftigkeit in Ertragung von Schmerzen, die man heidnisch genannt hat, gilt ihnen als eben so großer Ruhm, wie Geschicklichkeit auf der Jagd oder Gewohnheit den Feind zu überraschen.

oder Gänseflaum verfertigte Schürzen, die bis auf die Knie reichen. Verzierte Armbänder, Wampuns, bunte Federn, Ringe und Knöpfe (Tschämah), für die sie eine besondere Vorliebe haben, sind bei ihnen unentbehrliche Kleinodien. Was für die Eingeborenen von Central-Amerika die Calobazza ist, das ist für sie der Haihor, ein aus feinem Bast wasserdicht geflochtenes Körbchen. Ist die Holzindianerin Mutter, so betrachtet sie eine Gruppe Kinder als ihren schönsten Schmuck; das kleinste ihrer Kinder trägt sie dann im Binsenkörbchen auf dem Rücken und die ältern auf den Armen oder auf den Hüften. Eine so geschmückte Mutter gibt ein würdiges Bild in der ewig zeugenden wilden Natur, wo sich Alles mit der Kraft der Sonne und der Milch des Planeten stärkt und nur durch Schatten oder Trockenheit verkümmert.

Die Hütten (Mahlämath) der Allequas sind aus Brettern gebaut, die sie entweder am Ufer des Meeres von gestrandeten Schiffen gefunden oder selbst von Tannenbäumen gespalten. Die Hüttenfläche beträgt ungefähr 16 — 20 Quadratfuß, die Höhe der Wandungen 4 — 6 und die Giebelhöhe 10 — 15 Fuß. In einer Ecke befindet sich die Thüre, wenn das 2 Fuß weite ovale Loch, durch welches die Hüttenbewohner ein- und auskriechen, diesen Namen verdient. Diese Oeffnung ist mit dem Blut ihrer Opferthiere überschrieben, als ein Zauberzeichen gegen den Eintritt alles Uebels, also „auf daß der Würgengel vorübergehe." In der Mitte des einige Fuß in die Erde vertieften Hüttenraumes befindet sich die Feuereffe und senkrecht über derselben im Dache eine mit einem Deckel verschließbare Lücke als Rauchfang und Taglicht zugleich. Das Feuer (Metsch), über welchem die als

Zündholz dienenden Kienstücke zum Trocknen aufgehangen sind, von welchen er beim Bedarf mit den Zähnen Splitter abreißt, läßt der Allequa nie ausgehen, das sicherste Zeichen des ungestörten Familienlebens, und an das heilige oder ewige Licht der Katholiken und Juden erinnernd. Um dasselbe sitzen und schlafen die Allequas, und zwar so, daß die ältern immer dem Feuer näher sind, während die jüngern sich stufenweise um diese anreihen. Vor den Hütten ist große Reinlichkeit und der Hofraum ist zuweilen mit Kieselsteinen bepflastert. — Bildet die Niederlassung ein Dorf, so stehen die Molämath in gerader Linie neben einander mit Zwischenräumen von 2 — 4 Fuß und von einem Erdwalle umgeben. In der Mitte der Niederlassung befinden sich die Gräber, sorgfältig eingezäunt und heilig gehalten. Kein Woaki darf sich denselben bis auf drei Schritte nähern, denn sie werden immer von Weibern gehütet, die, wenn ein Frecher die heilige Grenze überschreitet, schnell ängstlich um Hülfe rufen und denselben mit „Qui malla!“ schelten.

Mit Tagesanbruch (Ahwoak) begibt sich der Allequa in jeder Jahreszeit zur nahen Quelle, wo er sich am ganzen Leibe wäscht und in den Strahlen der aufsteigenden Sonne trocknen läßt, — eine richtige Anwendung der Lehren der Ungesundheitsapostel. Der Hausvater ist der erste, welcher die Hütte verläßt; er öffnet den Rauchfang, schürt das Feuer wieder auf und geht, nachdem er den Seinen die Tagesarbeit zugetheilt hat, entweder auf die Jagd, oder um Holz (Nakoh) zu sammeln in den Wald (Thebbah). Die Weiber benutzen dann die Ebbezeit des Meeres, um Seethiere zu sammeln, während die Kinder sich entfernen, um Eicheln, Wurzeln, eßbare Beeren (Nekbrah) und wilde Kartoffeln

(Lokala) zu suchen. — Die Speisen werden stets unmittelbar vor dem Genusse, nie vorräthig zubereitet. Die Hauptnahrung der Allequas sind die Eicheln. Sie werden zerstoßen und zu einem steifen Brei angerührt; dieser wird in den Haihor gebracht, um die Wandungen desselben angestrichen und hierauf durch heiße Kieselsteine, die hineingelegt werden, rasch hart gebacken. Auch wird zuweilen statt des Haihores eine runde Bodenvertiefung gebraucht, die mit reinem Sande ausgelegt ist. Befindet sich der mit heißen Kieselsteinen bedeckte Brei in derselben, so wird glimmende Asche darüber gehäuft und das Ganze so lange sich selbst überlassen, bis die Köchin die Speise für gar hält oder aus Steinen Brod ward. Auch die Austern sind eine beliebte und öftere Nahrung der Allequas. Sie werden in so großer Quantität genossen, daß man bei Indianerniederlassungen ganze Hügel von Austerschalen antrifft, und die bei verödeten Indianerdörfern schon Anlaß zu geologischen Studien gegeben haben ... Ohne die Eicheln wäre indessen die Existenz dieser Indianer sehr kümmerlich. Die Eichel, von der schon 70 verschiedene Insekten ihren Lebensunterhalt beziehen, muß hier noch den Menschen ernähren; sie ist es, die ihm das meiste Fett gibt und auch zu seiner Gesundheit beiträgt. Die Freunde des Eichelkaffees dürften bei den Indianern ihre Grundsätze deutlich bestätigt finden. Allein es gehört zum Gedeihen der Eichelnahrung unstreitig auch nur das Leben einer Rothhaut, die abwechselnd von Regen und Schnee erkaltet und von den Sonnenstrahlen erwärmt wird. Zu allen ihren Speisen genießen die Allequas kein anderes Getränk als Wasser (Pahha), denn die Civilisirten sind ihnen noch nicht nahe genug gerückt mit der christlichen Befolgung des Salomonischen Spruches:

„Gebt starkes Getränk denen, die umkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Elends vergessen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken."

Das Leben der Allequas ist einsam, still und zufrieden; man könnte es ein zurückgezogenes Familienleben nennen, obschon die Familie selten lange beisammen ist. Der Mann ist oft draußen auf der Jagd, die Frau weilt zu Hause bei ihren Kindern oder den Gräbern ihrer Lieben. — Der Häuptling (Mauhemi) ist sehr geachtet; er hat über Handel und Wandel, Leben und Tod seiner Unterthanen zu verfügen, und seine Macht vererbt sich auf seinen Erstgebornen. Dem Mauhemi ist die Polygamie erlaubt; nicht selten ist er Vater einer sehr großen Familie.

Wenn ein Allequa seine künftige Lebensgefährtin unter den Schönen seines Stammes erwählt hat und sich verheirathen will, muß er dem Mauhemi eine armslange Muschelschnur vorzeigen. Diese besteht aus Daumens großen, länglichen, mit einem natürlichen Loche versehenen, schwarzen Muscheln (Hiaquay), die nur im fernen Norden gefunden werden, und durch Handel oder Krieg mit andern Indianerstämmen zu erhalten sind. Diese Muscheln sind ihrer großen Seltenheit wegen auch das höchste Geld (Tschikh) der Allequas. Außer der Muschelschnur muß der Bräutigam noch im Besitze einiger rothen Federn sein, von denen einst König Kamehameha und auch der heutige Monarch der Sandwichsinseln seinen kostbaren Mantel verfertigen ließ. Findet der Häuptling die Kaufsumme genügend, so führt der Allequa die Braut heim, und das junge Weib erhält die erwähnten Kleinodien nebst andern Zierfachen als Mitgabe. Die Muschelschnur und die kostbaren Federn sind alsdann das Erbgut des

erstgebornen Sohnes, so daß derselbe einstens mit Leichtigkeit eine Ehe schließen kann, während seine jüngern Brüder sich den theuren Preis erst erringen müssen.

Der Allequa lebt mit seinem Weibe sehr züchtig. Nur das Frühjahr ist für ihn, wie für alle andern Geschöpfe der Wildniß, die vom großen Geist wieder belebte Zeit der menschlichen Wiederbelebung und des geschlechtlichen Umgangs, aus welchem jährlich kräftige, gesunde Kinder erwachsen, die am Busen der sorgsamen Mutter rasch aufblühen.

Es sind dies Thatsachen, die dem Physiologen räthselhaft und ungereimt erscheinen könnten, und wobei er zu seiner Verständigung gewiß eines größern Vorworts bedürftig ist, besonders wenn er die große Ausbildung und Vollkommenheit der Nutritionsgefäße der Woas mit dem deprimirten Geschlechtstriebe zusammenstellt. Es gibt aber in dem menschlichen Dasein noch Manches, das, wie ein Vers oder Buch, keiner Reimung oder Bevorwortung bedarf, und das deßhalb nicht weniger Anspruch auf Anerkennung machen kann. Das Indianerleben hat übrigens für diese angebliche Anomalie physische und psychologische Ursachen genug. Sie ist Folge der abgehärteten Lebensweise, der vorwiegenden Pflanzennahrung und der ganzen Richtung des äußern und innern Lebens der Indianer, welches überall die große, sie umgebende Natur, deren Kinder sie sind, getreu abspiegelt. — Die Moral, obschon er den abstrakten Begriff derselben nicht kennt, ist beim Allequa vor Allem geachtet und streng geübt, indem sein Wesen und die Natur in ziemlich harmonischem Einklange stehen, und er beinahe dieses Vorzugs vor der Civilisation unbewußt dahinlebt. Darum findet er die Weißen, die er wegen ihrer Hautfarbe schon die Gebleichten oder Ge-

schwächten nennt, und deren überkleidete Sünden und Mängel er auf allen Seiten hervorstechen sieht, so oft schlecht. Mit Verachtung straft er und sein Weib das freche, unkeusche „Bleichgesicht"; den Mädchen tritt das dunkle Roth auf die Wangen und sie weichen erschreckt zurück, wenn ein Weißer auf ihr nacktes Aeußere witzelt oder sich lüstern daran weidet, — ein Anzeichen, daß die Scham eine natürliche Anlage des Menschen ist, aber erst durch die Kunst geweckt wird, wenn sie mit der simpeln Natur im Kontraste steht. Sie gleichen darin der Diana, die kein sinnliches Gefühl erwiederte, ihr eigenes wie ihren Blick mehr in die Ferne schweifen ließ, und selbst den Freuden der Liebe gegenüber eher hart und gefühllos, als empfindlich oder mild erschien. Die Indianer Nord-Kaliforniens stehen sittlich auf einer höhern Stufe, als ihre von der Kultur beleckten Stammesverwandten des Ostens oder des weichlichen Südens. Aufgedrungene fremde Sitten, Societäts- und Religionsbegriffe, die bei einer wilden Lebensart und ohne Vorübung ebenso mißverstanden, als falsch angewendet werden mußten, haben dort eher zum Verderben als zum Heile der wilden Wald- und Steppenbewohner beigetragen. Will man im Sohne der Wildniß ein Menschenideal erkennen und Rousseau's Emil begreifen, so wende man sich ab von jenen Unglücklichen, und suche weit hinter den Grenzen der „heilsamen" Indianeremanzipation, da, wo der nackte Mensch sich seiner Nacktheit nicht schämt, sich der eigenen Kraft und innern Stärke noch bewußt ist, und ihm noch kein fremdes Volk mit seinen für ihn fabelhaften Erscheinungen der Kultur imponirte, da, wo die Natur die Allsiegerin ist, und der Geist des Menschen, ihn fortwährend mit ihren erhabenen Gestalten ergötzend, vor dem lästigen Drucke den sinnlichen Leib schützt.

Aber man beeile sich, denn auch diese armen und doch so glücklichen Menschenkinder werden bald vor den Weißen dahinschwinden, „wie Schnee vor der blendenden Sonne."

Die Kinder gewöhnen die Allequas frühe an alle Abhärtung und flößen ihnen große Achtung vor der Gottheit, dem Alter und dem Maubemi ein. Wild sind ihre Sitten, aber in ihrer wilden Weise ehren sie die Würde. Der Vater erzieht den Sohn zur Jagd und zum Kriege, die Mutter ihre Tochter zur fleißigen Hausfrau; doch lernen sich diese auch mit dem Bogen üben. An Munterkeit und Lebendigkeit müssen die Kinder gewöhnt werden; ihr Leben wird so weniger zu einem dumpfen Traume, wie es so oft bei wilden Völkern zu erkennen ist. Bis zum vollkommenen Jünglingsalter ist den Knaben jedweder Umgang mit den Mädchen untersagt. In Uebung ihrer männlichen Beschäftigungen müssen sie allein Zerstreuung finden; sie werden zuerst mit den Musen im Freien vertraut, bevor sie zu den Grazien gelangen!

Die verschiedenen Allequastämme im Norden von Ober-Kalifornien leben nicht immer im Frieden mit einander; sie haben oft Zwistigkeiten, die leicht erklärlich sind, wenn man bedenkt, daß bei ihnen, wie bei allen Naturkindern, nicht das Gesetz, sondern die Gewalt des Rechts gilt, und sie bekämpfen einander auf jede Weise, offen und im Hinterhalte. Während meines Aufenthaltes in Trinidad wurde ein Sohn des Mauhemi von den Holzindianern am Klamathflusse (Rhäkwa) auf der Jagd getödtet. Die Aufregung unter den Allequas von Trinidad (Tschura) war ungeheuer, und es wurde den Feinden (Ihnek) blutige Rache geschworen. Zwanzig gut bewaffnete Bogenschützen eilten auf verborgenen Pfaden (Layapp) in die Berge, an ihrer Spitze der unglückliche Vater, der

60jährige Häuptling. Sie durchstreiften die Gegend mehrere Tage lang, erschlugen einige Feinde und verbrannten ihre Wohnungen. Den Leichnam ihres Angehörigen fanden sie fürchterlich zerstümmelt und skalpirt, und brachten ihn mit der von seinem Blute getränkten Erde zu ihren Gräbern zurück. Da versammelte sich eine Woche lang jeden Morgen der ganze Stamm in Trauer um den Todten und weinte und klagte in eintönigen Liedern; die Leiche wurde erst dann begraben, als sie schon stark in Verwesung lag. Auf das Grab brachten die Hinterlassenen alle Habseligkeiten des Todten und umzierten es mit Körbchen und Muscheln, Alles mit Blumen umstreut.

Diese Körbchen bilden nicht selten später zierliche Blumenvasen, indem der Boden derselben auf der feuchten Erde verfault und die Pflanzen durch die Oeffnung üppig aufschießen. Eine Blume, die aus einem Körbchen aufblüht, ist eine glückliche Vorbedeutung und gilt als Zeichen, daß der Verstorbene in den paradiesischen Gefilden angelangt ist. — Ueberhaupt verehren die Allequas die Grabesblumen auf das Heiligste. Oft sieht man die Mädchen des Dorfes auf den Gräbern ihrer Verwandten Blumen brechen, die sie mit inniger Verehrung ansehen und, einem angebornen Sinne für Anmuth und Schönheit folgend, damit ihr Haar schmücken. Man erkennt darin die große charakteristische Seite des weiblichen Geschlechts, das auch bei wilden Völkern oder in der Wildniß den Namen des schönen verdient, weil es sowohl durch Schönheit beherrscht wird, als es selbst durch Schönheit herrscht. Man erinnert sich alsdann aber auch an die Bewohnerinnen der „Insel" Byron's mit ihrem herrlichen Gesange:

„Wir pflücken Blumen von der Todtengruft;
Wo Krieger schlummern, haucht ihr schönster Duft!"

Liebe deine Angehörigen auch nach dem Tode, damit sie deiner gedenken im Reiche des ewigen Lebens, woher sie gekommen, und wohin alle Menschen zurückkehren, sagt dem Allequa seine Religion, die ihren Ursprung auch in dem Sehnen nach einem verloren gegangenen Urzustand zu haben scheint, der diesem Erdenleben vorausging. Das Jenseits ist bei ihm, wie das aller Naturvölker, nur eine schönere, von allen Leiden des Daseins befreite Nachahmung dieser Welt, herrliche Jagdgefilde, wo sich die Schatten der Abgeschiedenen sammeln. Doch glaubt er auch an eine Wanderung der Seelen, die, wenn sie im Leben durch schlechten Wandel geschwächt, nach dem Tode, je nach der Art ihres Charakters, in bessere oder schlechtere, stärkere oder schwächere Thiere, und nur, wenn sie längere Zeit gewandert sind oder gebüßt haben, ins himmlische Paradies eingehen. Besonders erscheinen ihm die Prairiehunde und deren Bastarde, die er gerne besitzt, Träger solcher Seelen zu sein. Durch vielen Umgang mit diesen Thieren, oder indem er sie speist, sucht er diese Seelen in sich aufzunehmen. Eine Seele kann auch aus einem niedrigen Thiere nach und nach in ein höheres übergehen, und selbst bei größter Vervollkommnung in den befruchteten Leib einer Mutter zurückkehren. Der Glaube an diese Seelenwanderungen ist sehr verwickelt, und es ist schwer, ohne genaue Sprachkenntniß den richtigen Verhalt desselben, so wie auch den eigentlichen Sinn der übrigen esoterischen Religionsgebräuche der Allequas zu erforschen, die sie selbst den Vertrautesten ihrer fremden Freunde zu verbergen suchen.

Gewisse Thiere und Früchte haben für den Allequa religiöse Bedeutung, indem sie für ihn, wie bei den Sandwichsinsulanern Tabbuh, verboten sind. Das Fleisch der

Hirsche (Mauwitsch), der Seelöwen (Swega), der Igel (Kahwin), Lachsen (Wuimosla), Gänse (Kwakwa), Enten (Nayamed) und aller beschuppten Fische ist seinem Genusse erlaubt; Schweine- und fettes Bärenfleisch (Negwitsch) ist Tabbuh, und nur den greisen Weibern gestattet*). Aber die Allequas genießen auch, nach der heutigen strengen Kritik über Anthropophagie, Menschenfleisch oder -Blut, — nämlich dasjenige, welches sie mit ihren eigenen Läusen verzehren, in der Meinung, damit einen Theil irgend einer verstorbenen Seele in sich aufnehmen zu können, die in dieses Schmarotzergeschlecht aus besonderer Wahlverwandtschaft übergegangen ist, oder deren Charakter theilhaftig zu werden, ähnlich, wie man es bei einigen andern Indianerstämmen findet, die auch deßhalb die Asche ihrer Verstorbenen mit Wasser trinken. . . .

Sonne (Woanuschla) und Mond verehrt der Allequa als Symbole untergeordneter Gottheiten, und betet zu denselben laut und in singender Weise oft beim Gehen, Springen und Tanzen, was bei festlichen Anlässen mit solcher Aufregung geschieht, daß man diesen Religionsgebrauch wohl mit

*) Merkwürdig war mir der Abscheu und Haß, den diese Indianer der Erscheinung des Esels zollen. Es schien ihnen jedesmal ein neues Unglück zu sein, wenn ein Weißer wieder mit einem solchen Thiere bei ihnen anlangte; ob aus religiöser Bedeutung, konnte ich nicht erforschen, aber es drang sich mir die Vermuthung auf, daß die Allequas hierbei etwas Gemeinschaftliches mit den Phöniziern und Egyptern verrathen, die bekanntlich im Esel, wie im Schweine, den im All waltenden Streit oder Typhon verbildlichten, der ihnen zugleich auch mit dem Begriffe des Schlechten und Bösen zusammenfiel.

den modernen Wiederbelebungen vergleichen kann, die man bei gewissen Religionssekten gesitteter Völker findet, wobei alles Bewußtsein betäubt und Verwirrung mit den religiösen Begriffen zusammenfällt, wobei man aber auch einsehen lernen könnte, wie nothwendig das Sinnliche zur Religion ist. Der böse Geist (Magäschkwa), dem der Allequa die Farbe der Weißen gegeben hat, herrscht in der Luft, und zeigt seinen furchtbaren Groll im Sturm; den guten Geist verehrt er im Haine, in der üppigen geistreichen Natur, gleichsam als Geist der Natur, und sucht ihn auf der Jagd. Daher treibt es ihn so oft hinaus ins Freie, wo er sich allein glücklich schätzt, — frei zwar von allen beglückenden Naturansichten und begabt nur mit seinen Urbegriffen der Natur; doch in seiner Einfalt von dem All des Weltthales beglückter als wir, die wir Naturanschauungen, aber weniger Natur besitzen.

Wie bei vielen seinen Stammesverwandten, so steht bei dem Allequa auch der Nordwestpassatwind in religiöser Verehrung. Er gibt ihm zugleich die Richtung an, von welcher nach seiner Meinung und mythischen Ueberlieferung alle weißen Völker und auch die Seinen hergekommen sind. Weil er, wie dies schon anzudeuten scheint, an eine gemeinschaftliche Abstammung aller Menschen glaubt, so zeigt er sich auch geneigt, mit den Weißen auf friedlichem Fuße zu leben, und gewinnt dieselben lieb, wenn ihr Benehmen gut und freundlich ist. Er hat Freude an den guten Gebräuchen, der Geschicklichkeit und der Kleidung derselben und bedient sich der letztern zuweilen gerne selbst. Den verschiedenen Kleidungsstücken (Woa-Kaya) hat er bereits eigene Namen gegeben, so: Akah, Hut; Kahlin, Decke; Släkwa, Rock; Tschäkwa, Hosen; Noahai, Schuhe. Mit seiner an sog.

Onomatopöie reichen, höchst einfachen, aber biegsamen Sprache lassen sich leicht neue Begriffe bezeichnen. Im Gespräch werden Betonung und Geberden oft als Nachhülfe gebraucht, worin er eine Lebhaftigkeit besitzt, wie ein Garrick; besonders sind die Zischlaute dabei wirksam, die dadurch hervorgebracht werden, daß man die Zunge an die Zähne des Unterkiefers anstemmt, und die Luft zwischen denselben und der hohlen Wange durchpreßt, was bei ungelösten Indianerzungen sehr geläufig geht. Immerhin ist die Sprache des Allequa beschränkt und seinem Bedürfniß des Ausdrucks um so ungenügender zu nennen, da er gewöhnlich mit nicht unbedeutender Geisteskraft geboren ist.*)

Der Satz: „der Mensch weiß gewöhnlich mehr, als daß er sagen kann", findet seine ganze Bestätigung bei Naturmenschen, d. h. bei Menschen, die von Kindheit an keine andere Umgebung hatten, als die zeugungskräftige Urnatur, die auch mehr Gedanken birgt, als sie auszudrücken vermag, und die mit den anomalischen Produkten ihrer verschiedenen Reiche deutliche Beweise von dem gescheiterten Drange, sich richtig

*) Die Allequasprache scheint viel Aehnlichkeit mit der der Sandwichsinsulaner zu haben. Wenigstens finden sich in derselben viele Laute und auch Wörter, die dieser wenig fremd sind. Schon diese Thatsache, noch mehr aber die Bildung des Gesichtes mit den zuweilen eng und schief geschlitzten Augen könnte auf eine gemeinschaftliche Abstammung oder Verwandtschaft der Allequas mit den Bewohnern der Sandwichsinseln deuten. Jedenfalls ist der verpönte „Köhlerglaube", daß die Ureinwohner von Amerika aus Asien oder von den Inseln eingewandert sind, schwer zu umgehen, sobald man gesehen und nicht bloß von der Studierstube aus beobachtet hat.

und ganz zu entäußern, erkennen zu geben scheint, was mit dem Entstehen der Civilisation vergleichbar sein könnte, wäre diese, wie einst Rousseau träumte, eine Verirrung der Bestimmung des Menschen. — Die Umgebung bildet den innern Menschen. Es ist zu glauben, daß selbst der civilisirte Mensch, der häufig mit der Natur verkehrt, diese Eigenschaft zum Theil erwirbt, und daß, wenn er vergeblich nach einer passenden Form sucht, um sich sprachlich auszudrücken, dieser Zug auf jener beruht. So herrlich es ist, seine Sehnsucht nach den Erscheinungen der unbefleckten Natur in einer urwüchsigen Naturlandschaft befriedigen zu können, so sehnt sich auch deßhalb gewiß jeder Reisende nach längerm Aufenthalt in derselben lebhaft wieder nach dem Schauplatz der Kultur und Kunst zurück, wo er nur allmälig dazu gelangt, das Chaos seiner Eindrücke und seine sogenannte innere Sprache in Fassung zu bringen, ohne jedoch ganz den Schleier heben zu können über einem unbestimmten Etwas, das unveräußerliches Eigenthum der unbewußten Seele bleibt, und von dessen Inhalt er nur schwache Ahnung hegt, — eine Ahnung, gebunden an religiöse Gefühle, bei welchen man sich fragen möchte, ob sie nicht mit denen des Naturmenschen identisch sind, der sich in ihrem Besitze so glücklich fühlt, — ob es überhaupt nicht die wahrsten, weil natürlichsten sind, die der Schöpfer dem ersten Menschen mit der Seele eingegeben und sich dadurch zu ihr und ihrem göttlichen Sehnen in die allein richtige Beziehung gestellt hat, deren einfaches Verständniß im Strudel der Kultur des Menschengeschlechts verloren gegangen, aber durch das in der Bestimmung dieser liegende verständige Zurückkehren zur Natur wieder gefunden wird?! Es liegt hierin

eines der anregungsvollen psychologischen Räthsel aus der Wildniß, wo es solche „ungenau beobachtete Thatsachen“ und „Gesetze des Geheimnisses“ genug gibt, und die man auch leicht verstehen würde, wäre es dem Menschen, dem Räthsel aller Räthsel, vergönnt, sich selbst richtig verstehen, oder dem über der Grotte zu Delphi stehenden Spruche: Erkenne dich! mehr Folge leisten zu können. —

Ich lernte bald einiges der Allequasprache kennen, und unterhielt mich, so gut es eben gehen wollte, öfters mit meinen wilden Freunden. Es gehörte freilich Geduld dazu, die ich glücklicher Weise in höherem Grade besaß, als die Amerikaner, die von den Indianern nichts wissen wollen, und bekanntlich meinen, sie seien keine Menschen (the Indian is no man!). Der Indianer haßt dafür den Amerikaner, ja, er verachtet ihn. Er kennt zwar sonst keinen Nationalunterschied, als den der Farbe, und theilt die Menschen kurzweg in Gute und Böse (Skuya und Quimalla); allein die Amerikaner hat er doch schon als die schlechtesten, weil gegen ihn hartherzigsten, herausfinden gelernt. Kein Wunder! sah ich doch, wie Amerikaner Frauen und Töchter wegstahlen und mit ihnen wie mit Sklaven handelten, — wie sie Männer mit roher Gewalt zwangen, ihnen als Führer und Lastträger zu dienen!

Die Allequas haben auch eine Art wenig ausgebildeter phonetischer Zeichenschrift, aber ihre Begriffe in symbolischen, gewöhnlicher in kyriologischen Bildern aufzuzeichnen, ist am gebräuchlichsten. Ich frug den Häuptling oft, wie dies oder jenes heiße (Tennäschä?), und er zeichnete mir manchen Begriff in mein Taschenbuch mit einem Bleistifte, mit dem er stets kritzeln wollte. Ich bemerkte dabei, wie ich auch

andere treffende Beispiele davon sah, daß die Allequas sehr gelehrig und wißbegierig sind. Das Erste, das sie von ihren weißen Freunden wissen wollen, ist der Name. „Kaluschkwa?“ (wie heißt du?) wird man öfters gefragt; dafür aber sind sie bereit, auch ihre Namen mitzutheilen, die sich gewöhnlich auf irgend eine äußere oder innere charakteristische Eigenschaft der Person beziehen und keineswegs übel klingen; so die Namen der Männer: Tetawa, Neeschak, Tschimma, Schenna, Mawema, Tenna, und die der Weiber: Negawa, Homika, Tschäkscha, Mirza, Scinna, Peyakwa.

Angenehme Geschenke für die Allequas sind Zucker und Brod (Papschu), die sie sehr gerne genießen, aber nicht oft, ohne daß die ungewohnte Speise ihnen Bauchgrimmen verursacht. Sie werden dann anfänglich auf die Geber böse, und dem „Cigana Papschu!“ (schenke mir Brod!) folgt bald ein „Quimalla woaki!“ (Böser Weiße!). Von solchen Uebeln und andern kurirte ich die Allequas zuweilen und ward dafür als Arzt geachtet, den sie, wenig schmeichelhaft genug, mit dem gleichen Namen ihres Teufels oder Zauberers, mit Mahgäschkwa und die Medizin mit Mahgäschkw' bezeichnen. Mahgäschkwa ist der Erzeuger der Krankheiten und der Heiler zugleich, und ebenso sehr gefürchtet wie verehrt. Bei ihren medizinischen Kenntnissen, wenn man überhaupt von solchen reden kann, wo nur einige wenige als Allheilmittel geltende Stoffe gekannt sind, die auch, nach gewissen Vorschriften zusammengesetzt und angewandt, dem magnetischen Baquet gleich, als Zaubermittel dienen, — mit denen sich keineswegs Spott treiben läßt, — ist es kein Wunder, wenn ihnen Arzt und Teufel die gleiche Sache bezeichnen. Geht es ja in der civilisirten Welt oft nicht viel besser! Die Medizin, die

Schwäche der Menschen, mußte bei den Allequas, welche, wie alle Erdenkinder, sich im kranken Zustande eben so sehr nach Hülfe sehnen, als der Mitleidige sie zu leisten wünscht, schon sehr frühe in Ausübung gelangt, jedoch noch nie erfunden worden sein; sie wird bei ihnen als solche auch nie anerkannt werden können, ob sie ihnen gleich mit den Segnungen der den Glauben, selten aber das Verstehen erzielenden christlichen Mission gebracht wurde, die doch die Pflicht hat, den Aberglauben, den Teufel der Medizin, auszurotten, ihn aber nur zu oft in eine andere Form einhüllt, gerade wie die stolze Disciplin der Medizin nur ihre Systeme wechselt, ohne sich dabei von dem Vertrauen auf eine Naturkraft lossagen zu können oder zu wollen. Wenn den Allequas die Kunst mangelt, so dient ihnen um so mehr die Natur. Ihre leiblichen Uebel werden oft von dem Zauberer durch allerlei Manipulationen (Kneten, Reiben u. dgl. — Kinesitherapie!) des Körpers oder des erkrankten Theiles so glücklich beseitigt, daß man wirklich dadurch zu ernsterm Nachdenken bestimmt wird. Der thierische Magnetismus scheint bei diesen, sowie bei andern Indianern, wenn auch als solcher unbekannt, doch von jeher eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Man erinnere sich nur an das Bezaubern oder Stellen wilder Thiere mit dem scharfen Blicke, ähnlich wie bei der nach dem Frosch lungernden Schlange, den sie verschlingen will; an das Bestreichen mit den Händen ausgewählter (sensitiver?!) Personen; Betäuben mit Tabak, Betasten ihres Leibes und Anhauchen desselben, um ihnen hellsehende oder prophetische Eigenschaften zu ertheilen, und an die wilden stürmischen Religionstänze, wobei die Tänzer sich abwechselnd an einander stellen, sich umschlingen, stark mit dem Auge firiren u. dgl. Es ist nicht zu verwundern,

wenn oft das aus solchen Experimenten entsprießende, auf den Erscheinungen des animalischen Magnetismus beruhende Wunderbare den Indianern zu religiösen Verknüpfungen Anlaß gab, gerade wie es in neuerer Zeit auch bei christlichen Sektirern mit dem „somnambulen" Tisch geschah, von dem ein anderer Galilei sagen konnte: e pur si muove! —

Als ich von den Tschura-Allequas schied, wollten die „Ayaque!" (Gruß!) und „Tschohho!" (Lebewohl!) kein Ende nehmen. Der alte Mauhemi meinte, ich solle bald wiederkommen, und wollte mir einstweilen seine Tochter Negawa mitgeben, die ich ihm abkaufen sollte, besonders da sie mir in einer Zeichnung, die ich von ihr entworfen, bereits schon theilweise zugehöre. Allein selbst wenn ich auch als glücklicher Endymion daran hätte denken können, das einfache Wesen seinem bescheidenen Glücke zu entziehen, woher hätte ich in den Besitz der köstlichen Kaufsumme, besonders der Muschelschnur, kommen können?! —

Ich schied, und konnte mich eines stillen Ingrimmes nicht erwehren, daß man diese guten Menschen, statt sie einer vernünftigen Civilisation zu gewinnen, stets nur mehr oder weniger verfolgt, und gegen sie, die Herren des Landes, einen Vertilgungskrieg führt, der durch Alles eher, als durch unsere christliche Religion, auf die wir so allein himmelsfähig pochen, eine Rechtfertigung findet. Die Lehren Jesus von Nazareth, mit deren Verkündigung man bis jetzt überall — freilich nur mehr oder weniger günstig und glücklich — der Civilisation in die Hände arbeitete, hat, wenigstens bei den westamerikanischen Indianern, noch beinahe gar keinen Boden gewonnen, am allerwenigsten am stillen Meere. Die Missionen der Jesuiten und Franziskaner waren wohl die einzigen jen-

seits des Felsengebirges, die einigen guten Erfolg hatten, weil ihr Zweck Civilisirung der amerikanischen Indier unter religiösen Formen war, was sich besonders bei den Jesuiten leicht erstreben ließ, deren auf Thätigkeit gegründeter Orden alle Elemente in seiner Mitte enthielt, um selbstständig und ohne fremde Hülfe auf die Erreichung dieses Zieles hinzuwirken. So z. B. erwies dieser Orden in Paraguay „die wunderbarste Aeußerung seiner Fähigkeiten, und hat auf die wirksamste Weise zum Wohle des Menschengeschlechts beigetragen", wie der englische Geschichtschreiber Robertson sagt, — ein Protestant, welcher die Reformation als solcher beschreibt. Der Staatsklugheit der Jesuiten konnte es nicht verborgen bleiben, daß bei aus der Verwilderung emporzuhebenden Menschen sich durch zweckmäßige Leitung, und nur durch diese, ein Zustand der ruhigen Ordnung und des materiellen Wohlbehagens erzielen ließ, frei von allen höhern Ansprüchen der Gesellschaft, aber auch frei von allen Intriguen derselben. Deßhalb blieb die Wirksamkeit dieses Ordens in Amerika von seiner anderweitigen Thätigkeit abgesondert, und ist in keinem Falle als mit seinen übrigen Zwecken zusammenhängend zu betrachten. So wie es dem rothen Menschen unmöglich zu sein scheint, sich die höhere Bildung des Geistes anzueignen, ebensowenig läßt er sich mit religiösem Breschescheißen einnehmen, und läßt sich auch seinem Gefühl und seiner Vernunft zusprechen, so doch nicht sehr befremdend, denn alles innerlich Befremdende ist ihm eher Beleidigung als Zusagung. Wie die Zänkereien, so sucht der Indianer allen Widerspruch zu vermeiden, und diese indianische Höflichkeit erstreckt sich besonders in die religiösen Unterredungen. Der Indianer hört den Religionsunterricht eher aus Höflichkeit geduldig und mit den

Zeichen des Beifalls an, als aus Ueberzeugung. Folgendes, von Franklin erzählte Beispiel ist hier anführenswerth, weil es diese Art und die gutgemeinten Unternehmungen manches Heidenbekehrers charakterisirt. — Ein schwedischer Priester hielt eine Rede vor einem Haufen Indianer, unter welchen sich viele ihrer Oberhäupter befanden. Er unterrichtete sie über die wichtigsten Geheimnisse der christlichen Religion: er sprach von dem Falle der ersten Eltern durch das Speisen eines Apfels, von der Ankunft Christi, von seinen Wundern, seinen Leiden u. s. w. Da er ausgeredet hatte, stand ein indianischer Redner auf, um ihm zu danken. „Was du uns erzähltest", sagte er, „ist alles sehr gut. Es ist wirklich sehr schlimm, Aepfel zu essen. Es ist besser, Cyder daraus zu machen. Wir danken dir für deine Güte, so ferne her zu kommen, um uns die Sachen, welche du von deiner Mutter gehört hast, zu erzählen. Zur Wiedervergeltung will ich auch dir einige, die wir von den unsrigen gehört haben, mittheilen. Im Anfange ernährten sich unsere Väter nur von Thierfleisch, und hungerten, wenn ihre Jagd nicht glücklich war. Zwei unsrer jungen Jäger, die ein Thier erlegt hatten, machten ein großes Feuer im Holze, um einen Theil davon zu braten. Wie sie nun eben im Begriffe waren, ihren Hunger zu stillen, sahen sie ein schönes junges Mädchen aus den Wolken herabsteigen und sich auf jenen kleinen Hügel, welchen du dort zwischen den blauen Bergen siehst, niederlassen. Sie sagten zu einander: es ist ein Geist, der vielleicht unser kochendes Wildpret gerochen hat, und davon zu essen wünscht; laßt uns ihm was davon anbieten. Sie brachten es ihmdar. Es war mit dem Geschenk zufrieden und sagte: Eure Gefälligkeit soll belohnt werden. Kommt nach dreizehn Monaten

wieder an diese Stelle, so sollt ihr Etwas finden, das zu eurer und eurer Kinder Nahrung in den spätesten Fortpflanzungen eine große Wohlthat sein soll. Dieß thaten sie, und fanden zu ihrer größten Bestürzung Pflanzen, die sie vorher nie gesehen hatten, welche aber von dieser Zeit her zu unserm größten Nutzen unter uns beständig angebaut sind. Wo ihre rechte Hand die Erde berührt hatte, fanden sie indianisches Korn, wo die linke, welsche Bohnen; auf der Stelle, wo sie gesessen, fanden sie Tabak, u. s. w." Der gute Priester, mit dieser eiteln Erzählung übel zufrieden, sagte: „Was ich Euch vortrug, waren heilige Wahrheiten, was Ihr aber mir erzählt, sind lauter Fabeln, Erdichtungen und ungereimte Dinge." Der Indianer antwortete zornig: „Mein Bruder, es scheint, als hätten deine Freunde bei deiner Erziehung dir nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dich in den Regeln der allgemeinen Höflichkeit schlecht unterwiesen. Du sahest, daß wir, die wir diese Regeln verstehen und ausüben, alle deine Erzählungen glaubten; warum weigerst du dich denn, die unsrigen zu glauben?"

Durch solche mißliche Erfahrungen scheint es denn gekommen zu sein, daß ein solcher Apostel es versuchte, durch Austheilen von starken Getränken sich Zuhörer zu verschaffen und, wie es heißt: kein Geld, kein Schweizer, die Devise: kein Branntwein, keine Zuhörer, dem Missionswerke aufdrückte, wozu folgende Anekdote: Ein dänischer Missionarius, welcher die Irokesen zu Christen machen wollte, beschloß ökonomisch zu verfahren, und seinen Rhum selbst zu trinken, da er sehr vernünftig voraussetzte, daß es genug sei, wenn er die Predigt umsonst gäbe. Die versammelten Irokesen sahen sich beständig nach dem gewöhnlichen Getränke um, als

er zum ersten Mal diesen Versuch machte, und da nun nichts erfolgte, schüttelten sie die Köpfe, und frugen einander mit Verwunderung, warum denn dieser weise Mann sie zusammengerufen hätte?

Kann man sich verwundern, daß so viele Missionen bei den amerikanischen Indianern fruchtlos blieben? Missionen, wie man sie in Süd und Nord antrifft, und die eher Sinekuren behaglicher Schriftgelehrten waren, die sich von den Bekehrten und den noch zu Bekehrenden fröhnen ließen, — Missionen, wie man sie sich in der Heimat natürlich nicht vorstellen kann, wo von Aufopferung und Lebensgefahr so viel berichtet wird, daß man zuweilen den Missionär wie einen Märtyrer und Erlöser verehrt. Ueberhaupt scheinen oft unsere katholischen und protestantischen Heidenbekehrer wenigstens darin übereinzustimmen, daß es im Süden im Schatten der Palmen und Oliven wohnlicher sei, als im rauhen Norden, und daß der Leib gepflegt sein wolle, wenn die Seele nicht zu Grunde gehen soll. Sapienti sat! Auch die armen Indianer im Norden West-Amerika's warten auf ihren Erlöser; möge er ihnen auch einmal erscheinen! Sie werden ihn nicht kreuzigen.

Aehnliche geheime Gefühle, die gewiß jeder Indianerfreund hegt, wenn er bei ihnen gelebt hat, weckte mir das Bewußtsein, daß die Geschichte der Abstammung dieses merkwürdigen Volkes in gänzlicher Dunkelheit liegt, und daß die ihrer Existenz einstens selbst in die Sagenwelt übergehen wird. Ethnologen haben es zwar nicht unversucht gelassen, ihnen eine Geschichte anzudichten, allein da dieselbe mehr aus dem amerikanischen Bestreben, Alles mit den Worten der Offenbarung in Einklang zu bringen, und den ehrsuchtigen Spekulationen im Gebiete kosmologischer Betrachtungen

entsprungen war, so fand sie im Bereiche der Wissenschaft wenig Anerkennung. Es scheint diese Richtung keineswegs ganz unbegründet, und sie dürfte wohl mehr beachtet werden. Die Annahme, daß die Indianer Abkömmlinge der Israeliten seien, hat Vieles für sich. Schon in ihrer physischen Beschaffenheit, noch mehr aber in ihren Religionsbegriffen, Sitten, Gesetzen, Sagen und Legenden, an denen sie festhalten, so wie auch in ihrer, in mehr als 200 auf die babylonische Sprachverwirrung hindeutenden Dialekten gesprochenen Sprache, kurz, in allen ihren Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten findet man hebräische Charaktere. Sind ihre Ansichten in Beziehung auf das göttliche Wesen auch verschieden und verwildert, wie ihre Lebensweise, — bloßgestellt von ursprünglicher Schönheit und Wahrheit, so ließe sich doch durch intuitive Religionsforschung erkennen, daß sich ihr Glaube, wie der der urältesten Völker am Ganges auf einen ewigen und unsichtbaren Gott, als Ursache der Welt, welche entstand, als sich das Eine göttliche Wesen in Kraft und Gegenkraft spaltete, bezieht, und an die Gesetze desselben, an eine Auferstehung und an ein jüngstes Gericht nach dem Tode, an die Wiederkunft des großen Geistes, an seine Allgegenwart und an Propheten verknüpft ist. Die meisten Indianerstämme haben Hohepriester, Tempel, Altäre und eine Bundeslade, die sie auf allen ihren Wanderungen mit sich nehmen und nie unmittelbar auf die Erde stellen, weil sie dieselbe für heilig halten. Sie rechnen nach vier Jahreszeiten, feiern Neumonds- und Laubhüttenfeste, und opfern Erstlingsfrüchte. Im September, wenn die Sonne in die Waage tritt, und die beiden ihnen wohlbekannten Constellationen Poëtes und Jungfrau verschwinden, feiern sie ihr Versöhnungsfest.

Der Name Jehova scheint selbst bei ihnen in seiner Bedeutung bekannt, und das bei ihnen öfters gesprochene Wort „Ayowa", womit die Amerikaner einen Staat benannten, nichts anderes, als das Synonym zu sein. Ueberhaupt sind die Silben Ay, Ho und Wa bei allen Indianern oft gebräuchlich. Man hat das Ay mit dem hebräischen El (Gott) nicht mit Unrecht verglichen; so ließe sich denn z. B. der Gruß der Allequas Ay-A-que! als: „Gott mit dir"! verstehen. — Wenn ihre Gesetze für Frieden und Krieg, für Speisen, Opfer, Reinigung, Heirath und Ehe bei der natürlichsten Lebensart und mannigfaltigen Stammeskreuzung manche Veränderungen erlitten, und somit auch manche Verschiedenheiten an sich tragen, so deuten sie doch auf eine gemeinsame Abstammung. Alle Indianer haben Speisen, die sie als unrein bezeichnen, aber nicht bei Allen sind es die gleichen, denn sie lernten die natürliche Anlage und das Bedürfniß berücksichtigen; schuppenlose Fische, kriechende Thiere und Singvögel sind indessen bei allen Indianern Tabbuh. Bei den Allequas fand ich, daß selbst bei dem Zubereiten der Speisen nur „koschere" Geräthschaften gebraucht werden. Für jede Speise wird ein besonderes Kochkörbchen gebraucht und dasselbe sogleich weggeworfen, wenn es zufällig von einer andern Speise unrein wurde. Man findet deßhalb auch bei Indianerniederlassungen oft unzählig viele dieser noch unbeschädigten Kochgeräthe umherliegen. — Besonders auch an die Israeliten erinnernd, ist die Beredsamkeit und die parabolische und biblische, freundliche Ausdrucksweise der Indianer, sowie auch die Assonanz ihrer Personennamen; der oft gebräuchliche Namen Nenschak klang mir jedesmal wie Isaak.

Wie die Israeliten es thaten, so thun auch die Indianer mit der einen Hand die Arbeit und mit der andern halten sie die Waffen (Nehemia 4, 17.). Kurz, die Annahme, daß sie aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, und Nachkommen der zehn Stämme Israels sind, „die gefangen fortgeführt wurden zur Zeit Joseas durch Salmanazar, König von Assyrien", die des Rathes einig wurden, „die Menge der Heiden zu verlassen und in ein fernes Land zu ziehen, in welchem nimmer ein Mensch wohnete", und wozu sie einen Weg von anderthalb Jahren brauchten, birgt keine Unmöglichkeit, besonders wenn man annimmt, daß die Rauchwolke bei Tage und die Feuersäule bei Nacht, wonach sie sich auf ihrer Wanderung orientirten, gar leicht Ausbrüche jener Vulkane gewesen sein konnten, die sich in ältern Zeiten zahlreich genug auf der Ostküste von Asien bis zur Behringsstraße hinzogen, und sich von da längs der Westküste Amerikas erstreckten. Die Prophetie vom Stabe, mit dem sie so lange reisten, bis daß er, in die Erde gesteckt, Wurzeln trieb, fand sich erst dann verwirklicht, als sie ganz Amerika inne hatten.

Diese große Verbreitung der Indianer über den ganzen neuen Continent beweist, daß sie kein erobertes oder unterdrücktes Geschlecht, sondern vielmehr die Besieger eines andern amerikanischen Urvolkes sind, von welchem vielleicht die Azteken und die Ureinwohner der Anden abstammten, und welches die Westküste Amerika's schon zu einer Zeit bis auf einen gewissen Grad kultivirte, wo der östliche Abhang dieses Welttheils noch gar keiner menschlichen Kultur fähig war. Man kann diese amerikanischen Urvölker und muthmaßlichen Feinde*)

*) Feinde schon deßhalb, weil sie vom Anströmen derselben in ihren Gebieten eingeschränkt wurden; weniger ihrer Religion

der Indianer als Abkömmlinge der von Josua 1450 vor Chr. aus Syrien vertriebenen Canaaniter, von denen auch die Gründer Carthago's abstammten, bezeichnen, die ähnlich den Mitgenossen in Egypten und den Gangesbewohnern Kunst- und Poststraßen, Brücken, bis zu 500 Miles lange Kanäle und andere Monumente bauten. Der durch genauere Untersuchung der Inkas- und Aztekenruinen und besonders durch das neuere Auffinden einer Pyramide in der Coloradowüste dargethane phönizische Baustyl dieses kunstliebenden Volkes, das, wie die Phönizier jede Stadt als Staat, mit einem königlichen Palast errichtete, wie diese, in großem Reichthume, in Ueppigkeit und Herrschsucht lebte, gleiche Weichlichkeit, Untugend und Laster besaß, in Kriegführung mit denselben übereinstimmte, ähnlichen Festtagsgebräuchen fröhnte (Vermummen und Maskiren), das egyptische Symbol des Kreuzes kannte, in seinen Sonnentempeln leicht zu Götzen und Thierdienst geneigt war, erinnernd an den Dienst beim Serapisbilde in Alexandrien, und asiatische Schrift- und Sprachcharaktere hatte, — all dies, was sich nicht von ungefähr in die Wildniß verirren konnte, spricht für diese Bezeichnung.

Es ist somit auch nicht sehr gewagt, wenn man annimmt, daß die Indianer das in den südlichen und genußreichern Theilen angesiedelte und von ihnen als feindliche Canaaniter erkannte Volk bekriegten und dazu die Worte des Propheten Jesaia citirt, die da heißen: „Und der Herr wird zur Zeit zum andern Mal seine Hand ausstrecken, daß er das Uebrige seines Volkes erkriege, so übergeblieben ist von den Assyrern, Egyptern u. s. w.; und wird ein Panier unter

wegen, da ja auch bei den Egyptern fremde Religionen aufgenommen wurden.

die Heiden aufwerfen, und zusammenbringen die Verjagten Israels, und die Zerstreuten aus Juda zu Hauf führen, von den vier Oertern des Erdreichs: und wird eine Bahn sein dem Uebrigen seines Volkes, das übergeblieben ist von den Assyrern, wie Israel geschah zu der Zeit, da sie aus Egyptenland zogen." —

VII.

Nach dem Klamathgebiet.

Ich ging bei meiner Weiterreise von Trinidad einem Ländergebiete entgegen, das, fern von jeder Kulturbeleckung, noch den unbeflecktesten Stempel einer Urlandschaft an sich trägt. Der wilde Reiz, der mich in Gesellschaft des Ureinwohners bei dem kurzen Aufenthalte in der vom Meer umbrandeten Dreieinigkeitsbucht schon erfaßt hatte, sollte sich noch weiter in die Tiefen meines Gemüths verbreiten und die Phantasie auf noch wilderen Pfaden ihrer extremsten Spannkraft entgegenbringen, während ich mich, eingedenk der Noth und Gefahren, die ich unter den obschwebenden Verhältnissen zu überschreiten hatte, meinem Wanderungseifer überließ, der nahezu an Verwegenheit grenzte.

Es ist eine einem Jeden sich aufdringende Thatsache: jede neue Umgebung, sowohl die der plastischen Natur, als die menschliche wirkt umbildend auf das Wesen des Menschen. Man gebe Jemand, der gewohnt war, bei Bücherhaufen oder in ländlicher Abgeschiedenheit zu leben, eine Naturlandschaft zur nächsten Umgebung, die kühn und wildfremd, kaum be-

greiflich in den Weltraum hineinschaut, und in nicht gar ferner Zeit wird seine Seele das neue charakteristische Gepräge derselben annehmen und all sein Denken in eine Sphäre bauen, die er beim Zurückkehren in sein früheres Gewohnheitsleben nicht ohne ein stilles Selbstbefremden wieder durchgehen und betrachten kann. Möge daher auch in vorliegendem, wie im vorhergehenden Bilde dem Leser Manches noch so fremd erscheinen, — ich glaube, es ist gerechtfertigt, wenn man es im Voraus oder mit Nachdruck der Eigenthümlichkeit beschuldet und deren Ursprung darthut. Der Reisende ist auch auf diese Art, das Erlebte und Erforschte wieder zu geben, heute gleichsam angewiesen, wenn er nicht schon Dagewesenes in gleichem Sinne wieder bringen will; denn ist er auch ein Wallfisch, der sein Futter aus der ganzen Umgebung durcheinander einschlürft und durch den Kopf sondirt, so gelingt es ihm doch selten, etwas Ungewöhnliches zu erhaschen, mit dem er ausrufen kann: Heureka! — ich hab' es gefunden! —

Meine Wanderung nach dem Klamathgebiet war reich an Begebenheiten freudiger und trübender Art, die für die Erinnerung eben so pikant, als sie in einem Reisebilde mitwirkend sein können, die Phantasie des Lesers hinaus auf den Schauplatz der Reise zu locken und ihn auf belebende Weise mit den allgemeinen Verhältnissen schneller bekannt zu machen. Aber wenn ich zurückschaue und das imposant gestaltete Wald- und Bergland in seinen großartigen Erscheinungen, ganz abgesehen von dem innern Gehalte, überblicke, so treten alle abenteuerlichen, dem schwärmerischen Geiste so vielen Stoff bietenden Zwischenhandlungen in den Hintergrund, und nur das durch die mächtig herausfordernde und

anregende Natur geschaffene Gefühl möchte siegen und den Gedanken leiten. Es genüge somit, auch nur diejenigen Begebenheiten zu erwähnen, die erforderlich sind, um der Reise ihren wahren Zusammenhang zu lassen, ohne ihren Charakter zu subjektiv zu gestalten.

Die starken Schneefälle hatten sich Anfangs Merz etwas gemildert, oder sich auf das Innere des Berglandes beschränkt, wo sie das neue Eldorado den vordringenden Goldjägern einstweilen noch hermetisch abgeschlossen hielten. Dagegen verbreiteten sich diese längs der Meeresküste und an den untern Lauf der Flüsse, um da ihrer unbändigen Goldgier die erste Genugthuung zu geben. Das strebsame Minenvolk glich einer Cernirungstruppe, die bereit war, auf das erste Weichen ihres russischen Feindes, des strengen Winters, die schneeverschanzte Festung zu erstürmen.

Viele kehrten wieder zurück und brachten so verschiedene Minenmährchen und Minenenten mit sich, daß es keinem mehr rathsam schien, sich auf den Andern zu verlassen und Jeder sich entschloß, mit eigenen Augen den neuen „Elephanten" zu schauen. Bei solchen Umständen bildete sich bald auch eine Gesellschaft zur genauern Erforschung der Thatsachen und des Minendistriktes, wie zur Auffindung eines kürzesten und passendsten Weges nach demselben. Ich ging dieser mit fünf Gefährten voraus zuerst nach der 95 Meilen nördlich von Trinidad entfernten Mündung des Klamathflusses, um dann von da auf Indianerbooten flußaufwärts zu gelangen. Wir hatten für acht Tage Lebensmittel bei uns, und das Schlimmste war, daß wir sie selbst tragen mußten, da man sich wegen der vielen Hindernisse des Terrains der Saumthiere nicht bedienen, und wegen kurz zuvor unter den

Indianern ausgebrochenen Feindseligkeiten auf so weite Strecken diese nicht zu Führern anwerben konnte. Wir dachten indessen ganz wohlgemuth: je größer die täglichen Anstrengungen, um so rascher die Verminderung der Bürde bei zehrender Seeluft und gesunder Eßlust.

Die ersten 28 Meilen brachten uns quer über die Abdachung des Litorals nach einem tiefen Meereswinkel, von dem aus dann das Ufer als ein breiter Sandstreifen in gerader Richtung nach Norden ausläuft. Der Landstrich ist mit vielen Tobeln durchzogen und zerrissen, die einen wüsten Anblick gewähren, und scheint seine Gestalt einer zerrütteten Bergkette zu verdanken, die ihre Trümmergesteine in hohen Wällen weit ins Meer hinausgewälzt hat. Der in widerlichen, auf- und absteigenden Krümmungen über das Tobelland führende, schmutzige Pfad, auf dem wir zuweilen mit den hochröhrigen Stiefeln knietief im Kothe gehen mußten, läßt die größten Ermüdungen einer Tagreise zurück, und man fängt an, bange Ahnungen zu hegen von dem, was noch kommen wird.

Bevor man jedoch zum Meere hinabsteigt, wird man durch einen verzweifelten Versuch der Kultur überrascht, die sich hier auf dem einsamen Flächenraume einen Wohnsitz zu errichten strebte. Ein Blockhaus, eine jener malerischen Erscheinungen, die dem Wanderer durch hinterwäldlerische amerikanische Gauen oft so erfreulich sind, ihn aber nur für kurze Zeit zu fesseln vermögen, steht hier auf einem Stück umzäunten Ackergrundes; die dünne Rauchsäule, die aus dem schief daran gelehnten, aus Lehm und Holzstücken erbauten Kamine aufwirbelt, zeigt an, daß es seinen Eigenthümer hat. In der That: der ansiedlungslustige Irländer

„Old Patrik", dessen Name auf der Küste von Trinidad allgemeine Verbreitung hatte, wohnt dort.

Ich habe auf meinen frühern Streifereien in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika oft genug die Ueberzeugung gewonnen, daß der Irländer der begnügsamste Mensch von der Welt ist, und im Ueberflusse gar nicht leben kann. Gesellschaft braucht er nicht, sie belästigt ihn nur, und hat er ein gutbestelltes Kartoffelfeld, so braucht er auch kein Geld; seine übrigen Bedürfnisse erhält er durch Tausch. So schien es auch Old Patrik, der irische Robinson, zu haben. Er war auf seiner Reise aus dem Mississippithale über das Felsengebirge nach Oregon gescheitert, und ein seltsam Geschick brachte ihn an diesen Küstenort, den er sogleich für wirthlich hielt, als er die hier wildwachsende Kartoffel, seine beliebte Nationalfrucht erblickte. Er siedelte sich an, befreundete sich mit seinen indianischen Nachbarn und das Jahr darauf fanden ihn die kalifornischen Goldjäger als ihren einzigen civilisirten und freigiebigsten Gastfreund dieser Gegend. Seine Gastfreundschaft wurde Jedem zu Theil, der in seiner Hütte einkehrte. Er ließ in seinem Haushalte schalten und walten, als ob er kein Wort dazu zu sagen hätte. War aber das Blockhaus zum Universalnachtlager geworden, so daß ihm kaum noch ein freies Plätzchen unter seinem Dache übrig blieb, dann ärgerte er sich ein wenig, schwor bei seinem Schutzheiligen Sanct Patric so und so, setzte seiner Whiskyflasche häufiger zu, ward irr und wirr und polterte die halbe Nacht auf seinem Gebiete herum. Wenn dann bei Tagesanbruch die fremden Durchzügler den Campirungsort verließen, da war der alte „Pat" schon längst auf dem Wege nach dem im Entstehen und Wiedervergehen begriffenen Städtchen Trini-

dad, wo er Anderes zu thun hatte. Gewöhnlich aber verſäumte er nicht, beim Weggehen ſeinen wandernden Gäſten noch irgend ein Prognoſtikon auf die Reiſe mitzugeben, das in der ihm eigenthümlichen Redeweiſe ungefähr ſo lautete: „Sagt Leute! ich ſage euch, was ich euch als Freund ſagen kann, und ihr werdet ſagen, daß ich recht geſagt habe; ſo wahr ich das ſage, werdet ihr in kurzer Zeit von eurer Reiſe gehumbugt — (betrogen) — wieder zurückkehren. Sagt dann, alt Patrik habe es euch vorausgeſagt .... und das ſage ich!" Patriks-Ranche hatte auch uns für die erſte Nacht ein Obdach gewährt, wobei ich mich hinlänglich von All dem überzeugte, was den Ort ſo berüchtigt machte. Ich erhielt aber auch Grund zu glauben, daß der alte Anſiedler vieles zu dem glühenden Haſſe beitrug, den hier der wilde Menſch noch dem „Feuerwaſſer" zollt; denn er war ihm nicht bloß die erſte Erſcheinung der Civiliſation, ſondern in ſeinem ſpäter angenommenen, öfters trunkenen Zuſtande eine Erſcheinung der entarteten Civiliſation, gegen die der Naturmenſch nur mit Abſcheu erfüllt ſein kann.

Bei der Ankunft am Meeresſtrand, wo der Pfad über einen 200 Fuß hohen, von den Wellen abgenagten Erdrand hinabführt, wird der Blick zuerſt auf den merkwürdigen geognoſtiſchen Charakter deſſelben geheftet. Schichten von gelbem bis braunrothem Sande und Grus, bald locker, bald breccienartig zu einem feſten Geſtein verbunden, ſind von graubraunen und blauen Mergellagern bedeckt und enthalten an verſchiedenen Punkten Geſchiebe von allen ältern Gebirgsarten des benachbarten Hochlandes, namentlich von Granit, Glimmer, Thonſchiefer und Porphyr. Orangegelbe und roſtbraune Schwefeleiſenmaſſen, welche die geognoſtiſchen Ver-

hältnisse dieser Schichten theilen, brechen an einzelnen Stellen lagerweise ein, und an andern wechsellagern Schichten, die Flußmuscheln — mit solchen, die nur Meeresmuscheln enthalten, während an einigen Punkten Quellen hervorsickern, die gelben Eisenoker absetzen. Auch Reste von Korallen, Fischen, Krebsen, Cetaceen und selbst von vierfüßigen Landthieren finden sich vor. Gewiß würden genauere Nachforschungen hier auf eine neue Fundstätte des Missuriums und anderer vorweltlicher Riesenthiere führen und manche Traditionen der Indianer damit in Zusammenhang bringen können, die sich noch bis heute erhalten haben. — Erwägt man die vielen Mysterien dieser verschiedenen Erdschichten, die, Foliobänden gleich, in denen die Geschichte von vielen Jahrtausenden aufgezeichnet ist, wohlgeordnet übereinanderlagern, und zu deren genauen Durchblätterung es das Studium eines ganzen Menschenalters bedürfte, so kann man nicht ohne jenen feierlichen Ernst längs diesen Wandungen hinschleichen, der uns zuweilen in einem Bücher- und Antiquitäten-Saal erfaßt, und mit Bedauern schaut man, wie die Wellen des Meeres wieder ein neues Stück dieses classischen Bodens hinwegspülen und verschlingen. Aber auch hiebei wird man zu erhebenden Betrachtungen gereizt, wenn man bedenkt, daß die in ihrem Schaffen und Zernichten, wenn auch scheinbar, doch nimmer mit der „Zeit der Ruhe" begabte Natur dadurch ihr begonnenes Werk zu Ende führt und dem Meere allmälig wieder zurückgibt, was sie ihm in grauer Vorzeit genommen.

Zehn Meilen von dort befindet sich ein fischreicher Süßwassersee, der sich, nur durch eine 50 — 500 Fuß breite Sandbank vom Meere geschieden, 12 Meilen weit neben diesem

erstreckt. Derselbe hat weder Aus- noch Zufluß, und sein periodisches Sinken und Steigen läßt vermuthen, daß er, ähnlich wie die Lagunen der Koralleninseln, unterirdisch von Ebbe und Fluth des Meeres afficirt wird; auch mag der Umstand, daß sein Niveau höher liegt, als das des Meeres, von dem geringen spezifischen Gewicht des Süßwassers bedingt sein. Ich hielt denselben anfänglich für eine versandete Meeresbucht und hatte so feste Ueberzeugung davon, daß ich trotz meines brennenden Durstes es so lange nicht wagte das Wasser zu kosten, bis mich der Zufall von meinem Irrthume überzeugte. Das Meerwasser scheint, nach den vielen bis nach der Lagune über das Ufer hinweggeschwemmten, entwurzelten Baumstämmen und dem gescheiterten Schiffsholze zu urtheilen, dennoch während gewissen Zeiten des Jahres in die Lagune einzudringen, und dies soll nach Angabe der Eingeborenen nur wenige Male im Monat September geschehen. Die Fische ziehen sich alsdann nach dem Hintergrunde des Sees in eine enge Bucht zurück, und die Indianer machen sie sich zur reichen Beute. Die größere spezifische Schwere des Salzwassers bewirkt ein Untersinken desselben, und bald hat die Lagune wieder die Totaleigenschaften eines Süßwassersees.

Ich habe beim Anblick der ungeheuer großen Baumstämme, die hier das Ufer völlig übersäen und versperren, oft über deren Ursprung nachgedacht. Sind es die Mitglieder eines einzigen, auf der Küste durch Sturm oder Erderschütterung ausgerotteten Waldes, oder stammen sie aus verschiedenen Ländern und Perioden? Beides scheint der Fall zu sein. Die größern derselben sind meistens Pinien, doch finden sich auch Ahorne, Eichen und verschiedene Tropenbäume, so Cedern und Palmen, die zwischen ihren Wur-

zeln Stücke von Korallenriffen festhalten. Die Pinien hielt ich nahezu für gleich alt. Ihr Holz war beinahe versteinert oder doch so hart, daß eine Art beim Aufschlagen laut klang und absprang. Auch schien mir ihre gleichmäßige Lage auf eine gleiche Zeit der Anschwemmung hinzudeuten. Sie lagen alle mit der Wurzel senkrecht auf die Meereslinie gerichtet, während die meisten der andern Arten in mehr oder weniger schiefer oder horizontaler Richtung angeschwemmt waren. Wird nämlich ein Stamm von den gewöhnlichen Wellen so weit auf das Ufer hinausgeworfen, daß er das ganze Jahr hindurch nicht mehr von denselben erreicht werden kann, so bleibt er in horizontaler Richtung liegen. Aber die größern Wogen, die sich des Jahres nur einige Male während des Monats September nach der Lagune erstrecken, werden ihn jedesmal um einen, doch nur kleinen Grad um seinen Schwerpunkt, nämlich den untern Theil oder die im Sande festgelagerten Wurzeln, drehen. Hat dann der Baumstamm einmal seine senkrechte Lage, so stürzen die September-Wogen über ihn hinweg und vermögen ihn nicht mehr zu bewegen; wohl aber dient die jährliche Befeuchtung mit Meerwasser und das darauffolgende Wiederaustrocknen durch die Seewinde zur Verhärtung oder Petrification des Holzes. Bedenkt man nun, wie viele Jahre es vielleicht bedurfte, um diese Pinien von dem Orte ihrer Ausrottung nach diesem Gestade zu führen, wie viele es erforderte, um sie in senkrechter Lage auf den Strand zu werfen, und wie viele endlich ihre steinartige Verhärtung erheischte, so reichen für den Zeitpunkt ihres Ursprungs viele Jahrhunderte nicht aus, und man muß über ihr absolutes Alter um so mehr erstaunen, wenn man ihre enorme Länge und Dicke in Betrachtung zieht.

Am südlichen Ende der Lagune findet sich eine kleine Niederlassung der Allequas, die den Namen Lagunenindianer erhalten haben, mit den Tschuna-Allequas verwandt sind und unter demselben Häuptling stehen. Besonderes Aufsehen erregte sowohl bei ihnen, wie bei uns, eine junge Indianerin, die ein blaues Indianerkleid nach Art der westindischen Damen trug. Sie hatte dasselbe nebst anderm in einer vom Meere ans Ufer gespülten Kiste gefunden, und bildete sich viel ein auf ihre Woa-Kaya, die sie als besonderes Geschenk ihrer Schutzgöttin betrachtete.

Die modische Wietscha hatte sich schon einen auffallenden Grad von Eitelkeit und Gefallsucht angeeignet, und würde sicher die Eifersucht ihrer Freundinnen angeregt haben, wäre es diesen eben nicht vergönnt gewesen, an den andern Wochentagen abwechselnd das Kleid zu tragen. — Auch in den Augen der Indianer machen Kleider Leute, und Nacktheit ist ein Remède contre l'amour. Ich glaube selbst bei noch einigen andern leisen Berücksichtigungen etwas derartiges verspürt und beobachtet zu haben, daß die paradiesische Mythe sich noch heute, aber erst dann bei den Indianern zeigt, nachdem sie die farbige Hülle des Sünders angenommen haben.

„Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir, was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll."

Der Weg führte uns nun längs dem Meeressaume auf lockerm Sande weiter, bald der Brandung der Meereswogen, bald zusammengestürzten Vorgebirgen ausweichend oder dieselben zur Ebbezeit umkletternd. Rechts erhebt sich das Kü-

stengebirge zuweilen in sanfter Böschung, doch auch öfters steil ans Meer gedrängt. Ueppige Tannenwaldungen bilden eine ununterbrochene Bekleidung der Höhen und Tiefen, nach welchen sich das auf der weiten Fläche des Oceans ermüdete Auge gerne hinwendet und dem Flug des Adlers folgt, der über seinem Waldasyle kreist und mit scharfem Blicke auf den zum Genuß einladenden Auswurf des Meeres lauert. Das Gehen ist sehr mühsam in diesem Sande, der sich von der Wassergrenze aus in immer lockerern, verschiedenfarbigen, doch meistens schwarzen Streifen bis zum Kiese und Gerülle aneinanderlagert, und von den darüber hinauslaufenden Wellen stets regelmäßig nach dem Grad seiner spezifischen Schwere und Körnergröße vertheilt wird. Wir hielten uns gewöhnlich hart am Wasser, da der feinere und feuchte Sand einen festeren Boden bildete, mußten aber alsdann jedesmal beim Heranstürzen der Wellen die Flucht ergreifen. Einige Fuß vom Wasser entfernt bemerkte ich bei jedem Schritte ein rätschendes Geräusch oder Gekrach des Sandes, dem ähnlich, wenn man frisch gefallenen oder trocken gefrorenen Schnee betritt, was mir um so eigenthümlicher schien, da es sich nur im Sande von bestimmter Körnung und Beschaffenheit erzeugen ließ. Waren wir genöthigt, auf den obersten, lockersten Schichten des Sandes zu gehen, so schritt Einer hinter dem Andern in denselben Fußstapfen, so daß nur Einer die Mühe des Anbahnens hatte. So wurde die Einförmigkeit des Weges durch diese stets abwechselnden Gangarten etwas gestört, und durch die auf den Schritt gerichtete Aufmerksamkeit manche schöne Kieselart und Muschel entdeckt. Des Nachts, so lange wir den Weg fortsetzten, ergötzte uns das Meer mit seinen von Infusorien bewohnten feuerzüngelnden

Wogen, dem „Liebesfeuer“ der Nereiden und Peridinien, von dem es wie mit einem Silberfaden umsäumt wurde und das in der Ferne dem Zickzack eines Blitzes glich.

Am zweiten Tage unserer Küstenreise kamen wir noch bei zwei Lagunen vorbei, an derer erstern sich ebenfalls eine im Vordergrunde von Hügeln bedeckte Indianerstation befindet. Als wir von den Bewohnern derselben entdeckt wurden, kamen sie alle mit Gruß- und Freudengeschrei auf ihren Kanots und zum Theil durch die Lagune watend uns entgegen. Papschu wollten sie haben, und die Weiber suchten ihr Betteln noch mit einem sehr ungemüthlichen Betasten der Glieder und Taschen zu bekräftigen oder wirksamer zu machen. Dann luden sie uns ein, ihre Hütten zu besuchen, und Männer und Frauen waren bereit, auf ihrem nackten Rücken die Fremdlinge durchs Wasser zu tragen. Wir standen wie Herkules unentschlossen am Scheidewege, versagten aber nach kurzer Ueberlegung und in Erwägung der schmeichlerischen Bettelvirtuosität der rothhäutigen Freunde dem indianischen Olymp den Besuch.

Bei der folgenden Lagune kam ein junger, athletischer Indianer von kühnem und verwegenem Aussehen in schnellem Laufe auf uns zu, Bogen und Pfeil hoch in der Hand und zum Stillstehen rufend. Als er aber unsre Waffen bemerkte, wurde er mißtrauisch und näherte sich uns erst dann, als wir seinen Gruß erwiederten. Er verlangte hierauf den Zweck unserer Reise zu wissen, bat um Freundschaftsgeschenke, und als wir ihm mit einigen Glasperlen und Zwieback willkommen waren, da ließ er uns auch seine Mission vernehmen. Er war ein Bote der an der Klamathmündung angesiedelten Allequas, und hatte allen mit diesen befreundeten Stationen

längs dem Meere die Hiobspost von ihren wiederbeginnenden Feindseligkeiten mit den Bergindianern zu überbringen. Diese hatten nämlich schon im vergangenen Jahre alle Allequas auf der Küste von Trinidad bis zum Klamath aufgefordert, in Gemeinschaft mit ihnen den weißen Fremdlingen das Eindringen ins Innere des Landes zu verwehren. Die Tschuna-Allequas, das Vergebliche eines solchen Widerstandes wohl einsehend, entzogen sich der Aufforderung und machten sich damit selbst zu Feinden ihrer Bundesgenossen, denn der Indianer betrachtet Neutralität als Feigheit und diese als die Mutter der Verrätherei. Schon verschiedene Male hatten die Bergindianer feindliche Ausfälle nach der Küste gemacht und einige der Uferbewohner getödtet, so den Häuptlingssohn von Trinidad und später zwei Lagunenindianer. Nun brachte der wilde Bote noch die Nachricht von einem kürzlich stattgefundenen Raube der Häuptlingstochter seines Stammes, und dies genügte, das Feuer der Rache auf der ganzen Küste zu entzünden. Der erboste Sendling hob seine Fäuste in der Richtung nach den Bergen, sprach ein heftiges „Quimalla Ihnek“ und schoß einen seiner Pfeile mit aller Armes- und Bogenkraft über das hohe Gestade, daß er in weitem Bogen am Horizont verschwand. Er deutete uns sodann, bei unserm Weiterreisen und dem nächtlichen Campiren sehr vorsichtig zu sein, da sich von da an keine ihrer Stationen mehr zeige, und die Feinde öfters diese Gegend durchspähten. Bei seinem Davoneilen schoß er mit Hindeutung auf unsere Gewehre noch drei seiner Pfeile mit solcher Behendigkeit über den Sand vor sich hin, daß ich vermuthete, er wolle damit zu verstehen geben, wie gering der Indianer die Eigenschaften unserer Schußwaffen gegen die der seinigen achte.

Die heranbrechende Nacht nöthigte uns, am Ende der Lagune unser Nachtlager zu wählen. Wir bauten uns mit gestrandeten Baumstücken hinter dem Vorsprunge eines Strandhügels ein Dach, indem wir sie schief gegen die Böschung anlehnten und mit Weidengebüsch und Gras überdeckten. Als wir darunter gekrochen und uns aneinander gepfercht hatten, da ließ uns die Müdigkeit des Tages bald von keiner Gefahr und indianischen Feindseligkeit mehr träumen. Das Getös der Meeresbrandung, das im Dreiviertels-Takt die Luft erschütterte und mit dem monotonen Rauschen der hinter uns den Uferwall bepeitschenden Wellen im furiösen Duett zusammenstimmte, verursachte eine herrliche Musik für schlafestrunkene, gleichgestimmte Seelen. Anfangs war es uns, als hörten wir die Tritte einer heranstürmenden Indianerbande mit ihrem höhnischen Gelächter; da erwies es sich als das Gepolter einer weit auf das kiesige Ufer hin ausgestürzten Woge, und als das Gequäk eines über unsern Häuptern nach der Lagune heimziehenden Gänseflugs. Dann glaubte ich wieder ganz in der Nähe das Zischen und Schwirren abgeschossener Pfeile zu vernehmen, und siehe da, es war einer meiner Gefährten, der in Furcht, den Feinden unsern Aufenthaltsort zu verrathen, für gut fand, die noch glimmenden Holzstücke unseres Feuers in den See zu schleudern, daß sie erloschen und laut aufzischten.

Ich habe den hellern Schall während der Nacht schon in verschiedenen Situationen belauscht, doch scheint er mir nirgends so effektreich, wie in der Nähe des Oceans. Die Luft hat hier bei den kühlenden Winden eine größere Elastizität als auf dem Hochlande, und gestattet eine raschere und leichtere Fortpflanzung des Tones, der nach verschiedenen Modu-

lationen in der Ferne echoähnlich verhallt. Das fortgesetzte Tosen des Meeres scheint für unsre Sinne sehr betäubend; aber es ergötzt, weil es kein plötzlich abgebrochenes Geräusch ist, sondern sich in der gespannten Luft wie über einen Resonanzboden klangvoll verbreitet. Ich glaube nicht, daß ein Orchester ergreifender und erschütternder zum Gemüthe sprechen und z. B. das „Kleingewehrfeuer" und den „Kanonendonner" aus der „Schlacht bei Austerlitz" täuschender geben könnte, als die nächtliche Brandung des Oceans, in der man das fünfgestrichene C des Pianoforte deutlich zu unterscheiden vermag. Auch sind die zuweilen eintretenden längern Pausen dieses Wogendonners von eigenthümlicher Wirkung für das offene Gemüth, das überall in der Natur seine größte Ergötzlichkeit an der ununterbrochenen taktvollen Thätigkeit derselben findet und zu finden gewohnt ist. Ich befand mich jedesmal, wenn so eine Intervalle zu lange andauerte, in einem Zustande banger Erwartung, und fühlte mich gleichsam gedrungen, von meinem nächtlichen Lager aufzustehen und nachzusehen, welches die Ursache davon sei. Es ist Thatsache: die Natur vermag oft, dem Menschen Eindrücke zu erzeugen, die ihn in die Jahre seiner Kindheit zurückversetzen, ich möchte sagen, ihn gänzlich zu dem Kinde machen, das nach dem Tische schlägt, an welchen es den Kopf gestoßen hatte, und das mit den Händen nach dem Monde greift ...

Am dritten Tage verdoppelten wir unsre Schritte und erreichten bald die Mündung des Redwood- oder Smith-River's. Doch hatten wir vorher noch den Anblick einer schauerlichen Scene. Ein dichter Schwarm von Möven und Seeraben, der vor uns abwechselnd nach dem Ufer stürzte und sich kreischend wieder erhob, ließ uns auf das Vorhandensein

eines Aases schließen. Bald erkannten wir die halbverzehrte, kopflose Leiche eines Menschen auf dem Ufersande. Zaudernd, und die gefräßigen Thiere mit Steinwürfen verscheuchend, näherten wir uns derselben; aber der starke Verwesungsgeruch gestattete keine lange Todtenschau. Aus einem amerikanischen Stiefel, den der Verunglückte noch am rechten Fuße hatte, und dem auf seinem Arme tätowirten Anker und Stern schlossen wir, es müsse ein amerikanischer Matrose gewesen sein. Wir verscharrten die zerrissenen und zerfressenen Reste so gut als möglich in den Sand, bedeckten sie mit Steinen und wandten uns betrübt davon ab. — Es kann sich der Wanderer durch unbekannte Gegenden nichts Lieberes wünschen, als niemals eine derartige Begegnung zu haben. Sie ist höchst entmuthigend, mißstimmend und abschreckend. Erkennt man sie, so möchte man sie im ersten Augenblicke, erfüllt von Abscheu und der Befürchtung, die Leiche eines Menschen zu schauen, mit dem man vielleicht schon in Umgang gestanden, umgeben. Aber wenn auch die Neugierde unterdrückt werden kann, so geschieht dies doch nicht mit dem Pflichtgefühl. Es sind die vergänglichen Ueberreste eines Menschen und man muß sich ihnen nähern, um ihm wo möglich den letzten Dienst der Beerdigung zu leisten.

Wir hatten nun den Redwoodfluß zu passiren. Derselbe ergießt sich in ein stilles Delta, um dann wieder vereinigt über die Uferböschung an der Seite eines felsigen Vorgebirges rasch nach dem Meere zu stürzen, indem das Meer einen Sanddamm vor den einen Flußarm gewälzt hat. Aus Brettern gescheiterter Schiffe und zerbrochenem Mastenholz, an dem noch Theile der Takelage hingen, bauten wir uns ein Raft oder Floß zusammen und ruderten damit langsam

über das Delta von Ufer zu Ufer. Die Ueberfahrt auf diesem gebrechlichen Fahrzeug war sehr gefährlich; aber das Grauen zeigte sich erst, als wir das Floß, nachdem wir angelangt waren, nach dem Meere stürzen ließen, und sahen, wie die Balken und Bretter mit der schäumenden Fluth kämpften und von neugierigen und hungrigen Seevögeln umkreist wurden.

Jenseits des Redwoods beginnt die Gegend plötzlich eine andere Physionomie anzunehmen. Der starke Waldwuchs ist nur noch im fernen Hintergrunde zu sehen, und das Strandgebirge hat einen wüsten Charakter. Geschiebe und groteske Findlinge von Gneis, Trachyt und Trap-Porphyr liegen am Ufer zerstreut, und selbst weit im Meere draußen zeigt sich ein solcher dammartig hoch über dem Wasserspiegel erhaben. Die Vorgebirge bestehen aus silurischen Trümmerhaufen, und das ganze Terrain zwischen dem Meere und der Litoralkette gleicht einer tief aufgeplatzten Mine. Kleine Bäche und Rinnen, welche Spuren von Gold mit sich führen, durchfurchen dasselbe oder maceriren es so sehr, daß es in einer wahren Auflösung begriffen ist und dem Meere nach und nach zur Speise fällt. Längs dem Meeressaume wechseln zuweilen größere Strecken von kohlenschwarzem, gleichförmigem Sande, mit glattgewaschenen Massenlagern von schwarzem Porphyr, die dem Schritte viel Schwierigkeit darbieten. Es hat hier unstreitig ein Bergsturz stattgefunden, der einen mit Waldung aufs prachtvollste geschmückten Küstenstrich in die größte Verödung versenkt hat. Wir eilten, an diesem Orte der Zerstörung vorbei zu kommen, und wanderten daher noch bis zur späten Nacht, um diese in einer andern Landschaft verbringen zu können.

Wir erreichten sie endlich. Ein kleines Seitenthal, im

Vordergrunde mit Weiden und Schilfrohr bewachsen und im Hintergrunde mit finsterer Waldung verschränkt, sollte uns das Nachtlager borgen. Nach einigem Herumsuchen befanden wir uns unverhofft vor einer Indianerhütte. Es war todtenstille, und wir hielten dieselbe für unbewohnt. Da stießen wir hart an die Thüre; sie ging auf, und vor uns saß um ein helllohendes Feuer eine Menschengruppe, die leicht mit der Gnomengesellschaft von „Rip van Winkle“ zu vergleichen gewesen wäre. Wir erfuhren aber bald, daß es einige Engländer waren, die zur Erforschung des Landes schon längere Zeit diese Küste bewohnten. Der Vorsteher der Gesellschaft, Mr. Levington, hieß uns freundlich willkommen, bewirthete und beherbergte uns so gut es die Umstände erlaubten, und erzählte uns Manches von seinen interessanten Erlebnissen. Er war ein naturkundiger, wissenschaftlich gebildeter Mann, und es steht zu hoffen, daß sein Journal der Oeffentlichkeit zu Theil werde.

Zwanzig Meilen von diesem, die Stelle eines verödeten Indianerdorfes bezeichnenden Orte entfernt, mündet der Klamath, dessen Ufer wir am Nachmittage des vierten Tages betraten. Eine Meile oberhalb der stark versandeten Mündung liegt die theils aus Indianerhütten, theils aus Zelten und Blockhäusern bestehende Klamath-City, bei unsrer Ankunft jedoch kaum bewohnt und ein armseliges Ansehen darbietend. Die Nachricht, die wir auf unsere Erkundigungen nach dem Aufwärtsbefahren des Flusses erhielten, war sehr betrübend, denn wir sahen uns genöthigt, von unsrer Weiterreise einstweilen abzustehen und so schnell als möglich wieder nach Trinidad zurückzukehren, um die Abreise der übrigen Mitglieder unserer Gesellschaft noch zur rechten Zeit zu verhüten. Der Fluß ist

felsig, eng zwischen die Berge eingezwängt, und war gerade sehr angeschwollen und reißend, so daß weder das Befahren desselben, noch das Gehen längs seinen Ufern möglich gewesen wäre. Wir verweilten jedoch hier einen Tag und besuchten die Goldbluffs.

Die Goldbluffs sind 20 — 300 Fuß hohe Hügel, theils ganz aus schwarzem, goldhaltigem Sande bestehend, theils nur mit solchem überdeckt, über einem auf der südlichen Seite der Klamathmündung liegenden Flächenraume von 12 Quadratmeilen. Sie waren es, die den ungeheuren Goldlärm am Anfange des Frühjahres zuerst nach San Francisco verbreitet hatten. Bald landeten mehrere Schiffe an diesen Gestaden und bevölkerten dieselben mit allerlei Abenteurern. Viele derselben verloren Hab und Gut schon bei der sehr gefährlichen und beschwerlichen Landung; aber als man zur Arbeit schritt und hoffte, schon nach wenigen Tagen in den Goldbluffs die Schätze des Attalus zu finden, da erreichte die Noth und das Unglück durch Trug und Täuschung den höchsten Grad. Es war Gold, viel Gold vorhanden, aber man konnte es aus Mangel an Kenntniß und zweckmäßigen Arbeitsgeräthschaften nicht gewinnen. Das Gold der Goldbluffs ist so fein, daß es nur mit bewaffnetem Auge unter dem Sande zu erkennen ist. Man suchte es mittelst Quecksilbermaschinen zu extrahiren, aber die Amalgamation konnte deshalb nicht erfolgreich genug zu Stande kommen, weil anwesender Schwefelkies und viel magnetischer Sand das Adhäriren verhinderte. Sandmühlen, wobei der fein zermalene Sand mit Kochsalz und Quecksilber auf Gold verarbeitet wird, würden allein erfolgreich anwendbar gewesen sein und sicher große Reichthümer geliefert haben. Allein der moderne

Argonautenzug verbrachte in den Goldbluffs nicht viel Zeit zum Düfteln, sondern gab sich „geblufft" und strömte davon, das „schwarze Vlies" anderer Minengegenden zu suchen. Viele dachten indessen: „Das Gold der Goldbluffs wurde aus den Bergen vom Klamath herabgeschwemmt; wenn es nun da schon in so großer Quantität vorhanden sei, aber wegen seiner microscopischen Größe nicht gehörig gewonnen werden könne, so müsse es noch allgemeiner und in Stücken, die der Fluß nicht hinwegzuspülen vermochte, droben in den Bergen zu finden sein . . . ." und sie strebten dahin zu gelangen.

Die Goldbluffs boten uns ein trauriges Bild gebrochener Arbeitskräfte und zerronnener Glückserwartungen dar, das Bild einer Wüste in der Wüste. Zerfetzte und vom Winde niedergerissene Zelte, halbverwitterte Lebensmittel, zerbrochene Werkzeuge und Theile unzweckmäßiger Maschinen lagen überall umher und zeugten von einem babylonischen Minenleben. Die schwarzen Hügel waren durchstöbert, umgeworfen, und man konnte in der Unordnung deutlich den Verdruß erkennen, der die vergebens nach Gold durstenden Minirer bei ihrer mühevollen Arbeit beseelt haben mußte. Ich bestieg einen der höchsten Hügel, von wo aus die ganze berg-, wald- und seebegrenzte Landschaft zu übersehen war. Die gleichmäßige Form und die kreis- und bogenförmige Stellung aller dieser Hügel erinnert an Chladnische Klangfiguren, und man könnte geneigt sein, ihre Entstehung durch eine Erderschütterung analog, wie die jener, zu vermuthen. Durch die Seewinde wird der Sand öfters von den Gipfeln herabgerollt, so daß die Hügel sich allmälig zu verflachen scheinen; wahrscheinlich aber findet bei starkem Sturm das Gegentheil statt, indem derselbe den Sand aus der Tiefe wieder emporwirbelt.

Beim Herabrollen des Sandes läßt sich ein lautes Rauschen wahrnehmen; ich dachte dabei an den von Charles Darwin erwähnten Hügel „el Bramador“ im Copiapothale von Chili, obwohl es mit keinem „Gebell“ zu vergleichen, mir aber nichts destoweniger sehr fremd und überraschend war.

Zwei und einen halben Tag später befanden wir uns endlich wieder bei der Indianerstation der ersten nördlich von Trinidad entfernten Lagune. Von unsern Bürden größtentheils entledigt und mit dem Wege vertraut, legten wir denselben in kürzester Zeit zurück und langten wohlbehalten an. Zu unserm nicht geringen Erstaunen befand sich unsere ganze Reisegesellschaft hier mit Lastthieren versehen und reisefertig. Man hatte das Mißlingen unseres Reiseversuchs geahnt und deßwegen auf unsere Zurückkunft gewartet. Ein neuer Plan wurde entworfen, in Folge dessen wir uns insgesammt in nordöstlicher Richtung landeinwärts begeben und, da die Gebirge sich vom Schnee entkleidet hatten, den obern Lauf des Klamath erreichen wollten. Zwei Indianer, die uns als Führer dienten, und eine junge kriegsgefangene Rhäkwa-Indianerin, die wir gegen einige Geschenke von den Lagunen-Indianern erhielten und ihrem Stamme als Zeichen unserer friedlichen Gesinnungen zurückzubringen gedachten, bildeten die Trophäe unseres Zuges. Wir reisten nun wieder nach dem nördlichen Ende der Lagune, und bestiegen von da aus das Collier des Litorals. Ein ordentlicher Pfad über ein grasreiches, fruchtbares Gehänge, von wo aus wir den im milden Sonnenscheine erglänzenden weiten Ocean übersahen, führte uns Abends in die Vorhallen der ersten Tannenwaldung.

Wie erhaben und gebieterisch ist der Anblick einer solchen

kalifornischen Urwaldung! Auch hierin erkennt man auf den ersten Blick eine gewisse Demokratie, die sich in Amerika überall, in der Natur wie im Völkerleben, scheint geltend machen zu wollen, und wo alles in ungeheuren Massen besteht und wirkt, die der Weltgeist nur allmälig und mühsam zu beherrschen im Stande zu sein scheint. Staunen und fromme Gemüthsbelebung erfüllt uns nach jedem Schritt in diesen ernsterhebenden Riesenwäldern der Pinus grandis, die sich mit ihren 6—16′ im Durchmesser und 100—300′ in der Höhe haltenden Stämmen bis zu den Gipfeln der Berge erheben, und unter ihrem immergrünen Kronendache, das dem wohlthätigen Sonnenlicht und den das Athmen des Waldes erleichternden Land- und Seewinden ausgesetzt ist, ein Bodenfeuchtigkeit erzeugendes ewiges Schattenreich bilden, in welchem die „in ihrem frühesten Alter blühende, bescheidene und verachtete" Linaea borealis, umgeben von Stechpalmen, Brombeer- und anderem Waldgestrüpp, ein kümmerliches Dasein lebt, und wo der langzottige Graubär durch sein Gebrumm sich als den alleinigen Vorsteher dieser Naturdemokratie zu erkennen gibt. Der Tag wird da zur Nacht, und die Nacht ist schauerlich, stockfinster, wie in einem unterirdischen Gewölbe.

Aber da wird dem Wanderer, der sich am Fuße dieser riesigen Stämme rubesuchend niedergelassen, ein ergötzliches Schauspiel nach dem andern zu Theil. Ist die Luft, wie besonders in Sommermonaten, am Anfange eines Gewitters, schwül und trocken, dann fangen die Bäume an zu knistern, sie duften einen starken, eigenthümlichen Holzgeruch aus, und bald zeigt sich in der Tiefe des Waldes ein bleicher Schein, der gespenstisch zwischen den Bäumen hindurchhuscht und viel

Aehnlichkeit mit dem Wetterleuchten hat. Die Erscheinung wiederholt sich einige Male, aber immer schwächer und gleicht zuletzt nur einem matt durchgedrungenen Mondstrahl. Man glaubt den Blick getäuscht zu haben; doch vermuthet man auch sogleich ein elektrisches Phänomen, das seine Hauptursache in dem Harzreichthum der Pinien hat. Das starke Knistern, das dem Lichtscheine vorausgeht, deutet auf eine durch die warme Gewitterluft entstandene Ausdehnung der harzreichen Baumrinde und Holzmasse, wodurch eine elektrische Reibung der Molecula herbeigeführt wird, die eine mit der entgegengesetzten Elektrizität der Luft unter Lichterscheinung ausgleichende resinöse Elektrizitätssphäre über die Stämme verbreitet*).

In den spätern Stunden der Nacht ist die Luft dieser Waldungen kühl, und man ist bestrebt, sein Wachtfeuer zu vergrößern, gleichviel, ob auch die hochauflodernde Flamme sich dem nächsten Baume mittheilt. Das verzehrende Element wüthet bald am harzigen Holze, windet sich prasselnd empor von Stamm zu Stamm und rötbet die Luft zum Feuermeere.

---

*) Eine andere auffallende Erscheinung dieser Waldungen sind auch die vielen überall zwischen den Bäumen herumschwebenden Spinnengewebe, die gerade nach warmen Nächten in größerer Menge zu finden sind, ähnlich wie man sie an Herbsttagen in unsern Wäldern zuweilen bemerkt. Läßt sich zwischen dieser Erscheinung nicht irgend ein Zusammenhang mit der elektrischen Luft denken, indem die Waldspinne vielleicht durch die Elektrizität der Athmosphäre gereizt wird, ihr Gewebe abzugeben, oder dieses durch elektrische Anziehung nach dem Walde gelangt?

„Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend spitz hinauf
Zum holzverschränkten Deckenband:
Es droht ein allgemeiner Brand."

Wo die Gluth nicht hinreicht, da spiegelt sie sich im Purpurlichte, und die Nacht scheint zum Tage zu werden. Aber da fallen die verdichteten Dunstwolken als rieselnder Thau in das Zerstörungswerk, und allmälig verschwindet der Waldbrand mit den krachend zusammenstürzenden Feuersäulen der Bäume.

So hatte auch uns der Genius des Urwaldes während der ersten Hälfte der Nacht durch diese zwei Schauspiele den Waldaufenthalt verherrlicht, und erquickte uns während der zweiten mit dem süßesten Schlummer, so daß wir neu gestärkt und ermuntert zur frühesten Morgenstunde wieder dem von den flüchtigen und listigen Schritten der Ureinwohner gebahnten Pfad folgten, der, den Gipfel des Berges in weitem Umschweife übersteigend, an steilen und feuchten Abhängen, erratischen Blöcken und hingestreckten modernden Baumleichen vorbeiführt. Die lautlose Stille, vereint mit dem düstern Dämmerlichte, das dem organischen Leben des Urwaldes einen ewigen Schlaf angezaubert zu haben scheint, verfehlte nicht, auf die Gemüther der im langgestreckten Zuge schleichenden Minenwanderer einen ansteckenden Einfluß auszuüben, und vermochte wohl Jeden zu stillen Betrachtungen zu verlocken.

Die Wanderung durch diese kalifornischen Rothholzwaldungen, deren Wachsthum und Ausdehnung die Natur in den Thälern des Küstengebirges besonders begünstigt zu haben scheint, erzeugt doch bald ein drückendes, peinliches Gefühl, dem des Gefangenen ähnlich, dem der Tag der Freiheit verkündet

wurde, und der mit jedem Augenblick das Oeffnen seiner Pforte erwartet. Wohl vermag uns die übernatürliche Größe, die gigantische Urkraft und das graue ehrwürdige Alter der Bäume, die wunderbare Fülle des organischen Lebens, mit einem Wort, der ganze Umfang aller Waldeserscheinungen die erbaulichsten Bilder der Phantasie zu schaffen; aber man ermüdet, sobald man erkennt, daß diese Wanderung den ganzen Tag einnimmt. Dann ist es immer nur die Sehnsucht nach freiem Raume, nach dem Wiederanblick der Sonne oder nach der Ankunft am Tagesziele, die uns beseelt, aber auch häufige Täuschungen mit sich bringt. Man hat einen nachtverhängten Abgrund vor sich. Voll Hoffnung, bald im wiesengrünen Thale angelangt zu sein, steigt man sachte hinab; und glaubt man, die Sohle des Thales erreicht zu haben, dann ist es ein vorspringendes Plateau, dessen Waldwuchs mit dem des gegenüberstehenden Bergabhanges verschlungen zu sein scheint. Nochmals geht es hinab, und so stundenlang stufenweise unter ungeduldiger Erwartung und trügerischer Aussicht. Immer finsterer wird's unter und über dem Schritte; es kann nur die Hölle sein, der der Wanderer unsicher entgegengeleitet. Gaffend schon zeigt sie ihm den geöffneten Schlund.

Da tritt er endlich mit Ueberraschung an den von Bergen eingeengten, sanft und lieblich fließenden Waldfluß, der ihm den frischesten Trank gewährt. Weiden, Zitterpappeln, Birken und Erlen, die Gebüsche der Elfen, stehen an seinen kiesigen und sandigen Ufern, auf denen noch die frischen Fußstapfen einer vom herannahenden Schritte der Weißen aufgescheuchten und vertriebenen Indianerhorde zu erkennen sind. Die Washingtonia gigantica, die Bestätigerin der chemischen

Hypothese, daß die Luft in frühern Zeiten reicher war an der pflanzenernährenden Kohlensäure als heute, und die eine lebende Denkmünze der Schöpfung genannt werden kann, findet sich in diesen dunkeln Thalschichten, wo die Kohlensäure erzeugende Dammerde ihre größte Anhäufung hat, in größter Pracht und Mächtigkeit. Viele dieser Waldriesen sind am Fuße zu 8—10′ weiten Hütten ausgebrannt, eine That der Indianer, die sie zu ihren Winterquartieren benutzen, und so als die eigentlichen „Tannhäuser" des melancholischen Thalgrundes erscheinen.

An den Gestaden des obern Laufes des lachsreichen Redwoodflusses, den wir in der Hälfte unseres zweiten Reisetages erreichten, finden sich viele solcher Tannhütten. Als ich in eine derselben trat, wurde ich auf einen Gegenstand aufmerksam, der über mir schwebte. Ich griff darnach und erfaßte eine Hand, die sich bei Beleuchtung des Raumes als die eines verstorbenen alten Indianers erwies. Die stark munificirte, mit Harz und Terpentin getränkte Leiche lag mit herabhängenden Armen und Beinen über zwei an der Decke der Baumhöhlung mit Hautriemen befestigten Holzstäben, und schien eines natürlichen Todes gestorben zu sein, denn es fanden sich am ganzen Körper keine Wunden. Sie wäre gewiß der Einverleibung eines anatomischen Cabinets werth gewesen; doch zeigte sich, der vielen Umstände eingedenk, bei uns keine Lust, den Todten seinem lebendigen Sarge zu entziehen, und wir verließen ihn, damit er einst mit dem Lebenden verwachsen, der sein Haupt hoch gen Himmel erhebt, auf den herrlichen Jagdgefilden sein ewiges Dasein erreiche.

Kurz war unsre Rast im Redwoodthale; noch schweißesnaß mußte der Zug, in Abwesenheit eines indianischen Chri-

stophorus, der sich mit dem Ueber-den-Flußtragen der fremden Wanderer leicht hätte den Himmel erwerben können, den Fluß durchschreiten, den neuen Berg ersteigen und eilen, damit wir das Nachtlager auf der Höhe desselben beziehen konnten, denn nur dort findet sich das Futter für die ermüdeten und hungrigen Lastthiere. Elk-Camp heißt der am Pfade liegende gras- und quellreiche Aufenthaltsort in einer Höhe von 600 Fuß.

Die Nadelwaldungen haben hier ihre Höhegrenze; schöne Weideplätze für die Wiederkäuer des Waldes zieren von nun an die noch über 2000 Fuß sich erhebenden Bergesgipfel, auf denen stellenweise Schneefelder mit der grünen alpinischen Rasendecke contrastiren und im Sonnenscheine blinken. Hat man die höchste Spitze eingenommen, über die den Indianer der Pfad geführt im Verlangen nach der nächsten Nähe des Himmels und der Sonne, in deren Anblick er die Gefahren und Mühen seiner Reise vergißt, so ruht das Auge gen Osten auf unzähligen bewaldeten Bergesgruppen, einer terra incognita, die, scheinbar eine Ebene bildend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen, und gen Westen noch einmal auf der nebelgrauen Wasserscheibe des das Gefühl des Unendlichen erzeugenden Oceans. Betrachtet man aber seine nähere Umgebung, so glaubt man sich mit einem Male mitten auf die Schweizeralpen versetzt.

In der Ferne liegt die Fremde,
In der Näh' der Heimat Bild;
Und das Herz, das eng beklemmte,
Wird von Wonn' und Lust erfüllt.

Die blickerheiternden Fluren, die gemüthsverdüsternden Waldungen am Saume derselben, und weiterhin die grauen,

bemoosten Felsenstöcke, — man vermißt nichts, als des Alphorns Reigentöne, um lebhaft wieder an vergangene Tage zurückzudenken. Aber auch diese Seealpen haben ihre gemüthsansprechenden Stimmen; im Thale rauscht der von Felsen zu Felsen stürzende Bach, aus der Ferne vertost die See, und im nahen Gehölz — da brummt der Bär. Diese letztere Stimme, so grauenhaft sie vielleicht auch tönen mag, ist es doch, die zur Unterhaltung des über diese Berge wandernden Zuges nicht wenig beiträgt. Der Verwegene verspottet und verhöhnt sie, gleichsam die Bestie zum Kampfe herausfordernd; der Erschrockene aber späht überall ängstlich umher, und nicht selten hat er eine Erscheinung des Gefürchteten vor sich. Es kann Wirklichkeit sein, oft aber ist es Trug, und dem panischen Schreck folgt allgemeiner Spaß. Ich habe die Stimme des Bären auf meiner Bergreise nach dem Klamath wohl 3 — 6 Mal täglich aus den Wäldern vernommen, nie aber das Thier erblicken können. Erwähnt man indessen die geringe Fortpflanzungsfähigkeit des Tones dieser Alpenathmosphäre, so mußten diese Unholde der kalifornischen Fauna nicht weit entfernt gewesen sein. Es scheint, daß der Graubär die fremde Erscheinung eines Menschen weder fürchtet noch haßt, oder daß er zum Angriffe desselben keine Lust hat da, wo seine Raubgier unter den Grasfressern hinlängliche Befriedigung findet. Eines Tages jedoch mußte ich Zeuge eines Bärensturmes sein. Ein Theil der Gesellschaft war zurückgeblieben; plötzlich kam er unter wirrem Geschrei und dem Losfeuern einiger Gewehre herangerannt. Ein Grizzly, dessen Größe sie geradewegs mit der eines Büffelochsen verglichen, hatte die Erschrockenen zur Flucht getrieben, aber wie es schien, ihnen auf den großen Allarm wieder den Rücken gewendet.

Wir liefen hin, wir liefen her,
Wir liefen All' die Kreuz und Quer,
Und Jeder athmete so schwer,
Als ob er halb gefressen wär.
Doch stellt man sich zur Gegenwehr:
Vergeb'ner Wahn, es kam kein Bär,
Im Wald blieb Alles still und leer.
Da ärgert' uns der Spuk so sehr . . .
Verwünscht sei diese Bärenmähr!

Ungefähr 12 Meilen von Elk-Camp entfernt, das seinen Namen einer nahegelegenen Salzlecke verdankt, die besonders von Elennheerden, aber auch öfters von dem braunbewollten kalifornischen Bergschaafe besucht wird, befindet sich ein kleines Eschen- und Ahornwäldchen. Der Pfad, der früher dasselbe zu umgehen schien, ist eine Strecke weit eingeheckt und augenscheinlich absichtlich durch dieses Wäldchen geführt worden. Etwas Unbestimmtes ahnend und neugierig schritten wir auf demselben weiter. „Durch diese hohle Gasse muß er kommen", sagte ich nun, und wäre beinahe ängstlich gewesen, den wilden Bogenschützen rachegierig im nahen Gebüsche zu erblicken. Da stand ich stille und befand mich, nach der Angabe unsrer Führer, auf der geweihten Erde im Grabe schlummernder indianischer Krieger. Eine geräumige, mit Kieselsteinen bedeckte Grabstätte muß der Wanderer betreten, damit er sich des ersten, im Sommer 1850 hier gelieferten, blutigen Zusammentreffens der Weißen mit den Berg-Allequas erinnere.*) Einige grüne, frischgeschnittene, 10 Fuß lange,

*) So vergraben die Indianer auch ihre verstorbenen neugeborenen Kinder an den Pfaden, in dem Glauben, daß die vorübergehenden Weiber ihre Seelen aufnähmen. Auch am Fuße großer Wasserfälle oder in gerader Richtung der Fall-

armsdicke Stangen waren an einem Ahornbaume angelehnt, der mit seinen Zweigen die Stätte beschattete, und diese sollen jedes Frühjahr durch andere ersetzt werden zum Zeichen, daß die Rache der Indianer noch immer grün und noch nicht gestillt sei. Wir legten die lanzenartigen Stangen in Form eines Kreuzes über das Grab, und schnitten zugleich das Bild eines Todtenschädels und einige andere symbolische Zeichen in die Rinde des Ahorns als räthselhafte Erwiederung der enträthselnden indianischen Racheankündigung. Was die Wilden dieser Gegend nach Entdeckung dieser Insignien beschlossen haben, das kann heute noch jeder Weiße erfahren, der sich zu ihnen begibt: sie schneiden ihm eines der bei ihnen stereotyp gewordenen Zeichen auf die Stirne und senden ihn zu seinen Freunden zurück . . .

Die dritte Nacht verbrachten wir in dem sogenannten French-Camp, unweit des Trinity-River's. Unmittelbar nach unserer Ankunft wurden wir von einer andern Gesellschaft, die uns nachgereist war, eingeholt. Sie bestand aus einem Amerikaner, der einige mit Waaren beladene Maulthiere bei sich hatte, und mehreren Chinesen, die wir

---

linie derselben begraben sie gerne ihre Leichen, damit der große Geist, der in den Gewässern wohnt (ich möchte beinahe sagen, Oersted's Geist der Natur!) sie beschütze. — Beim Niagara müssen sich unstreitig solche Gräber aus den frühesten Zeiten befinden; würden sie sich auffinden lassen, so könnte man nahezu ihr Alter und die Zeit der ersten Indianeransiedlungen jener Gegend aus dem Zurücktritt des Wasserfalls berechnen, der bekanntlich jedes Jahr ungefähr einen Fuß beträgt, und der bereits schon eine sieben Miles lange Schlucht gebildet haben soll, wozu es einen Zeitraum von 35,000 Jahren erfordert haben würde.

gerne zu unsern Reisegefährten aufnahmen, indem sie uns mit ihren in Form eines Wagebalkens über die Schulter gelegten 10 Fuß langen Bambusstöcken, an deren beiden Enden sie die schwersten Lasten angebunden tragen, und damit in ihren hölzernen Schlappschuhen die steilsten Anhöhen unermüdlich anklimmen, als Beispiele der größten menschlichen Ausdauer erschienen. Es zeigte sich indessen bald eine Episode, die uns diese Begegnung weniger angenehm machte.

Wir hatten uns eben von einem erlegten Hirschen ein duftendes Nachtmahl bereitet, die Chinesen hatten ihre Müdigkeit im beliebten Gun-powder-Thee, den sie in eigentlicher chinesischer Unmäßigkeit zu genießen gewohnt sind, ertränkt, und Alles war bereit, sich unter freiem Himmelszelt zur Ruhe zu begeben, da trat plötzlich ein nachgeeilter Fremdling keuchend und mit suchenden Blicken in die Runde schauend unter uns. „Hier ist er!“ schrie er, auf den kurz vor ihm mit den Chinesen angelangten Amerikaner stürzend, und ihn mit beiden Armen um den Leib festhaltend: „Gentlemens, helft mir diesen Mann arretiren . . . im Namen der Gerechtigkeit der Vereinigten Staaten . . . er ist ein großer Pferdedieb . . . und ich bin Mackenzie, Polizeiofficiant von Trinidad . . .“ Die ganze überraschte Karavane lief zusammen, nach gehöriger Prüfung den verlangten Beistand zu leisten. Rasch hatte sich eine Lynchjustiz gebildet, eines jener Schnellgerichte, wie sie für lange Zeit in der kalifornischen Wildniß einheimisch waren, und der Verbrecher ward mit kurzer Ansprache ins Verhör genommen. Er leugnete stotternd; aber „Schuldig“ hieß es bald von allen Seiten, und es blieb nur noch ein Punkt zur Berathung übrig. „Hängen oder transportiren?“ war die Frage. „Haben keine Stricke, auch keine Zeit und

nicht viel Lust; laßt den Rascal mit dem Polizeiofficianten und den Maulthieren gebunden zurückkehren," lautete es beinahe einstimmig, und wurde für den folgenden Morgen so beschlossen.

Es herrschte wieder Ruhe im Lager; aber beim Nachtfeuer, wo der Pferdedieb mit geknebelten Armen neben seinem Verfolger saß, versammelten sich noch einige Neugierige und ließen sich von den verschiedenen polizeilichen Verfolgungen erzählen, mit denen Mackenzie schon betraut war. Ich hatte mich in die Nähe dieser Gruppe begeben, und beobachtete bald den Verfolger, bald den Arrestanten. Da erkannte ich nach wenigen Blicken in Ersterm eine große Aehnlichkeit mit einem Menschen, dessen ich mich nur mit Entsetzen erinnern konnte, — und er war derselbe.

Mackenzie war früher Hazardspieler, und einer der intriguantesten, den ich je in den Spielhallen von San Francisco gesehen. Dort traf ich ihn eines Abends mit dem zauberischen „Drei Kartenspiele" beschäftigt, das ebenso sehr geeignet ist, den Spiellustigen auf den ersten Anblick zu fesseln, als ihn für immer abzuschrecken. Ich stand an jenem Tische, angethan mit einem merikanischen Nationalkleide und absichtlich die Attitüde eines merikanischen Spielers nachahmend. Mackenzie that, als ob er mich nicht bemerke, ließ aber seine drei Karten etwas behende durch die spitzen Finger laufen, indem er ganz mechanisch seine „Herzdame" wiederholt nannte, die ihm auch diesmal Glück bringen sollte. Dann ließ er die Blätter in gehöriger Ordnung auf den grünen Tischteppich fallen, schritt zum Schenktisch der Halle und ließ sich da eine „Herzstärkung" geben; blickte aber, während er trank, ganz verstohlen unter dem Hute hervor nach

dem verlassenen Standorte, um zu sehen, ob nicht etwa Jemanden die „Herzdame" im Herzen stecke.

Drei „old looking young mens", die wahrscheinlich in den „Mountains" dem Golde schon tüchtig und „steady" zugesetzt, dabei aber bei dem „damn'd work" „homesick" geworden, und sich jetzt am Vorabend ihrer Heimkehr nach „Old-Virginia" noch etwas „Poket-money" gewinnen wollten, hatten sich neben mich an den Spieltisch geschlichen, und einer derselben, der sich schnell die drei Karten mit der zu beherzigenden Dame beguckte, schien einen kleinen „trick" im Sinne zu haben. Jetzt mochte sich der Blick des Dreikarten „Dealer's" Befriedigung und sein Herz Muth genug gefunden haben, denn er „treatete" den so eben selbst „gemirten" „Brandy-Julepp" dem „Barkeeper" und blieb noch eine kleine Weile ruhig stehen. „Schnell John, mach' ein Zeichen dran!" sprach unterdessen einer der drei „Mountaineers" oder „Golddiggers", und fast in demselben Augenblick sah der Spieler den Nagel eines Däumlings über seine „Herzdame" gleiten. „Eine schlaue Hand das, aber doch nicht leicht genug", schien er gedacht zu haben; ich sah es seinen Augen, seinem listiglächelnden Munde an.

Er war trällernd wieder zurückgekehrt, hatte seine Karten mit aller äußern Gleichgültigkeit umgeworfen, und jeden der Umstehenden 6 Unzen auf die „Herzdame" zu setzen herausgefordert. „Sechs Unzen? ich setze zehn Dollars", sprach jetzt einer der drei Virginier, das Goldstück zugleich hinlegend. „Meinetwegen! . . . mag geben! . . . hebt auf! . . . habt gewonnen . . .", stammelte der „Dealer" und fing die Karten von Neuem an zu werfen. Er manipulirte sie lange, denn es galt jetzt den Nagelstrich auf der Herzdame auszuglätten

und ihn auf eine andere Karte in gleicher Richtung zu appliciren. Es gelang ihm vollkommen. Ich bekam dabei einige Male so sonderbare Blicke, daß ich in meiner Merikanerattitüde beinahe in Verlegenheit gekommen wäre oder sie vergessen hätte, und die mir etwa sagen wollten: „Schweigt still! ihr scheint auch ein Spieler zu sein, und wißt, was ich nun machen will; verrathet mich nicht! oder . . ." „Noch einmal Herzdame!" schrie er dann eifrigst.

Der schon um einen „Eagle" bereicherte Minirer griff rasch auf seinen Busen, warf einen schweren mit Gold gefüllten, ledernen Sack auf den grünen Tisch und damit seinen ganzen in den Minen gemachten „Boil". Tausend Dollars sollten gelten. — Sie waren dahin.

Der Unglückliche wird todtenblaß; seine beiden Freunde bemächtigen sich des mit Gold gefüllten Sackes, in der Absicht, damit die Flucht zu ergreifen; der Spieler stürzt sich ihnen wüthend nach, und packt sie mit seinen gewaltigen Händen. — Alles dies war die Sache eines Augenblicks. Es entstand Lärm, ein Handgemenge, und die ganze Menschenmenge des Salons mit den Bullys und Bramarbas, wie die Intriguanten des Spielclubs alle heißen, kam in Aufregung. Jetzt befand sich der Goldsack bald in den Händen des Spielers und seiner Gehülfen, bald wieder unter den Minirern; dann schien er gänzlich verschwunden zu sein. Endlich kam er nochmals zum Vorschein, ganz in meiner Nähe, mir entgegen, in der That mir durch das Gedränge von einem weit auslangenden Arme zugestreckt. Ich hielt ihn in meiner Hand. Fünf Minuten mochten wohl vergangen sein, seitdem ich ihn empfangen hatte und mich damit ruhig auf den Schenktisch stützte. Aber da ward mir der Goldsack so schwer, daß ich glaubte, damit um-

zusinken, und er brannte mich in den Händen wie Feuer. Ihn dem Spieler zuzustellen, der mir ihn wahrscheinlich in der Meinung gegeben, ich sei sein Helfershelfer, das konnte ich nicht, ohne mich bei der Menge zu verdächtigen; ebensowenig hielt ich es für gerathen, ihn dem Minirer einzuhändigen, der ihn durch eigene List und richtig verloren hatte. Ich überreichte ihn dem Wirthsdiener und sah nachher bald, wie tausend Dollars dem Gewinner zugewogen, und wie der Selbstbetrogene mit dem noch halbgefüllten Goldsacke zerknirrscht in seinem Innern und beschämt zur Thür hinauswankte. Aber die Scene hatte noch kein Ende.

„Und ihr dort, habt mich täuschen wollen . . ., he! . . . Habt mir schlechten Dienst geleistet... Hättet mit dem Goldsacke anders verfahren können . . ." hörte ich des Spielers Stimme hart hinter mir rufen. Ich wandte mich rasch um: es hatte mir gegolten; denn ich sah ihn mit grimmigem Blicke und nach seinem Sechsschüsser greifend auf mich zuschreiten. Aber ein herbeigeeilter Constabler hielt ihn fest, und — Mackenzie weilte jene Nacht in der Calaboose. — Jetzt hatte ich ihn wieder vor mir als Diener der Gerechtigkeit, die er gewiß schon oft genug verhöhnte. Ich erschrak, als ich ihn wiedererkannte, dann empörte ich mich; hielt aber Stillschweigen für das Gerathenste. Ich entfernte mich, und wußte nicht, welcher von den Helden der Nacht der größere Verbrecher oder Verräther am Kohlenfeuer war. Doch habe ich es fünf Monate später vernommen. Mackenzie wurde mit seinem Kumpanen Wittaker als Brandstifter am 24. August 1851 bei einer Zuschauermenge von 15,000 Menschen in San Francisco durch den Strang gerichtet, und ich hatte den Zufall zu sehen, wie er zwischen Himmel und Erde schwebend

noch haarsträubend gegen die Gerechtigkeit kämpfte, in deren Dienstpersonal er sich einige Male während seiner Verbrechercarriere hatte einzuschleichen gewußt, die nach seinen viele Foliospalten der Zeitungen ausfüllenden Bekenntnissen eine der größten in Kalifornien war. Abscheulicher Anblick, der weder durch Zeit noch Vernunft aus der Erinnerung vertilgt werden kann!

Hat man auf einer abenteuerlichen Wanderung so Manches Erbauliche und Belehrende dem „Zufalle" zu verdanken, so versetzt er doch auch öfters in eine Gemüthsstimmung, die tagelang alle andern Genüsse vergällt. Und ich habe dergleichen Erfahrungen auf meinen kalifornischen Touren genug gemacht! Aber es konnte nicht anders sein in einem Lande, das selbst ohne den Zufall nicht geworden, was es ist, und wo der Zufall beinahe für Jeden Gesetz war. Zufall ist Geschick, und Niemand vermag dieses abzuweisen; es wäre Vermessenheit, es thun zu wollen. Doch lernt man bei öfterem Wiederkehr desselben sich in der Lage, in welche man dadurch gerathen, richtig bewegen und dem Schlimmsten entgehen, und das Bewußtsein, dies zu können, ist eine der wesentlichsten Ermuthigungen auf Reisen; es hebt manche gerechte Zaghaftigkeit und Furcht vor Gefahr, die nur der kennt, dem der Muth und die Ruhe fehlt, ihr entgegenzutreten. Darin liegt auch die Wahrheit der Sentenz: **fortes fortuna!**

Von French-Camp aus gelangten wir nach zweimaligem Ueberschreiten des in nordwestlicher Richtung in den Klamath mündenden Trinity nach einer frühern Wohnstätte der Berg-Indianer, die den Namen Bloody-Camp trägt zur Verewigung einer That, die den Boden mit Menschenblut tränkte, und die vielleicht einst, wenn die amerikanische Bevölkerung diese Thäler bewohnt, die Stätte eines Bloodytown be-

zeichnet. Eine Gesellschaft canadischer Avanttouristen, die im vergangenen Sommer zuerst diese Gegenden betreten und bereits auf der Höhe des Gebirges jene Indianergrabstätte verursacht hatte, bestand hier ein hartes Gefecht mit ihren wilden Gegnern, nachdem sie zwei ihrer vorausgesandten Mitglieder auf diesem Platze fürchterlich zerstümmelt gefunden hatte. — Sie verfolgte die sich Thal abwärts nach der großen Niederlassung am Klamath flüchtenden Indianer, griff sie hier nochmals an und machte das ganze Indianerdorf zum Opfer der Flammen und der Rache.

Beim Bloody-Camp verließen uns unsre zwei indianischen Führer. Sie kehrten zurück, erfüllt von der Ahnung eines für sie gefährlichen Zusammentreffens mit ihren entzweiten Stammesgenossen, die jenseits des nächsten Gebirges, das wir am vierten Tage überschritten, ihre Heimat hatten, und die uns mit einem echoerschütternden Geschrei empfingen, mit einem Geschrei des Erstaunens und eher der Freude, als des Schreckens, denn sie schienen bereits schon durch ausgesandte Kundschafter vernommen zu haben, daß unser Zug kein feindliches Unternehmen beabsichtige, und daß wir eine ihnen zugehörige Indianerin mit uns führten. Sie kamen in großer Zahl auf ihren schlank gebauten Yatschs über den Fluß uns entgegen, ihre Woa in Empfang zu nehmen, die wir ihnen zustürzen ließen, und wodurch wir uns die Rächer plötzlich zu Versöhnten umwandelten. Wir theilten ihnen noch einige andere Geschenke zu, boten ihnen zum Zeichen des Friedens die Pfeife an, deren Tabak (Rhawas) ihnen sehr gut zu schmecken schien, indem sie sogleich eine größere Quantität erbettelten, und wurden hierauf auf den Yatschs über den Fluß gesetzt, wobei jeder der Eingeborenen behülflich sein

wollte, so daß sich zuweilen mehr Schiffer auf den Kähnen befanden, als Passagiere. Mit einfachen Stöcken, die sie als Ruder gebrauchten, mühevoll die Wellen peitschend, während sie rasch nacheinander und einstimmig ihr freudiges „Tchonah!“ (Vorwärts) erschallen ließen, verursachten sie sich eine Arbeit, die einen höchst komischen Anblick bot. Es war ein wahrhaft weibisches Zwitterruderwerk.

Die Reisegesellschaft theilte sich nun; ich blieb bei der einen Hälfte zurück, die erst nach zweitägiger Rast die Reise nach den östlichsten Nebenflüssen des Klamath fortsetzte. Die Rhäkusa-Allequas*) erwiesen uns alle Freundlichkeit und luden uns ein, in ihren Hütten zu schlafen, was wir annahmen, doch nicht ohne lebhafte Besorgniß, uns zur Versüßlichung und Erinnerung des Indianerlebens dem charakteristischen Ungeziefer desselben preiszugeben, das uns jedoch, Dank seiner Kulturscheue, verschonte. Ihre Hütten sind, wie

---

*) Die Originalnamen der verschiedenen Indianerstämme des Klamathgebiets sind folgende:

1. **Poh-liks** oder Indianer, welche am untern Lauf des Klamaths wohnen. Sie bestehen aus den Stämmen: **Wi-uh-sis, Cap-pels, Mur-iohs, Ser-a-goines,** und **Pähk-wans.**
2. **Witsch-piks,** Indianer an der Mündung des Trinity in den Klamath.
3. **Patih-riks,** Indianer am obern Lauf des Klamaths mit den Stämmen; **Ut-scha-pahs, Up-pa-goines, Sa-wa-rahs, Tsha-wa-co-nihs, Cok-ka-mans** und **Tschih-nahs.**
4. **Hu-pahs,** Indianer am Trinityflusse mit den Stämmen: **Okäh-no, O-gährit-tis, Up-lä-goh, Wi-la-pusch, Ka-la-tih, Patisch-oh, Kas-lin-ta, Ta-hail-ta, Sok-kail-kit, Tscha-wan-ta, Wuisch-puke** und **Mi-em-ma.**

die der Tschura-Allequas, ebenfalls aus Brettern in Miniaturform unsrer Häuser gebaut, und lassen keineswegs vermuthen, der Allequa habe seine Baukunst, wie manche seiner östlichen Brüderstämme, dem Maulwurf abgelernt. Das noch größtentheils zerstört liegende Dorf beweist selbst von einer sehr zweckmäßigen und geschmackvollen Anlage. Breite, rechtwinklichte Gassen und exakt mit Kieslingen belegte Hausfluren mußten demselben ein freundliches Ansehen gegeben haben. Die Trümmer und Aschenhaufen der verödeten Wohnungen sind weggeräumt, begraben, und allmälig scheint sich eine Hütte nach der andern wieder zu gestalten. Aber es kann ein Menschenalter vergehen, ehe das Dorf seinen frühern Umfang und Gestalt wieder erreicht; denn man denke sich die Mühen, welche es die Indianer kosten mag, Bäume zu fällen, aus diesen Bretter zu spalten und diese baufähig zu machen, da sie außer dem Tomahawk keine Werkzeuge haben. Es konnte sie kein größeres Unglück treffen, als die Zerstörung ihrer Bauten, die ihren Enkeln noch manchen Seufzer und Tropfen Schweißes erzeugen wird.

Die Gegend beginnt im Klamaththale etwas kahler zu werden. Die Waldungen bestehen meistens nur aus Helmlockstannen, und einzelne Stellen der zerklüfteten Berggehänge sind mit Eisenholz und Sumachbäumen besetzt. Der Klamath wendet sich, nachdem er den Trinity aufgenommen, nordwestlich nach dem Meere mit seinem obern Lauf einen stumpfen Winkel bildend. Gold findet sich an seinen Ufern in geringer Tiefe, so auch am Trinity. Ein frischer Graswuchs schmückt die Tiefe des Thales, wobei einzelne dicht mit der ein- und herzblättrigen Indianerkresse bewachsene Stellen besonders anmuthig hervorstechen. Der Indianer nennt den Wegebreit

die Fußstapfe der Weißen; man könnte die Indianerkresse das memento mori der Rothhäute nennen, denn sie wuchert gern auf ihren Gräbern und folgt dem Wegebreit. Wir bereiteten daraus Salat oder sotten sie, und suchten die Allequas an die Speise dieses schmackhaften saftigen Krautes zu gewöhnen; so auch an den aus jungen Sprossen der Helmlockstanne bereiteten „Sprucethee". Sie verwarfen das erstere, genossen aber den Thee mit vieler Lust, doch erst nachdem er durch die bald eintretende Gährung schwach säuerlich geworden. „Zufall!" dachte ich, und war etwas bekümmert, den Allequas die primitive Kenntniß von der Bereitung eines geistigen Getränkes gebracht und zum Anfange ihres Verderbens beigetragen zu haben; hätte aber guten Trost finden können im Hinblick auf die immer mehr über ihren Häuptern wuchernde Kresse.

Es waren wieder tagelang zu übersteigende Berge, die sich unserer Weiterreise entgegenstellten, und zwischen denen sich der Klamath schlängelnd hindurchdrängt. Einige Basalt- und Trachytkegel, die sich am Ufer des Flusses steil erheben und deren Abhänge mit tuftartigen, eisenhaltigen, röthlichen Massen bedeckt sind, erkennt man leicht als Schöpfungen ausgebrannter Krater. Zu ihren Füßen befinden sich mit goldhaltigem Diluvium ausgefüllte Thalbecken, die früher Seen gewesen zu sein scheinen. Das Gold zeigt sich in denselben meistens nur in so leichten Flimmerchen, daß es auf dem Wasser beinahe schwimmt, und dem Minirer ein schlechtes Prospekt zeigt. So an der Big- und New-Orleans-Bar. 50 Meilen von dort, zwischen den Gebieten des Salmon- und Scotsh-River's, die ihre wilden Gewässer dem Klamath zusenden, wird die Goldregion reicher. Es ist dies die

nördlichste Pforte des Eldorado und heute zu einem thätigkeitsreichen, mit Städtchen besetzten Minenbezirk geworden, im Norden von dem Oregongebirge begrenzt, das zuweilen aus Polythalamien gebaute Kalkfelsen enthält, und im Südosten von den Quellen des Sacramento bespült. In der Mitte dieses ausgedehnten Hochlandes erhebt sich der 14,000 Fuß hohe, 150 Miles von der Trinidad-Bai, 350 Miles vom Sacramento und ungefähr eben so weit von Oregoncity entfernte Monet-Shasta, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Seine Form hat viel Aehnlichkeit mit dem Titlis der schweizerischen Alpen; ebenso wie dieser richtet er sich eisbepanzert und schneebemähnt mit seinem vorweltlichen Plesiosaurierhaupte hoch empor in die gruftenhauchfreien, reinen Lüfte, und schwitzt unter seiner eisigen Last rieselnde, klare Bächlein nach den stillen, romantischen Gegenden des von Indianern belebten Shastathales. Der Vergleich dieser Alpenkönige so weit von einander entfernter Länder ist erfreulich; aber mit Wehmuth gedenkt man der reichen Genüsse, die dem Naturfreund den Besuch des Titlis, des Alpenparnassus und seiner heimeligen, bis zum „End der Welt" sich erstreckenden Gauen so unvergeßlich machen, und die er hier nur in Erinnerung wieder findet, — vertieft „in the joy of grief" (die Wonne der Wehmuth) und erfüllt von banger Sehnsucht, der Wiederwerdung des Empfindens und Nebengängerin der Erinnerung, wie der Liebende, der äußerlich heroisch entsagt, und innerlich um so mehr seinem Ideale lebt.

Meine Absicht war, vom Shastavalley aus die nördlichsten Gebirgsthäler des Sacramentostromes zu besuchen und mich alsdann nach dem Feather-River zu begeben. Neue starke Schneefälle ermahnten jedoch traurigst zum Rückzug.

Lebensmittel waren da für die Dauer noch nicht zu erhalten; die Transportkosten eines Pfundes betrugen selbst schon 2 — 3 Dollars. Auch war es zweifelhaft, ob die Ruhe der Eingeborenen bei den vielen durch Amerikaner vorgekommenen Weiberentführungen von Ausdauer sein würde.*) Wer nicht schon zu weit in die Berge vorgedrungen oder noch nicht eingeschneit war, der schloß sich unserer nach Trinidad zurückkehrenden Karavane an, der der wüthende Nachwinter mit seinem weißen Leichentuch auf dem Fuß gefolgt war. Denn als wir am Meere anlangten, da lag die ganze Landschaft hinter uns still und schreckensvoll hoch mit Schnee überschüttet, und mancher Wanderer hatte da sein kaltes Grab gefunden. Und Mancher, der dem Tod entronnen, ist entblößt von dieser Expedition zurückgekehrt, und hat für seine glänzendsten Hoffnungen nur Reue und Gram geerntet. Wer aber erfüllt vom Streben nach den unerschöpflichen Schönheiten, der Größe und Erhabenheit der gottvollen Natur diesen Erdenwinkel betrat, der wandte sich beglückt davon ab. — Nach einer ungetrübten, auf dem Dampfer General Warren zurückgelegten Schifffahrt befand ich mich wieder an den Wim-

*) Sechs Monate später kam die Rache der Eingeborenen zum Ausbruch. Aber die Bergleute begegneten ihnen mit einem wahren Guerillaskrieg. Die Behörde von Shasta-City bot für jedes Indianerhaupt, das man ihr lieferte, fünf Dollars. Menschliche Ungeheuer von Amerikanern machten sich damit ein einträgliches Geschäft. Ein Freund, der sich zur Zeit in Shasta-City aufhielt, versicherte mir, er habe in einer Woche 8 — 12 mit blutenden Indianerhäuptern belastete Maulthiere in dem Hauptort des Bezirkes einkehren sehen.

melgestaden von San Francisco, im Bereiche der weltumstaltenden, menschheitbeglückenden Civilisation, wo

„— — — — — herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle."

VIII.

Nach Neu-Helvetien.

Endlich brachte mich ein Dampfer auf dem Sacramento stromaufwärts nach dem Hochlande, von wo aus der erste Goldruf die ganze Welt durchdröhnt hatte. Es war eine jener Frühlingsfahrten, die sowohl in den Naturerscheinungen der lieblichen Jahreszeit, wie in dem großen Personenverkehr auf dem Sacramento dem Beobachter so manchen Stoff zur Unterhaltung gewähren.

Der renomirte Dampfer hatte trotz der großen Concurrenz eine bedeutende Passagiermenge am Longwharf von San Francisco an Bord erhalten. Der größte Theil derselben bestand aus Minirern, die im Frühjahr der Wanderlust nicht widerstehen können oder des Wassermangels wegen genöthigt sind, auf den Sommer die südlichen Minen mit den nördlichen zu vertauschen, und sich gewöhnlich dabei vorher in San Francisco den „Elephant" anschauen. Welche Schicksale hätte man schon in den gebräunten, bärtigen, indianisirten Gesichtern lesen können, aus denen die Blicke feurig und glückestrunken glänzten oder, von öfterer Täuschung, Hoffnungslosigkeit, vielleicht auch von Krankheit zeugend,

düster und scheu dem Beobachter auswichen! Welche seltsamen Erlebnisse hätten nicht die verschiedenen Sprachen berichten können, die die Nationalitätsverschiedenheit dieser baroken Menge bekundeten! Ich wandte mich ab von dem bunten Gedränge und überließ mich auf dem Taffarell des Dampfers andern Betrachtungen.

Das erste ordentliche Fahrzeug, das dem Lauf des heiligen Stromes entgegensteuerte, war im März 1849 die „Eliodoria". Ihm folgte am ersten Mai gleichen Jahres die Barke „Whiton" mit der ersten direkt von den Atlantischen Staaten gekommenen Fracht. Zwei Monate später befanden sich schon 20 andere Schiffe an dem Landungsplatze der rasch emporkommenden Stadt Sakramento, die von nun an mit der Küstenstadt einen regelmäßigen Verkehr unterhielt. Die Post wurde wöchentlich einmal befördert, jedoch mit einer leicht zu entschuldigenden Unsicherheit.

Zu dieser Zeit wurde der in Benicia gebaute, schmale Propeller „Washington" vom Stapel gelassen. Wie ein Heimatloser auf dem Strome hinirrend und die Nacht über am Ufer weilend, langte er nach $1^1/_2$ Tagen am 11. August an den Levee von Sacramento-City an. Der „Sacramento" war sein erster Nachfolger, der die Bestimmung hatte, täglich auf dem Strome bis nach dem an seiner Mündung gelegenen Städtchen New-York zu laufen, und von da seine Fracht auf einem Segelschiff über die Bai nach San Francisco befördern zu lassen. Im September machten der „Miat" und einige andere Dämpfer von gleicher Kraft mehrere Reisen. Der 20. October war der große Freudentag, an welchem die Bewohner von Sacramento-City den prächtigen und mächtigen „Mc Kim" mit Kanonendonner und Jubelgeschrei bei

seiner Ankunft begrüßten, und in demselben eine Blüthe der Dampfboot-Navigation erkannten. Er wurde aber schon im Monat darauf von dem Dampfer „Senator" überragt. Von nun an vermehrte sich die Zahl der Sacramento-Dampfer rasch bis zur Legion und zur vollkommenen Befriedigung der amerikanischen Goahcadineß.

Im Jahr 1852 befanden sich 42 Steamer auf dem Sacramento, wovon „Senator", „New-World", Confidence" und „Wilson G. Hunt" die größten waren, und nebst 4 — 5 andern allein täglich 50 — 300 Tonnen Fracht, $^2/_3$ der ganzen kalifornischen Importation, nach Sacramento beförderten. Dieser großartige Verkehr war es, der für immer die heilige Stille am Sacramento störte und an seinen Ufern eine neue Welt gestaltete. Das grüne Thal, in welchem kaum vor einem Jahrzehnt noch der Walla-Walla-Indianer lebte, Wald und Flur mit Wild überfüllt war, prangt nun in schönster Kultur. Nur mit Mühe findet der Jäger noch das Wild, das einstens furchtlos am stillen Gewässer seinen Durst stillte, und man betrachtet es als eine außerordentliche Erscheinung, wenn noch irgend ein Pelikanenschwarm, von dem lufterschütternden Geräusch der Dämpfer aufgeschreckt, sich dem Blicke zeigt und südlich weiter zieht. Der merikanische Eingeborene schaut dann wehmüthig empor und bekreuzt sich vor den dahinschwindenden Kreuzern, die ihn an einstige ruhigere Tage erinnern, wo er von keiner Arbeit wußte. Freundliche, modische Farmerhäuser haben die Fischer- und Jägerhütten und die Wigwams verdrängt, und schmücken nun das urbargemachte Uferland des Sacramento.

Forscht man näher nach einem solchen Gebäude, so vernimmt man nicht selten die verschiedensten Schicksale. Gewöhn-

lich war der Gründer desselben ein Mann, der sich auf wilder Jagd oder vom Ungeschick verfolgt nach dem Sacramentothale verlaufen hatte. Er fand, daß sich's dort gut wohnen ließ und baute sich eine Hütte, sich mit dem Lachsfang und Ackerbau beschäftigend. Sein Feld gab das 25. Korn und mit jedem Jahre wurde seine Ernte segensreicher. Die Golderntdeckung des Landes schien auch ihm eine glückliche Zukunft zu verkünden, denn schnell und theuer setzte er von nun an alle seine vorräthigen Früchte ab. Aus der Blockhütte ward ein ordentliches Wirthschaftsgebäude, aus dem einsamen Pflanzer ein geborgener Mann. Da ließ er sich in andere Geschäfte ein, und war harmlos genug, auf die goldenen Berge zu trauen, die ihm von den Yankees vorgestellt wurden. Er spekulirte, und plötzlich ward er ein armer Mann, und seine Habe ging in andere Hände über.

So geschah es den Ansiedlern Schwarz, Codua und mehreren Andern, die die schönsten Farmen am Sacramento hatten. Schwarz, ein alter Holländer, der durch seine Originalität schon manchem Besucher des Sacramento bekannt wurde, war anfänglich auf Suttersfort Exercirmeister von Sutters Indianern, die er in kurzer Zeit so ausbildete, daß sie der Schrecken aller feindlichen Rothhäute wurden. Und doch hatten diese mit rothen Unterbeinkleidern und Matrosenhemden uniformirten Soldaten kaum brauchbare Waffen! Aber Schwarz, der bei Vater Blücher Sergeant und in seinen alten Tagen noch rüstig und kühn war, lehrte sie furchtlos und muthig sein, und theilte mit ihnen alle Gefahren und Mühen. Wo er mit seiner wilden Soldateska erschien, da war Friede. Aus dieser Zeit hegt der alte Kalifornier die seligsten Erinnerungen, denn alle spätern Jahre

brachten ihm immer nur neue bittere Erfahrungen und seinen Ruin. Oft, wenn ich ihn sprach und seine Erlebnisse erfuhr, die er in einem, aus allen civilisirten und Indianer-Sprachen zusammengesetzten Jargon erzählte, fiel er plötzlich wieder auf seine Indianerexercitien und wünschte sich in vergangene Zeiten zurück; er erstickte dann seine Wehmuth mit seinem beliebten Genever, und gerieth hierauf nicht selten in einen Zustand, in welchem er wieder dem komischen Exercirmeister glich. Er hatte einen eigenen Instinkt, in Hemdärmeln, ohne Kopfbedeckung und baarfuß zu gehen.

Seine Farm befindet sich sechs Meilen unterhalb von Sacramento-City. Wer mit ihren Schicksalen vertraut ist, wird sie beim Vorübergehen nicht bewundern, ohne den alten Holländer zu bedauern, dem es nun kaum vergönnt ist, neben dem schönen Wirthschaftsgebäude in einer alten Blockhütte zu wohnen, die ihm sein erstes Unterkommen am Sacramento gesichert hatte.

Bald nach meiner Ankunft in Sacramento-City zog es mich mächtig nach den Bergen, die mit ihren höchsten Firnen in blendend weißem Kleide wie die Trabanten der ewigreinen Jungfrau Neu-Helvetien überlugen, dorthin, wo man frei, — der schönen Natur und seinen Erinnerungen lebt. Bald dem Amerikanflusse entlang, bald über die trockene Ebene oder durch warme Eichenhaine, wo man zuweilen vom süßen Zungenschlage der Nachtigall überrascht wird, und wo die kalifornische gehaubte Wachtel*), von der Ebene zurück-

*) Liest man die Berichte über die ungeheuren Wachtelopfer der merikanischen Ureinwohner, so ist es kaum begreiflich, daß sich dieser zierliche Prairiebewohner in Kalifornien und Mexiko

gekehrt, sich im Schatten erquickt, — an einzeln stehenden, netten Tavernen, den Meilenhäusern vorbei, führte mich der fahrbare Weg, allmälig ansteigend in die ersten Minenthäler des Amerikan's. Marmon-Island oder Natoma, wie es nach einem verschwundenen Indianerstamm benannt wird, war der Ort, wo ich mich zuerst aufhielt. Das hübsche Städtchen liegt auf einem erhöhten Vorsprunge an der South-Fork unweit ihrer Mündung in den Amerikanfluß. Die Bar am Fuße desselben hat schon erstaunliche Summen von Gold geliefert, und immer noch kehren neue Minirer dorthin. Man sollte glauben, Midas habe hier seine Hände gewaschen. Schon alle möglichen technischen Versuche wurden gemacht, um das Thal auszubeuten. Bald wurden die Hügel nach dem Flusse geschaufelt, bald der Fluß aus dem Bette auf die Höhe gehoben. Die Kunst hat hier mit der Natur einen harten Kampf bestanden und vielfältig gesiegt. Schon beginnt der Landbauer auf dem entgoldeten Grunde seine Früchte zu ziehen und der Handelsmann seine Goldwage mit der Waarenwage zu vertauschen. Aber noch über viele Quadratmeilen erstreckt sich der ursprüngliche Charakter des Landes; das uralte und ewig neue Gewand der Natur trägt nur geringe Spuren der Veränderung.

Die kalifornische Minenflora prangt hier in aller Herrlichkeit. Mit Anfang April ist sie schon in aller Tracht und Pracht entfaltet: Blumen auf Hügeln und Ebenen, längs dem Walde, dem Bache und dem Pfade; überall Blumen von allen Farben, Formen und Wohlgerüchen. Wo man

---

noch so allgemein verbreitet vorfindet, daß man ihn die Ratte der Prairie nennen kann.

hinblickt, erlabt man sich an dem bunten Schmuck der Erde. Es sind namentlich Ericeen, die hier den wunderbaren Blumenteppich bilden. Vom reinsten Weiß durch alle Nuancen des Gelben bis ins Orange, vom Fleischfarbigen bis zum Purpurroth, vom Grünlichblauen bis zum Indigo, finden sich Arten, die wahrhaft reizendschön genannt werden können. Andromeden, Aroleen und Alpenrosenarten wetteifern mit den zierlichen Pflänzchen der Preisel-, Heidel- und Einbeerenarten. Auch zeigt sich die gemeine Schlüsselblume auf dem fetten Waldboden, und ihre rosenrothe Schwester, die Primula farinosa, in großer Zahl im Thalgrunde; ebenso die Dotterblume, die Trollblume, die blaue Gentiana, das kleine Herenkraut, das Bittersüß, die Nachtkerze, der Vogeltnöterich, und an Abhängen die wilde, vielblättrige Rose und Weißdornblüthe, nebst vielen andern in beiden Welttheilen vorkommenden Pflanzen. — Schönheit wohnt nie allein, und das Häßliche ist nie weit von ihr; mit dieser üppigen Minenvegetation wächst auch die giftige Hydra, die schon durch bloße Berührung, selbst durch ihre Ausdünstung die heftigste Hautkrankheit erzeugen kann, in unausrottbarer Menge, und bildet, an die lernäische Hyder oder das Uebel erinnernd, das um so mehr zunimmt, je mehr man es zu vertreiben sucht, gleichsam das Noli me tangere über der goldhaltigen Erde.*)

*) Diese Hydragebüsche sind öfters mit der Wolle des kalifornischen Bergschaafes behangen, die es wahrscheinlich beim Weiden in denselben verliert. Es scheint somit auch dieses Thier vieles zur allgemeinen Verbreitung dieser Pflanzen beizutragen, indem es die Saamen derselben mit seinem Pelze ab-

Freudig und unentschlossen, wo er hingreifen soll, um in kindlichem Verlangen den schönen Minenstrauß zu pflücken, betritt der Ankömmling das Minenthal. Dem Europäer wird's so wohl, so heimelig, wenn er plötzlich wieder seine Blumen sieht, mit denen er als Kind gespielt. — Man schmückt sich mit Guaresimas, Orangenblüthen und Myrthenzweigen, — überall sind Veilchen, Maiblumen und Vergißmeinnicht die Blumen der unwiderstehlichen Anmuth. — Durch diese herrlichen Gefilde schlängeln sich die Minenpfade in allen Richtungen. Wer sie einmal betreten, wer könnte sich nicht glücklich nennen?!

„Wenn die Sonne sich verkündet,
Rosenknospe sich entzündet,
Wer mag solches Glück entbehren?
Das Versprechen, das Gewähren,
Das beherrscht in Florens Reich
Blick und Sinn und Herz zugleich."

Von Natoma begab ich mich nach dem untern Laufe der North-Fork. Es ist dies einer der goldreichsten Flüsse Kaliforniens. Ich fand hier das geschäftigste Minenleben, und sammelte mir die erbaulichsten Eindrücke, wenn ich am Frühmorgen, in Sarabe gehüllt und auf den einsamen, vor meinem Zelte gelegenen Quarzfindling gestützt, das Felsenthal durchschaute. Die Morgensonne kann schon geraume Zeit den Himmel über diese Minenlandschaft an der North-Fork erhellen, bevor ihr Schein in die Tiefe des bewohnten

---

reißt, fortträgt und sie an andern Stellen oder beim Schwimmen durch die Flüsse wieder verliert und so im Lande herum verpflanzt.

Thales herabdringt. Es herrscht daher in diesen Felsengründen lange Dämmerung, und der Tag hat hier ein doppeltes Erwachen.

Morgens 5 Uhr verbreitet sich das Tageslicht scheu über die Sierra Nevada und das Hochland; aber es sind nur die höchsten Punkte desselben von der Sonne beleuchtet, die lange mit den Schatten hinter den Objekten zu kämpfen scheint, bevor diese weichen. Während man den Blick auf dieses Schattenspiel in der Ferne heftet, schleicht die Sonne am Horizonte höher, und auf einmal sind alle Zelte der nächsten Umgebung vom blendenden Lichte umflossen. Die Minirer erwachen, treten aus den Zelten hervor und nach wenigen Minuten steigen deren Rauchsäulen überall im Thale empor, das Zubereiten des Frühstücks verkündend. Jetzt mischen sich Schatten und Licht in der tiefen Schlucht und der alte Graukalk und der Basalt, „der schwarze Moor", entledigen sich vom Nachtgewande. Bald sinkt dann der letzte Schatten auf der gegenüberstehenden Felswand in die dunkeln Wellen des Flusses, und auch seine Fläche glänzt jetzt im Morgensonnenscheine. Das Blaugrau des Gesteines dieser Flußwandungen ist den natürlichen, hellgrauen Tönen gewichen, die kräftig aus der wiesengrünen Umgebung hervorstechen.

So weit man schauen kann, ist Alles wie auf einen Schlag in Bewegung gerathen. Gesellschaften von verschiedenen Nationen, von denen die chinesischen die auffallendsten sind, schreiten zum Tageswerke, entweder auf den rollenden Gangschlag oder den Trompentusch, der ihnen von den Vorstehern zum Aufbruch gegeben wird. Brecheisen erklingen am harten Gestein, Goldwiegen rasseln im Kiese und das Poltern einer Quarzmühle übertönt das Ganze, von Stunde zu

Stunde mit dem Pfiff der Dampfmaschine das allseitig belebte Thal durchschrillend.

So hat jede Minengegend ihre besondere charakteristische Bevölkerung und Betriebsamkeit, die von der Art und Anlage der Minen bedingt ist. Dieser Unterschied zeigt sich namentlich zwischen Orten am untersten und obersten Lauf der Flüsse. Längs der südlichen Gabel des Amerikanflusses gleicht heute das Thal einem gewerbreichen Bezirke Alt-Englands; wendet man sich aber nur einige Meilen weit von demselben ab in das Gebirge, so erkennt man auf den ersten Blick das unstete Abenteurerleben. Nur gemächlich verbreitet sich planmäßiges, technisches Verfahren dahin. Da, wo die Weberkreet in die South-Fork mündet, befinden sich eigentliche Goldfelder, bewässert und wie gepflügt. In vielen kleinen Rinnen ist das Gewässer des Baches über die Thalfläche geleitet und viele hundert Minirer arbeiten an denselben mit dem Long-Tom. Das Städtchen Salmon-Fall geht hier einer schönen Zukunft entgegen; bereits führen zwei geschmackvoll und solid gebaute Brücken über den Fluß, und ein guter Fahrweg führt von da nach dem verschollenen Minenorte Pilot-Hill in den nördlichen Theilen des Eldorado-Bezirkes.

Pilot-Hill selbst bietet eines der charakteristischen Bilder des fieberischen Minenlebens dar. Im Sommer 1850 entdeckten da einige Matrosen das erste Gold, sowohl in den finstern Bergschluchten, wie an den Böschungen des Hauptthales. Platin wurde gefunden in Stücken bis zu einer Unze; aber unwissende Minirer hielten es für ein anderes unbedeutendes Metall, und verwarfen es. So erhielt ich einst von einem dieser Leute ein hübsches Specimen geschenkt. Bald

wurde das Städtchen von ungefähr 30 Häusern erbaut, in welchem man am Schlusse des Jahres einem doppelt so großen Zuwachs entgegensah. Drei Monate später war die Gegend der Wildniß wieder anheimgefallen, das auf goldhaltigem Gebiete erbaute Städtchen menschenleer, die durch seine Mitte führende Straße zu einem aufgewühlten Bache umgewandelt, jedes Haus unterminirt und dem Umsturze nahe. Es sah aus, als habe der Würgengel gehaust. Unwillkürlich drückte ich, als ich in abendlicher Dämmerung mit einem Freunde durch diesen Ort ritt, meinem Pferde die Sporren in die Lenden, und konnte mich einer lästigen Ungemüthlichkeit nicht entledigen, bis wir im freundlichen Salmon-Fall anlangten.

Zwanzig Meilen von Salmon-Fall entfernt, zwischen den Städtchen Culoma und Union, zeigt sich das großartigste Minenwerk an der South-Fork. Eine amerikanische Gesellschaft hatte daselbst einen meilenlangen Tunnel gebaut, und einen großen ellenbogenförmigen Theil des Flusses trocken gelegt. Mit einem ähnlichen und vielversprechenden Unternehmen beschäftigt sich eine andere Kompagnie, indem sie die South-Fork von Culoma aus nach dem Cosumnes leiten, somit die südlichen Minen durch die nördlichen bewässern und verwerthen will. Es wurde dadurch ein 15 Meilen weites Minengebiet, das aus Mangel an Wasser nicht ausgebeutet werden konnte, zu einer neuen Glücksstätte der Goldsucher umgewandelt. Ein solches Werk von kalifornischer Minenkunst befindet sich bereits schon zwischen dem Yuba- und dem Bear-River im Graßvalley, wo das Proviant-Städtchen Rough and Ready und seine ganze reiche Minenumgebung nur dadurch von Entvölkerung bewahrt wurde. Jener Landstrich, der unter einer allgemeinen Dürre schmachtete, kann

nun mit einem märchenhaften Park verglichen werden, in welchem unzählig viele Bächlein rauschen, aus deren Silberstrahlen der Goldblick den arbeitenden Minirer erfreut.

Nichts ist herrlicher als der Anblick des 50 Meilen vom Sacramento entfernten Culomathales. Der weltberühmte Ort, wo der Weltgott zuerst in seiner Erdenhülle erkannt wurde, die Suttersmühle, steht einsam und verlassen unter den zwei schief über sie emporragenden Tannenbäumen, wie die Goldentdeckung, der Sagenwelt entgegenharrend, während sich um sie herum jene Vorhersagung zu erfüllen scheint, die Capitain Sutter in der ersten Aufregung seines Glückes mit den Worten: „das Culomathal muß mit einer Stadt ausgefüllt werden, deren Mittelpunkt meine Mühle bildet", an einen seiner Freunde mittheilte, und während der deutsche Mühlenmacher Marschall, der Entdecker des Goldes, den Fluch über den Ort aussprach, von wo aus er das glückliche Omen der Welt verkündete, die ihn bis heute nur mit Undank belohnte.

Culoma ist die Hauptstätte des Eldoradobezirks. Der Name kommt vom Indianischen und bedeutet „schönes Thal". Eine imposante Bergkette, mit hohen, vom lieblichen Himmel umflossenen Firnen, umschließt dasselbe amphitheatralisch und macht es zu einem steten Aufenthaltsorte des Frühlings, es gegen das Eindringen des kalten Winters schützend. Nur gering ist der Eindruck der Geschichte des Thales gegen denjenigen, den hier die Natur gewährt; auch ohne jenen verdient das Culomathal seinen unerlöschlichen Ruf.

Zwischen Culoma und dem Mountain-Lake zeigt sich überall noch eingewohntes Minenleben, aber es wird unbeständig und wild, sobald man die erste Bergkette nördlich

von der South-Fork hinter sich und die Hochthäler erreicht hat. Finstere Pinienwaldungen bildeten die Gebirgsknoten und heben das frische Grün der wasserreichen Thäler um so mehr hervor. Hie und da begegnet man einem einsamen Farmersgebäude und mitten in den Waldungen einem Schindelstädtchen, das, wie eine Weißdornblüthe, in einer Sturmesnacht aufgebrochen zu sein scheint. Georgetown ist so ein Waldasyl, wo die Bergmänner, Gnomen und Kobolden gleich, am Goldherde laboriren. Fünf Meilen davon entfernt liegt Greenwood Valley, gegründet vom alten Landesjäger Greenwood, auf einer blumenreichen Au. Dort haust der Aar, hier schwebt der Schmetterling und der treulose Kolibri; aber an beiden Orten begegnet man, unabläßig auf der Fortunasjagd umherirrend, demselben lokomotiven Minenvolk, dem die Entfernung nicht Zeit, sondern Eile, und die Zeit Geld ist. Von Freek zu Ravine, von Canian zu Gulch, von Bar zu Flat bewegt sich der Zug der „Hebebald" und „Eilebeute" des kalifornischen Mummenschanzes.*) Wahnsinnig durchwühltes, rigolirtes Terrain, tunnelirte Berge und cajotirte, in der Tiefe der Thäler gelegene Trümmerwälle, sind die zeitweiligen Aufenthaltsorte, die sich bis zu den Centralbergen der Sierra Nevada erstrecken, wo das Städtchen gleichen Namens einstweilen die Grenze der Civilisation bezeichnet, und wo die Natur ihr ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt hat. Nicht weit davon, in nord-

*) Diese Ausdrücke dürfen nicht übersetzt werden, sie sind in der Minensprache unabänderlich geworden, zu welcher man die Grammatik haben muß, eben so nothwendig, wie zu derjenigen, welche in großen Städten vom Salon bis zur Halle gesprochen wird.

östlicher Richtung von Mountain-Lake, befindet sich nämlich, an das Gebiet der Pyramid-, Mittel-, Humboldt-, Carson- und Walker-Lagune gränzend, eine 75 Miles lange vulkanische Landschaft von außerordentlich ödem Charakter, die viel Aehnlichkeit mit der einen Grad nördlicher am großen Salzsee gelegenen haben soll. Die ganze, noch von keinem Reisenden erwähnte Gegend, ist mit Asche, Lapilli, versickertem Gestein und vulkanischen Bomben überdeckt und nur an wenigen Punkten mit Nadelhölzern bewachsen. Eine Menge Kraterkegel erheben sich zu verschiedenen Höhen und sind, seltsam genug, öfters am Fuße mit gut gedeihenden Pinien umkränzt, wahrscheinlich deswegen, weil die hier reichlich aufsteigenden assimilirbaren Gasarten ihnen zur Nahrung dienen. Statt, wie gewöhnlich aus weiten Schlünden, bestehen diese vulkanischen Oeffnungen aus engen, zuweilen nicht mehr als zwei Fuß im Durchmesser haltenden Becken, welche mit einer fortwährend kochenden Lava gefüllt sind. An zwei Plätzen zeigt sich dies besonders, jeder derselben etwa hundert solcher kleiner brodelnder Hexenkessel haltend. Das sie umgebende Terrain ist locker oder geschmolzen weich und unter dem Schritte weichend. Gewöhnlich des Nachts nur erbrechen diese Krater brennende Lava von den verschiedensten Farben unter einem lauten Dampfgezisch. An einigen Orten, wo die vulkanische Thätigkeit erloschen zu sein scheint, sind die Kraterstöcke bis zu 500 Fuß hoch. Einer derselben nimmt wohl ein Gebiet von 50 Acres ein, das die schönsten vulkanischen Scenerien darbietet, charakterisirt durch die Regenbogenfarben der Lavamassen, die in anderer Weise daran erinnern, daß die Welt keine allgemeine Fluth mehr zu gewärtigen hat. Dieser Vulkan hat zugleich einen 7—800

Fuß hohen Berg von schwarzem Sande zu seiner Seite gebildet, in dem man mit bloßem Auge Körner von Titaneisen, Augit, verglastem Feldspath und Trachyt erkennen kann, und in dem man, wie in dem Sande der Goldbluffs, reichlich Gold zu finden hoffte. Dieser Berg ist das größte Wunder der Landschaft, denn seine Entstehungsweise wird noch lange zu den vulkanischen Fabeln gehören.

Von hier aus dehnt sich die Goldregion nördlich über die Middle- und North-Fork des Amerikanflusses nach dem Yuba- und Ferther-River. Wildromantische Hochthäler von mannigfaltiger Verzweigung hat der Wanderer mühsam, aber auch genußreich zu durchschreiten.

„Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt."

Ich hatte die kalifornische Goldregion in ihrer weitesten Ausdehnung kennen gelernt, und kehrte befriedigt nach Sacramento-City zurück. Die Binnenstadt, die mit dem Minengebiete in direktem Verkehr und Austausch steht, hatte für mich mehr Reiz als die Küstenstadt, die in ihren Verhältnissen dem Osten von Amerika näher liegt als den Goldbergen. Sacramento-City ist der Schauplatz, wo Alles einen einheimischen Charakter an sich trägt, und wo die Genüsse des Stadtlebens mit denen des Land- und Minenlebens vereinigt sind, während San Francisco nur jene birgt und mehr dem Auslande angehört. Auch für San Francisco, das als Haupt des Neulandes mit dem eines rachitischen Kindes zu vergleichen ist, nach welchem alle verderblichen Säfte strömen, gilt bald das Schiboleth der großen Städte: „C'est

partout comme chez nous", und deren Gleichheit nicht nur in ihrem Unterschiede, sondern auch darin liegt, daß, je mehr Gesetze die Menschen sich machen, um glücklich zu sein, sich zu einem großen Körper und ihre Kräfte in einem gemeinschaftlichen Punkte vereinigend, um so mehr sie sich verderben, sich gegenseitig ansteckend und ihre schlechten Sitten und Fehler vermehrend. Zuviele Leute sind immer dem allgemeinen Wohle entgegen. Dies wußten die Essäer schon, deßhalb mieden sie das Zusammenleben in großen Städten. Ueberhaupt ist die Menge zu faul, sich selbst zu bestimmen, zu frech, bestimmt zu werden. In ihr, wo Licht und Schatten, Tugend und Laster, Aufklärung und Unwissenheit so gewaltig vermischt sind, und so die sonderbarsten Scenen erzeugen, gedeihen leicht die Schwärmer und Betrüger aller Art. Und wo, wie in San Francisco, die Goldgier mit ihren das Herz zusammenschnürenden Garnen und dem das Gefühl abstumpfenden Roste die Gesellschaft überzieht, und mit der Verschwendung Hand in Hand geht, da verliert die Seele des Menschen den Genuß, und wird ebenso unfähig, das Schöne und Erfreuliche zu erzeugen, als es zu fühlen. Die Menge der anziehenden Gegenstände vermag keinen Reiz zu erwecken, die Ergötzlichkeiten und verschiedensten Zerstreuungen rauben den edelsten Theil der Zeit, die Besonnenheit schwächend, im Getümmel des Lebens wird die Aufmerksamkeit zwar immer angespornt und die Phantasie genährt, aber das Gedächtniß erschlafft und der forschende, abstrahirende Verstand wird verdüstert. Große Blasirtheit ist da unvermeidbar; deßhalb schon ist der Aufenthalt in einer kleinen Landstadt oft vorzuziehen.

Die Sacramento-Stadt liegt unter dem 38° 35′

nördlicher Breite und 121° 21' westlicher Länge, ungefähr 60 Meilen oberhalb der Mündung des Sacramento, an der des Amerikan, und 125 Meilen von San Francisco entfernt. Will man ihre älteste Geschichte kennen, so muß man zu der des ersten Ansiedlers von Neu-Helvetien, zu der des vielverkannten Capitain Sutter zurückkehren, indem sie innig mit derselben verknüpft ist.

Im Herbste 1838 langte Capitain Sutter, von einem stets herben Schicksale verfolgt, in Oregon an, von wo aus er bald in der Barke „Clementine" nach den Sandwichs-Inseln segelte. Im Monat Juli 1839 kam er von da nach San Francisco und setzte seine Reise nach Monterey fort, wo er von der Regierung die Erlaubniß bekam, sich im Territorium anzusiedeln. Er mietbete hierauf von dem Schooner „Isabella" eine Pinasse und ein Stapelboot und untersuchte die Bai von San Francisco während acht Tagen. Er fand die Mündung des Sacramento, verfolgte seinen Lauf bis zum Federflusse und kehrte nach dem Amerikanflusse zurück, wo er im Monat August an der Stelle landete, die heute den Namen „Old Tan Yard" trägt, eine von ihm angelegte Gerberei. Er erwählte sich hier eine 60 Meilen lange und 12 Meilen breite Landstrecke zu seiner Ansiedlung und bezeichnete den nächsten, höchsten Punkt der Sacramentoebene, wo seitdem das Suttersfort erbaut wurde. Ein Jahr später ward er zum militairischen Befehlshaber des Nordens ernannt. Die „Exploring-Expedition" kam im Jahre 1841 nach dem Sacramento und nahm Sutters Dienste vielfältig in Anspruch, ihm ihre ganze Zufriedenheit bezeugend. Ungefähr 6 Jahre später begab er sich nach seiner Hogfarm am Federflusse, wo er heute noch im Kreise seiner Angehörigen

lebt und, sei auch sein Geschick von irgend welcher Art, sich stets der Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen erfreut.

Im Januar 1849 bemühte er sich, vier Meilen von Suttersfort entfernt am Sacramento jene Stadt anzulegen, deren großartiger Plan deutlich von den Illusionen seiner ersten goldenen Tage zeugt. Suttersville sollte eine Stadt werden, deren Umfang und Anlagen Capitain Sutter zur Zeit nur auf den Wällen von Paris geträumt und ermessen haben konnte. Es wurde bereits ein Kanal in Bau genommen, der die Gewässer des Amerikans mitten durch die Stadt führen sollte, und als an demselben die ersten 20 Häuser die Fronte und das Gerippe der Riesenstadt bezeichneten, — da war das Werk vollbracht. Sutter bekam einen Konkurrenten und Nebenbuhler, der mit mehr Erfolg Sacramento-City gründete, weil er mit der Intrigue der ihm beistehenden Yankees alle die Opfer verband, die seinen eigenen Ruin herbeiführten. Es entspann sich zwischen den Gründern beider Städte ein Wetteifer und ein Zwist, der zu traurige Erinnerungen weckt, um mitgetheilt zu werden. Es war ein Wetteifer zwischen Vater und Sohn!

Kaum war der Vordertheil von Sacramento-City erbaut und der Gründer seines Sieges sicher, da entspann sich der sogenannte Squatterstreit. Sutters Eigenthumsrecht wurde verhöhnt und eine Menge neuer Ansiedler widersetzten sich, den Grund ihrer Wohnplätze zu bezahlen. Der Unfug währte eine Weile, als einsichtsvollere Bürger sich zu einem regierenden Körper vereinigten, die Squatters verpönten, und sie selbst, wo es Noth that, mit Pulver und Blei vertrieben.

Von dieser Zeit an begann die Landesstadt mit zauberischer Schnelligkeit sich zu vergrößern. Am 18. Merz 1850

ward die Corporation der Stadt durch die Legislatur sanktionirt und im April geschah die erste Wahl dieser unter dem neuen Charter. Im October 1849 zählte die Stadt 2000 Einwohner, im December hatte sie schon einen Zuwachs von 3500 Bürgern. Der Census von 1850 stellte die Bevölkerung auf 10,000 Seelen, und zwei Jahre später auf 25,000 mit einem steuerbaren Vermögen von 5,835,000, und die Summe der Auslagen 100,000 Dollars. Der Reichthum von Sacramento-City ist mehr unter die Menge vertheilt, als in irgend einer andern Stadt der Union, und die jährlichen Taxen, die man im Verhältniß zum Verdienst gering nennen kann, belaufen sich bei jedem Einzelnen auf 180 bis 1500 Dollars.

Man sagt, die Amerikaner bauen an einem Orte einer Niederlassung zuerst eine Druckpresse, die Engländer eine Kirche und die Deutschen eine Kneipe. So geschah es in Sacramento-City, wo alle drei Nationen von Anfang an vertreten waren. Die Presse war bei dem starken Andrange der Bevölkerung eines der Hauptbedürfnisse, und mit großem Eifer wurde sie hier benutzt, als es sich darum handelte, die politischen, gesetzlichen und polizeilichen Einrichtungen des jungen Staates festzusetzen oder den Bedürfnissen des Volkes zu akkomodiren, wobei jede Nationalität ihre Anforderungen geltend machen wollte. Denselben ganz zu entsprechen wäre allerdings eine Unmöglichkeit gewesen, allein ebensowenig konnte man sie ganz unberücksichtigt lassen oder zurückweisen, und es war aber eine Hauptsache, daß die amerikanischen Einrichtungen, die vorwiegend sein mußten, wie die amerikanische Einwanderung es ist, so beschaffen wurden, daß sich alle andern Nationalitäten leicht hinein und sie wohl besser

fanden, als ihre eigenen. — Wie in allen modernen Staaten sich die zwei großen politischen Parteien stets um den Vorrang streiten, so ist dies auch in dem seit 1851 in die Union aufgenommenen Staate Kalifornien der Fall, zu dessen provisorischen Regierungssitz und Hauptstadt dieser Zeit Sacramento-City erwählt wurde.*) Die ersten politischen Anregungen gingen bekanntlich vom Capitain Sutter und seinen Anhängern aus; sie waren natürlich mehr oder weniger seiner vaterländischen Politik gleichlaufend. Allein diese Saat wurde bald von den Abenteurern im Keime erstickt, und Recht und Ordnung wurde das Faustrecht. Als man die Landestitel und die amerikanischen Bürgerrechte geltend machte, bildeten sich unter der Bevölkerung bei ihren verschiedenen Nationalitäten wieder politische Parteien, die jedoch immer noch Spuren des Faustrechts beibehielten. Erst nach der in Sacramento-City angeregten Squatervertreibung herrschte Freiheit mit Ordnung, und man kann annehmen, daß von dieser Zeit an sich auch die heutigen zwei Parteien nach mehr oder weniger entgegengesetzten Prinzipien bildeten und dem Staate seine Richtung gaben. Seit dem Sommer 1851 ist zwar mit der Wahl des Gouverneurs Bigler die demokratische Partei entschieden in der Oberhand, allein es gibt der Whigs noch genug, und es wird deren so lange geben, als es Gold gibt. Die englischen Whigs leiten ihren Namen von den Initialen des Satzes: „we hope in god“**), in Kalifornien leitet ihn

*) Der eigentliche Regierungssitz ist Vallejo, die von dem alten gleichnamigen General angelegte Stadt am untern Sacramento.

**) Wir hoffen in Gott.

der Volkshumor von: „we hope in gold“ ab. Für den größten Theil der kalifornischen Ansiedler scheint indessen die politische Farbe Anfangs immer nur die des Goldes zu sein.

Die kirchlichen Gemeinden, die sich in Sacramento, wie in allen kalifornischen Neustädten bei der garantirten Religionsfreiheit des Landes, dessen gesetzgebende Gewalt die Grundsätze der Toleranz in ein kaum zu verbesserndes System gebracht hat, wobei Jeder „nach seiner Façon selig werden“ kann, rasch erhoben und verbreitet, hatten sich hier frühe auch um die Anstalten der Volksbildung bekümmert. Aus den Kirchenfonds der verschiedenen Gemeinden wurden Schulen errichtet und dadurch von manchen eingewanderten Familien die so bethätigte Stadt zum Aufenthaltsorte vorgezogen. Sacramento hatte schon ein gediegenes Schulwesen, als der Artikel der neuen Verfassung über „Volksbildung“ bekannt wurde, welcher bestimmt, daß ein vom Volke auf drei Jahre erwählter Oberaufseher darüber wachen soll, und daß der Gesetzgebung die Pflicht obliegt, durch jedes zweckmäßige Mittel die geistige, wissenschaftliche und sittliche Ausbildung der Bürger zu befördern, sowie Verbesserungen in der Landwirthschaft zuwege zu bringen. Der Erlös aus allem Lande, welcher von der Union dem Staate Kalifornien zum Unterhalt der Schulen bewilligt wird, die 500,000 Acres, welche jedem neuen Staate laut dem Gesetze von 1841 zugetheilt werden, — alle Hinterlassenschaften der ohne Testament oder Erben verstorbenen Personen u. s. w., sollen einen permanenten Fond bilden, dessen Zinsen nebst allem Miethzins von unverkauftem Lande, so wie von allen sonstigen von der Gesetzgebung angeordneten Mitteln, zum Unterhalte von Volksschulen im ganzen Staate unverbrüchlich zu verwenden

sind. In jedem Schuldistrikt sollen die Schulen mindestens drei Monate lang im Jahre offen gehalten und auf Staatskosten unterstützt werden. Auch soll die Gesetzgebung Maßregeln für die Gründung einer freien Universität ergreifen.

Wenn man zeigen will, daß auch die Deutschen in Sacramento-City bei ihrer ersten Niederlassung schon fleißig auf die ihnen eigenthümlichen Anstalten zu geselliger Unterhaltung bedacht waren, so braucht man nur die Menge der heute sowohl im Innern, wie in der Umgebung der Stadt im Style deutscher Gesellschaftshäuser angelegten Wirthschaften und die vielen Belustigungsanzeigen der Tagblätter zu erwähnen, die sich jedesmal auf den Sonntag beziehen, der in ganz Amerika für die Deutschen wie in ihrer Heimat, auch als Erholungs- und Freudentag gilt. Größere Gartenwirthschaften, wie sie besonders die Deutschen von San Francisco in deutschkalifornischem Sinne besitzen, finden sich jedoch in Sacramento nicht, da die plane, einförmige und nächste Umgebung der Stadt dazu weniger geeignet ist. Ueberhaupt ist die Lage von Sacramento-City in äußerer Beziehung nicht sehr günstig zu nennen, besonders wenn man der Ueberfluthung des Stromes gedenkt, der die Stadt zeitweilig, wie New-Orleans, ausgesetzt ist.

Der Damm, der sich längs dem Sacramento zieht, um sie davor zu schützen, die Lever, wurde 1850 mit einem Kostenaufwande von 200,000 Dollars erbaut, nachdem kurz zuvor die große Ueberschwemmung stattgefunden hatte, die beinahe die Stadt für immer verödet und die Bewohner zur Ansiedlung in dem höher gelegenen Suttersville bewogen haben würde, hätten nicht mehrere Landspekulanten ungeheure Opfer gebracht und das Unglück schnell wieder verwischt.

Der Damm wird fortwährend verlängert und verbessert durch die Sträflinge des Staates, der sich dadurch vor Verbrechern, und durch diese mit der Zeit vor dem Verderben seiner Hauptstadt schützt; — ein schönes Institut!

Die Lever von Sacramento-City gleicht in Betracht des Verkehrs dem Long-Wharf von San Francisco. Die größten Handelsgebäude bilden hier die Front der Stadt, die sich zwischen ihr und dem Suttersfort meilenweit erstreckt, und der gegenüber, auf dem nördlichen Ufer des Sacramento, das kalifornische Washington als Rivalstadt entgegenzublühen scheint. Die Stelle, wo Sacramento-City mit Washington durch eine Dampffähre verbunden ist, bezeichnet der ehemalige Embargadero, von wo aus ein Pfad durch das waldige und sumpfige Uferland nach Suttersfort führte, auf welchem der Indianer, unter der Bürde des gesammelten Futters keuchend, im Dienste des unbeschränkten Landesherrn einherschlich, und wo er heute mit Staunen und Schrecken die vielen „Feuerboote" erblickt, deren Landungsstätte er zuerst auf seiner Balsa bezeichnete. Der freie Raum ist mit Menschen und Waaren aller Arten übersäet. Der kalifornische Waarenverkauf zeigt sich hier in seinem größten fieberischen Verlaufe vom Auktionshause bis zum „Cash- und Retail-Store". Das Glockengeläute wetteifert mit dem Gongschlage zum Ausverkaufe rufend, und der Commissionär mit dem Auktionator, der nicht selten eines jener amerikanischen Universalgenies ist, die vom Prediger durch eine Reihe anderer Berufe endlich auch zum Handelsdiener, von diesem zum Marktschreier und dann in bessern Glücksumständen vom Waarenhaufen wieder auf die Kanzel zurückhüpfen. Oft ist dieser Markt mit so vielen und ausgewählten Waaren überfüllt,

und die Konkurrenz so groß, daß die Verkaufspreise unter die des Ankaufs herabgedrückt werden. Die Folge davon ist, daß die aus den Minen anlangenden Handelsleute, billig einkaufend, den Markt gänzlich leeren, und der Städter des folgenden Tages die übertriebensten Preise zu bezahlen hat. Nirgends mehr als hier scheint der Grundsatz der amerikanischen Handelswelt zu gelten, Alles rasch umzusetzen, um den Verkehr in keiner Weise stocken zu lassen. Dazu ist die Lage der Sakramentostadt sehr vortheilhaft, da sie der Mittelpunkt der Goldregion bildet, die das Handels-Barometer derselben genannt werden kann.

Wenn sich in den Minen die Thätigkeit steigert, so haben auch zunächst die erwerbseifrigen Bewohner von Sacramento gute Tage, und zwar bringt ihnen ein trockener Winter aus den nördlichen und ein nasser aus den südlichen Minen erhöhten Verkehr und Verdienst, weil im erstern Falle die goldhaltige Erde aus der Tiefe der Flüsse und im letztern aus den Bergen hervorgehoben und ausgewaschen werden kann. Bei entgegengesetzten Verhältnissen der Witterung würde im Winter die Arbeit in den Minen gestört sein, und der Verkehr in Stockung gerathen. Diese ist jedoch nur scheinbar, denn der Minirer ist genöthigt, bei seinen begonnenen Werken zu weilen und von seinen erworbenen Schätzen zu verzehren. Da der kalifornische Sommer regenlos und so besonders der Ausbeutung der nördlichen Minen günstig ist, so hat zu dieser Jahreszeit die denselben zunächst liegende Sacramentostadt nur gute, an Verkehr reiche Tage. Wie bedeutend derselbe ist, zeigt folgende Angabe: In einer Woche des Sommers von 1851 gingen 772 mit Waaren schwer beladene Wagen allein nur nach Großvalley und Nevada von

Sacramento ab. Zu gleicher Zeit fuhren täglich drei Postwagen denselben Weg, die so mit Passagieren überfüllt waren, daß man 12 Stunden vor Abgang derselben keinen Platz mehr erhalten konnte. Sie beförderten täglich zusammen etwa 80 Personen; nun zählte man aber eine bedeutende Menge, die mit gewöhnlichen Wagen fuhr, und zugleich über 100 Fußgänger, die keine Fahrgelegenheiten finden konnten.

Um diesen sich jährlich steigernden Verkehr zu erleichtern, wurden bereits schon Vermessungen zur Anlegung einer Eisenbahn von Sakramento nach Nevada mit Zweigbahnen nach Marysville und Großvalley vorgenommen. Eine solche Bahn würde zugleich zur größern und allgemeinern Gewinnung des Goldes aus den Quarzfelsen beitragen, da das zerkleinerte Gestein als Rückfracht nach Sacramento und San Francisco, und von da als Ballast der Schiffe nach dem Osten der Vereinigten Staaten oder nach Europa befördert, wo es, im Verhältniß zum Ertrage, billig auf Gold verarbeitet werden könnte, was bis heute in Kalifornien der hohen Arbeitspreise wegen nicht möglich war. Ist einmal diese Eisenbahn vollendet, so dürfte die Weiterführung derselben nach dem Mississippi nicht mehr lange auf sich warten lassen, und Sacramento-City würde somit mit der Anlegung jener, die Hauptstation dieser werden, weßhalb es im Interesse seiner Bewohner liegt, bald ans Werk zu schreiten, denn mehr auch als je scheint man sich heute in Kalifornien mit der großartigen Idee einer Zusammenkettung der beiden Weltmeere zu beschäftigen. In einer Eisenbahnversammlung kalkulirte ein Amerikaner in folgender bemerkenswerther, kalifornischer Weise darüber: „1800 Meilen nur braucht die Bahn lang zu sein, um die beiden Meere zu verbinden. Indiana und

Illinois haben 3100 Meilen fertig und Kalifornien oder die Vereinigten Staaten sollen keine 1800 vollenden können? Kalifornien braucht es nicht zu thun; aber könnten wir es nicht, wenn es nöthig wäre? Nach der vernünftigsten Schätzung kostet die Eisenbahn, ein Schienenpaar 40,000,000 Dollars, doppelte Schienen 75,000,000 Dollars. Welches Interesse Kalifornien im Bau der Bahn hat? Wir bezahlen beinahe die halbe Produktion des Landes für Waaren- und Personentransport von atlantischen Häfen Via Isthmus oder Cap Horn nach San Francisco. Wenn in den Jahren 1851 und 1852 je 110,000 nach oder von Kalifornien über Panama, ums Cap Horn oder über Land gereist sind, und jede Passage durchschnittlich 200 Dollars gekostet hat, so sind in diesen beiden Jahren je 22,000,000 Dollars für Reisen ausgegeben worden. Eine große Anzahl dieser Passagiere ist über Land gekommen und hat damit 50 Tage Zeit verloren; 3 Dollar den Tag gerechnet für Arbeitslohn, ergibt für unsern Staat einen faktischen Verlust von 17,000,000 Dollars, und wem fällt derselbe zur Last, wenn nicht dem Volke von Kalifornien? Es ist in der That eine direkte Taxe. Jene 110,000 Passagiere mit der Eisenbahn zu befördern, kostet 80 Dollars die Person und 7 Tage Zeit. Totalkosten 6,000,000 Dollars, 7,000,000, — Ersparniß etwa 30,000,000 Dollars. Man höre: die Bahn kostet 75,000,000 Dollars, Kalifornien erspart jährlich 30,000,000 Dollars, das zweijährige Ersparniß deckt den ganzen Kostenpreis."

So sehr man in Sacramento-City überall die größte Regsamkeit nach Verdienst und Erwerb gerichtet sieht, so fröhnt das Volk doch auch nach gethaner Arbeit dem Ver-

gnügen und der Erholung auf jede mögliche Weise. Doch scheint der Bewohner der Stadt mehr als den häuslichen Vergnügungen, denjenigen anzuhangen, die ihn hinaus ins Freie führen. Es sind namentlich Pferderennen, Stier- und Bärengefechte, für die sich hier bei der Menge eine Vorliebe gestaltet hat.

Stiergefechte sind spanische Vergnügungen, spanische Festlichkeiten, bei welchen des Menschen thierische Lust mit der thierischen Wuth, die er bis aufs Höchste spornt, so lange wetteifert, bis ein blutendes Opfer unter barbarischem Jubel der Menge auf dem Kampfplatze todt darniederstürzt, und bei welchen sich die allen Menschen gemeinschaftliche Macht der zum Anblick des Leidens und Entsetzens hintreibenden sympathetischen Gefühle bis zur gänzlichen Erschöpfung steigert. Nicht hat die Zeit im Goldlande bei der spanisch-amerikanischen Bevölkerung dieses leidenschaftliche Verlangen nach Stiergefechten erweckt, sondern man suchte dies an solchen Gefechten zu stillen, die nicht bloß ihren ursprünglichen spanischen, sondern auch den amerikanischen Charakter an sich tragen. Nicht durch Trug, Spieße und Feuerwerk reizte man hier die Wuth des Stieres, sondern durch einen Bären, der nolens volens zu den Ehren eines Matadors erhoben und dem Ochsen an den rechten Vorderfuß angekettet wurde.

Das erste dieser kalifornischen Stiergefechte fand im Sommer 1851 in Sacramento-City statt. Um diese Zeit war ich Augenzeuge eines solchen, dessen Vorbereitungen schon auf etwas ganz Ungewöhnliches schließen ließen. Man hatte sechs Meilen von der Stadt entfernt in Brighton eine meilengroße, zum Wettrennen bestimmte Arena mit einem

langen Zuschauerhause versehen, in welches der Eintritt für jeden Schaulustigen $2^1/_2$ Dollars kostete, und ungeheure Placate verkündeten Wochen voraus schon das „glorióse" Gefecht zwischen dem amerikanischen Graubären, „General Scot" und dem merikanischen Bullen „Sant Anna" an allen Straßenecken.

Am Vorabend des Festes begaben sich die Veranstalter desselben zu dem in einem großen, aus dicken Eichenflecklingen und Eisenstäben gebauten Wagenkäfig eingesperrten Bären, um ihm die Kette an die rechte Hintertatze anzunieten. Zuerst schlang man ihm durch das Eisengitter mehrere Lassos um Beine und Genick, an welchen er sodann durch Pferdekräfte auf den Boden des Käfigs fest angezogen wurde. Es geschah dies in sehr kurzer Zeit. Aber des Grizzly's Rachen öffnete sich wuthschnaubend und glich einem Feuerschlunde, in welchen die klugen Bändiger von Zeit zu Zeit Bretter und Holzstücke versenkten, — eine treffliche Maßregel, denn während der Grizzly seine Zähne an dem Holze wetzte und seine Wuth daran vertobte, hatte er keine Muße, sich des seltsamen Vorfalls bei seinen Füßen zu erinnern, wo man rasch ein eisernes Band mit Ring und Kette um das Tatzengelenk befestigte. „Give him lumber!" schrieen die so Bemühten, wenn der Gequälte zuweilen widerstrebte oder die Arbeit zu hindern sich bemühte, — und ein neuer Vorrath von Brettern langte in seinen Rachen an und hatte den erwünschten Erfolg. Der Graubär rächte sich an denselben mit eben der Wuth, wie sich der amerikanische Feldherr, General Scott, einst an seinen merikanischen Feinden gerächt haben soll. General Scott zerriß sie alle in Fetzen, — die Bretter nemlich — und war kaum zu ermüden.

Der Rachen des Bären war ganz wund und mit Holzsplitter und Blutschaum gefüllt, als man die Arbeit beendet hatte. Ein fünfzehn Pfund schweres Ochsenstück erhielt er nach der angst- und martervollen Stunde zum Abendessen. Scott verschlang es augenblicklich, und hätte sich gewiß für eine zweite Ration noch eine Kette anschmieden lassen; aber bei dieser blieb es, denn seine Fleischgier sollte sich an seinem Gegner Sant Anna stillen. — Scott rückte endlich mit pompöser Yankeemusik unter Begleitung der schaulustigen Volksmenge nach dem Kampfplatze.

Es war ein brennendheißer Nachmittag und die Arena nur durch einige Eichbäume beschattet, unter denen sich die berittenen Zuschauer gruppirten, während sich der größte Theil der Menge im Zuschauerhause oder an die Balustrade des Kampfraumes drängte. — Der wilde Ochse war ein gar stattliches Thier, jung und fett, von brauner Farbe, breitgestirnt und scharfgehörnt. Einige verwegene Amerikaner ritten hart an dem Stiere vorbei, und indem sie spottend ihn zum Kampfe reizten, als wäre es wirklich der ihnen verhaßte merikanische Feind Sant Anna selbst, schlugen sie ihn mit ihren häutigen Lassos, daß es klatschte. Aber Sant Anna hatte dafür bald einen Reiter aus dem Sattel gestoßen, bald einem schönen Pferde mit seinen Hörnern den Bauch aufgeschlitzt.

Auf das Zeichen einiger Trompetenstöße herrschte Ordnung und Stille in der Arena. Der Bulle war gelassoet und lag auf dem Rücken vor der Fallthüre des Bärenkäfigs; die Kettenverbindung der zwei entgegengesetzten, feindlichen Elemente wurde rasch hergestellt und die Fallthüre gehoben. Eine Sekunde lang mag der von den Lassos befreite Stier

noch regungslos gelegen haben, als mit einem fürchterlichen Gebrüll und all seiner 14 Zentner schweren Last der Bär auf seinen Feind stürzte. Sant Anna säumte nicht lange in seiner plötzlichen Ueberraschung, sondern schnaubte und hörnte und schwang sich plötzlich unter seiner lebendigen Bürde hervor. In demselben Augenblicke verkündete eine dichte Staubwolke und die eigenthümlichen Stimmen der Thiere, die in ihrem Einklange dem krachenden Donner aus einer Wolke glichen, den mächtigen Kampf. Gleichzeitig mischte sich das einstimmige „Carajo el Torre!“ einiger Mexikaner hinein, die von einem Baume herunter mitten in die Staubwolke schauen konnten und die Obermacht des amerikanischen Kämpfers befürchteten. — Der Stier stand starr und still, und der Bär hing ihm wie ein lebendiges Maulschloß an dem Kopfe. Kräftig preßte er denselben in seine Arme, versenkte seine Klauen tief hinter die Ohren und verbarg die Nase des Stieres in seinem blutlechzenden Rachen, während er seine Hinterbeine auf den Boden stemmte und sich in denselben einklaute. Es schien, als wollte er dem Gegner den Athem ausblasen oder das Leben aussaugen. Das war ein Bärenkuß! Der Stier ließ dabei einen so schmerzbezeugenden Ton hören, daß ich darüber die Zähne zusammenbiß und mit ihm seufzen mußte. Er schüttelte dann einige Male den Kopf, schlug den Schwanz hoch um seine Hüften, und stürzte, als es nicht gehen wollte, was er beabsichtigte, den Bären auf den Rücken, indem er selbst über ihn hinweg burzelte. Das war klug; dem Bären entging dadurch die frische Ochsenzunge, nach der er wohl arglistig getrachtet hatte, und womit er das Leben seines Feindes hätte verzehren können. Einen schallenden Applaus zollte ihm die ganze Menge.

Jetzt aber war der Angriff auf Sant Anna's Seite. In der vollen Länge der Kette, etwa in einer Entfernung von 12 Fuß, stand er dem Bären gegenüber, und während er vor Wuth schäumte und kampfeslustig den Schwanz um sich herumpeitschte, ließ der Bär sich gemächlich in eine sitzende Stellung, als wollte er sich behaglich an dem Grimme seines Feindes weiden oder ihm spottend sagen: „bange machen gilt nicht". — Es neigte sich der gefährliche Kopf des Stieres, und wie vom Dampf getrieben, stürzte der Gewaltige dem Bären auf die Brust. Zweimal überwarf er ihn; eben wollte der Bär sich rächen, da flog er wie ein Spielball in die Höhe und plumpte wie ein voller Mehlsack auf den Boden zurück. Das war ein arger Fall. Doch unversehrt hob der Grizzly sich auf eine ganze Höhe und schwang seine Tatze, um dem Stier eine derbe Ohrfeige zu ertheilen; dieser aber wich geschickt aus, und stieß diesmal seine Hörner ins Bärenfell. Es floß kein Blut; wohl aber wurde der Bär von einem panischen Schrecken überfallen, der ihn zur Flucht nötbigte. Die Kette zerriß, und in einem Hui saß Brumme auf der nächsten Eiche. Welch' ein Spaß! Da hätte man sehen sollen, wie die naseweisen Zuschauer auf derselben schnell ihre Sperrsitze verließen! Mancher von ihnen ließ sich geradewegs herunterfallen, und andere glitschten an den äußersten Zweigen des Baumes herab. Es sah aus, als wäre Brumme in einen Teich gesprungen und bätte daraus alle Frösche vertrieben.

Bis jetzt hatte der Kampf, selbst auch für den erbittersten Feind aller Thierquälerei dennoch etwas Erhabenes und Ergötzliches an sich; allein nun wurde das Ende desselben nicht weniger qualvoll und alles bessere Menschengefühl em-

pörend, als jene Thierquälerei bei Stiergefechten in Spanien und Südamerika, bei denen nacheinander eine auserwählte Anzahl der schönsten Stiere vor den Augen der Menge schmählich verbluten muß. — Der Bär wurde zuerst von einem jungen Vaquero flink gelassoet, und bald darauf fiel der Flüchtling von dem 18 Fuß hohen Baume auf die Erde herab. Seltsam! Es schien als sei bloß eine Katze gefallen, denn augenblicklich stürzte er dem Pferde des Vaquero's nach, um es zu vernichten. Aber bald hatte er auch einen zweiten Lasso an den Hinterbeinen und mehrere andere schwangen sich über seinen dicken Leib, ihn wie eine mächtige Spinne mitten im Netze festhaltend. Mit wenig Mühe und Zeit wurden Stier und Bär wieder zusammengekettet.

Es erfolgten wieder gegenseitig mehrere Angriffe, wobei der Stier jedoch stets den Vortheil errang. Noch einmal hob er den Grizzly frei in die Luft und drohte ihn an einem Eichstamme zu zerschmettern, aber der Geworfene blieb unversehrt. — Nie hätte ich gedacht, daß ein merikanischer Bulle so viel Gewalt besäße; ich wußte, daß ein gut ausgewachsener Stier 5 Zentner tragen und etwa 18 wegziehen kann, aber daß er 14 Zentner mit seinen Hörnern in die Höhe schleudern kann, das hatte mir noch kein Vaquero erzählt. Immerhin, Sant Anna hatte es gethan, und wohl zum größten Erstaunen aller Anwesenden. Wahrscheinlich hatte die lebendige Elastizität des Bären, sowie der stürmische Anlauf des Stieres Wesentliches dazu beigetragen. Der Bär zeigte sich nun bald ermüdet und wurde feig. Man wollte jedoch eine Entscheidung und zwang ihn zum Streite, indem ihm zwei Vaqueros einen zwischen ihren Pferden ausgespannten Lasso von hinten ansetzten und ihn dem Stiere entgegenzogen. Der

Bulle bewillkommnete ihn dann jedesmal mit einem harten Kopfstoß, so daß dem gefürchteten General Scott bald Hören und Sehen verging.

Es war erbärmlich anzuschauen, wie das arme Thier, durch und durch erschöpft, am Rande seines Lebens von Menschen zum Kampfe genöthigt wurde, bloß, um eine Wette zu entscheiden. Der Anblick ward unerträglich. Ich zog mich zurück und verschwand auf meinem Pferde in der Dunkelheit der anbrechenden Nacht nach der Stadt hin.

Solcher Stiergefechte fanden nacheinander mehrere in Sacramento-City statt. Selten jedoch vernahm man, daß der Bär Sieger geblieben. Es schien daher der Stier ein zu gewaltiger Gegner für den König der kalifornischen Wälder zu sein, und man wechselte ihn bald mit einem — Esel. Ein kalifornischer Langohr oder mehrere derselben wurden mit dem Bären in die Arena gebracht, und schrecklich war die Blutgier, die der Bär an diesen schwachen Geschöpfen kühlte. Freilich gab es gar manchen derben Hufschlag nach des Bären grimmigem Kopf, aber dabei wurde hier einem Esel das Bein, dort Einem das Genick durchgebissen. Oft noch ließ man in einer gut abgeschlossenen Arena dem erzürnten Bären eine Unmenge von den die kalifornischen Städte überfüllenden Grauratten*) zulaufen, die, sich unter seinen Pelz ver-

*) Sacramento-City gibt das trefflichste Beispiel von der raschen Vermehrung dieser Ratten, wenn die Bedingungen: Bretterhäuser, aufgehäufte, schlechtverwahrte Viktualien und Unreinlichkeit in Hof und Gasse nicht fehlen. Im Jahr 1847 zeigte sich bei den Ansiedlern am Sacramento noch kein einziges dieser Thiere. Ein Jahr später erst wurden die ersten durch die Schifffahrt dahin gebracht und in Suttersfort bemerkt. Nach

kriechend, seinen Grimm steigerten. Die Sache gerieth vom Heroischen ins Niedrige und die Würde des Bären wurde als die eines Königs von den Yankees verhöhnt.

Als man der amerikanischen Sehnsucht nach Neuem und Interessanterem bei Bärengefechten nichts mehr aufzuweisen vermochte, so geriethen diese nahezu gänzlich in Verfall. „Tiempe passate!“ seufzt heute der Mexikaner, wenn er sich an die ersten Stiergefechte Kaliforniens erinnert, und ist

---

der Erbauung von Sacramento-City machte ich im Sommer 1851 den Versuch, die ungefähre Anzahl der Ratten dieser Stadt zu berechnen. Ich durchschritt zu derselben Stunde des Nachts die drei etwa 1/3 Mile langen Hauptstraßen und die zehn Nebenstraßen, und zählte in jeder der erstern im Mittel 400, und in jeder der letztern 180 vor meinem Schritte fliehender Ratten. Nimmt man nun an, was nicht zuviel ist, daß sich in allen den 30 von diesen Straßen eingeschlossenen Häuserblocks oder Vierecke zu derselben Zeit eine sechsmal größere Anzahl aufhielt, und daß sich 70 Procent Junge noch in den Nestern befanden, so ergibt sich eine Summe von 30,600 Ratten, die sich damals zu der Einwohnerzahl von Sacramento-City nahezu wie 1 : 1 verhielt, und die nach einer andern Berechnung zu einer zweitägigen Ernährung hinreichend gewesen wäre für die da wohnenden 3000 Chinesen, die unter diesen Geschöpfen in der That auch eine größere Verheerung anrichten, als Gift und Katzen, welche letztern gar nicht gedeihen wollen da, wo ihnen Ueberfluß an Nahrung und Habe gewährt ist, — eine Thatsache, wie sie zuweilen auch in der menschlichen Gesellschaft auffällt. — Das Verhältniß der Ratten und Bürger bleibt sich unstreitig in den andern kalifornischen Städten gleich, und man könnte das widerwärtigste thierische Geschöpf somit wohl den treuesten Begleiter einer anfänglichen Kultur nennen.

genöthigt nach seiner Heimath zurückzukehren, wenn er seine Nationallust befriedigen will. Der amerikanische Kalifornier jedoch „gibt nichts darum", und findet seine Zerstreuung anderwärts.

Der Einzelne, der wohl einsieht, daß es nicht leicht oder rathsam ist, sich da Freunde zu erwählen oder im Kreise der angeblichen zu leben, wo die individuellen Interessen bei den Meisten so stark angeregt sind, daß sie nur sich selbst leben, sucht seine Unterhaltung auf dem Ritte nach der weiten Ebene, wo ihm die ferne Landschaft mit dem wechselnden Spiel des Abendlichtes und der Wohlthat des herrlichsten Klimas*) lacht, oder auf der Jagd, dem Waldgehege und dem Entenpfuhle entlang. — Es war auch stets während meines zehn Monate langen Aufenthalts in Sacramento-City einer meiner heißesten Wünsche, einen treuen, aufrichtigen Freund zu finden, dem ich alles Erlebte und Erfahrene hätte mittheilen, mit dem ich meine Mußestunden hätte vertändeln können. Denn so viel man auch erlebt, und je erfreulicher dasselbe ist, man freut sich nur halb, wenn man es nicht mittheilen kann. Die wahre Freude entsteht erst durch den Reflex der

*) Das Klima von Sacramento-City ist wirklich sehr vorzüglich. Mitten auf freier, des ganzen Tages über von der Sonne beschienenen, blumen- und kräuterduftenden Ebene gelegen, mit einer jährlichen Temperatur von 10—26° R., — ausgesetzt gen Osten den Schneelüften der Sierra de los Mimbres, und gen Westen den Passatwinden der See, die, nachdem sie in San Francisco und an dem Küstengebirge ihre Wuth gebrochen haben, den Sacramentanern den Fächer ersetzen, — hält die Stadt stets die Mitte zwischen dem Frühling der Tropen und dem Herbste des Nordens.

mitgetheilten eignen Gefühle in denen des traulich zuhörenden Freundes, den man aber mit vollem Zutrauen leider nicht nur im Goldlande, sondern bald allerwärts nicht finden kann, wo in diesen metallenen, elektro-magnetischen Zeiten wahre Freundschaft ein Unding geworden zu sein scheint; wo der Lotusbaum des Egoismus seine Schatten hinwirft und den Menschen verleiten kann, den Freund mit ebenso großer Bereitwilligkeit und Eifrigkeit herabzuziehen, als er ihn vorher zu erheben strebte, — ihn hinzustellen zu einem Pfahle, nach welchem er mit dem Schmutze der Lästerungslüge, der niedrigsten aller demoralisirenden Lügen, wirft, — ihn selbst zu verdächtigen, wenn er sich selbstständig auf jene Stufe erhob, die materielle Menschen ihr Glück nennen, oder wenn er sich im Gefühle bitterer Erfahrungen vom Tummelplatz der Gesellschaft zurückzieht; wo endlich die moderne Freundschaft, wenn nicht gar mit einem Medusenhaupte, doch mit Argusaugen, einer Doppelzunge und mit verpestendem Athem begabt ist, und man wohl sagen kann:

Wo es auch sei, daß Freunde weilen, —
Ihr Wahrspruch steht in diesen Zeilen:
Der Genius, der sie umweht,
Ist reine Subjektivität,
Und ihre Lieb' ist Eigenliebe,
Beseelt von materiellem Triebe.

Oft, wenn meine Brust beklommen war in Betracht solcher Thatsachen, die man jedoch gerne erfährt, um ein wahres Wort darüber reden zu können, und ich umsonst nach einer treuen Seele gelechzt in dem Lande, das von Anfang an die so leicht entartende Blüthe der Gesellschaft, die Freundschaft, entbehrte und ihr kein Gedeihen zu sichern vermochte, so

daß auch die Leidenschaften des Menschen unter dem Nimbus derselben keinen Freibrief haben konnten, ihr sündiges Spiel zu treiben, sondern in ihrer ekelhaften Nacktheit isolirt da standen, — bin ich mit dem Freunde Schlemihl's, der mir jedesmal im kalifornischen Sonnenlichte kräftig zur Seite stand, hinaus in die herrlichen Thäler geeilt, und habe Unmuth und Klage in das weite All hinausgeseufzt. Ich kam dann alle Male wenigstens mit erneuerten Hoffnungen auf eine glückliche Rückkehr in die alte Heimat nach Hause zurück, und hatte auch eines Tages so den Entschluß gefaßt, Sacramento-City und bald auch das Goldland zu verlassen, von den gleichen Gedanken beseelt, mit denen ich hier das Sacramentothal noch einmal überblicke.

Wenn in demselben der schönste Frühling lacht, und Alles in erneuter Hoffnung freudig der goldnen Ernte des Sommers entgegenharrt, da bildet sich in der Sierra Nevada das große Vorspiel zum Unglücke der Thalbewohner. — Es stürzt der hochaufgethürmte Schnee von den steilen Abhängen der Alpen in die tiefen Thäler, und vermengt sich mit den Gewässern des Sacramento. Vom Sturze der Lavinen erdröhnt Berg und Thal, die wilden Bergbewohner mit Furcht und Schrecken erfüllend. Der Strom hat seine Größe und Macht vervielfacht, er überfluthet sein Bett und verwandelt das schöne Thal bald zu einer trüben See. Wo sind die lieblichen Farmen seiner fruchtbaren Ufer, wo die Gebäude der jugendlichen Sacramentostadt? Alles ist tief im Wasser begraben, drüber hin schleichen die Rettungskähne und Dampfer mit fliehenden Städtern überfüllt und mit der Boussole den Weg suchend, den sie kurz zuvor zwischen wiesenprangenden Ufern genommen!

Das schönste Thal durchstreicht der Gnom,
Der Sacrament, der Sacramentostrom;
Er lockt mit seinem goldnen Tand
Viel fremdes Volk an seinen Strand.
Man bauet rasch sich Städte hier,
Und wohnt sich ein im Goldrevier.
Da nimmt der Gnom in einer Nacht
Das ganze Thal in seine Pacht,
Und Alles, was am Ufer ruht —
Verschlingt der Strom in seiner Fluth.
Doch bald nimmt dieser Schreck ein End:
Mit Macht drängt es den Sacrament
Durchs gold'ne Thor zum Stillen Meer —
Als ob es seine Heimat wär.
Und neues Glück folgt auf die Noth
Im schönsten Thal, das er bedroht.

IX.

Nach Nicaragua und der Heimat.

Niemand wird sich einer wehmüthigen Stimmung entziehen können, wenn er sich aus der belebten Bai von San Francisco auf den Stillen Ocean versetzt sieht, nachdem er dem Goldlande, von dessen Gesellschafts-Geburt und Gestaltung er Zeuge war, ein letztes Lebewohl gesagt. Es geht uns beim Scheiden mit allen Dingen so, die wir von ihrer Kindheit an vor uns haben aufwachsen sehen.

So erging es mir, als mich der Ocean-Dampfer „North Amerika" aus dem Neulande von dannen trug, als ich zum letzten Male den Blick auf die Menge der „ländergattenden"

Schiffe im Vordergrunde von San Francisco heftete. Aber das rasche Verschwinden der Bai mit allen ihren Denkmälern ließ mir kein langes Nachdämmern der Abschiedsgefühle; im Fluge kamen mir neue Bilder entgegen, mit denen ich mich beschäftigen sollte: Die Dampffahrt ist allem Zaudern zuwider, selbst den Gedanken reißt sie fort.

Hat man die enge Oeffnung der Bai von San Francisco hinter sich, die Fremont auf seiner Karte nicht unbezeichnend das goldene Thor oder Chrysopylä genannt hat, hindeutend auf die künftige Bestimmung des Hafens als Mittelpunkt des ganzen Handels des Stillen Meeres, und in Nachahmung des Chrysokeras, des goldenen Horns, womit das Alterthum den Hafen von Byzanz, den Mittelpunkt seines asiatischen Handels bezeichnete, so bilden die Vorposten desselben, die hoch über die Meeresfläche sich erhebenden Felsenmassen, die Foralonen, den auffallendsten Gegenstand. Das Meer bricht daran seine ungestüme Brandung, und es scheint, als wolle es hier recht austoben, bevor es seine gedrängten Wogen nach Wolkenart in die Bucht hineinrollt. Respektvoll fährt der Schiffer bei dem drohenden Meerkobold vorüber, und die Aufmerksamkeit richtet sich sodann auf das Strandland, das mit seiner fortwährenden Abwechslung in Anlage und Gestalt stets neue Augenweide und dem geübten Seefahrer das Mittel gewährt, mit ziemlicher Sicherheit der äußern Form nach die geographischen Grenzen der Küstenterritorien und Staaten zu bestimmen.

Die Küste von Ober-Kalifornien ist durch die vielen größern und kleinern Meerbusen und verschiedenen Seehäfen charakterisirt, in welchen der Küstenfahrer sichern Ankergrund findet. Im Hintergrund erhebt sich die Bergkette, eingehüllt

in einen leichten Nebelschleier, der das sanft ansteigende Terrassenland vor der sengenden Hitze schützt, so daß die Dürre hier weniger und die Vegetation kräftiger hervortritt. Das Gebirge ist zuweilen von einem breiten Thal durchbrochen, aus dessen Mitte ein klarer Bach oder Fluß sich in die dabei gebildete Bucht wälzt. Die Ufer dieser Flüsse, die zu künftigen Pflanzstätten der Baumwolle und des Zuckers bestimmt zu sein scheinen, sind nicht selten mit Olivenalleen geschmückt, und im Vordergrunde liegt im Schatten derselben ein Städtchen oder eine Ansiedlung.

Das Küstengebirge tritt nun weiter zurück, die Bergkuppen sind höher, aber das Gehänge terrassirt sich gegen die Wassergrenze und verflacht sich am Ende ganz. Eine üppige Vegetation tritt auch hier noch zu Tage, jedoch leben die der Küste näher gelegenen Flächen und Höhen nur einige Monate in dem dunkeln Kleide; bald fängt Alles an zu erblassen, versengt von den Sonnenstrahlen, und zeigt sich im weißen, leichten Sommersgewande, wodurch die Berge das Aussehen von Schneebergen erhalten. Es ist der hohe, wilde Haferwuchs und das Muskitgras, in welchen der Seewind seine Wellen gräbt, auf dem sich ebenso die Wolkenschatten nacheilen, und das im Sonnenscheine das Licht blendendweiß reflektirt.

Die freundlichen, milden Erscheinungen verschwinden, wo Unter-Kalifornien beginnt. Es treten wildere, rohere Formen auf; schroffe Bergwandungen fußen im Meere, an denen dasselbe hochaufbraust. Grau und kahl steht Alt-Kalifornien dem Seefahrer gegenüber, mit seinen himmelhohen Kalkfelsen und Riffen eine drohende Landzunge bildend, die sich lechzend in das Meer erstreckt. Die Natur scheint in diesen Felsen-

wandungen erstorben zu sein. Kein Strauch, kein Gräschen findet Grund genug, um zu wurzeln. Der Damm gleicht einem ungeheuren Grabhügel, der eine abgestorbene Naturkraft birgt. Nur die Adler und die Seevögel ziehen kreisend um die Kuppen, in denen sich ihre Wohnungen befinden.

Das Auge des Seefahrers weilt auch ungerne auf diesem todten Bilde, denn wehe ihm, wenn ihn hier ungestümer Wind oder gar Sturm erreicht.

Die Halbinsel ist zu Ende, neue Abwechslung zeigt sich in der Bildung des Küstenterrains. Bald sind es schwarze Berggruppen, die das Hochland von Merico begrenzen, bald ist es ein wellenförmiger Bergrücken, der sich mit dem Erdrande parallel zieht, und an dessen Fuß sich eine grüne Ebene allmälig in einen schmalen Sandstreifen verliert, wodurch die Küste charakterisirt erscheint. Neue Buchten und Seehäfen folgen rasch aufeinander, von denen die von Mazatlan und Acapulco gewöhnlich von den kalifornischen Postdämpfern besucht werden, und wo der Passagier eine angenehme Reise-Pause genießt. Die südlichen Küstenländer von Merico und Central-Amerika zeigen hohe Kegelberge, von denen mit Tropenwaldungen geschmückte Niederungen auslaufen, die am Meeresufer lachende Indianerdörfer zeigen. Bald aber bergen diese Bergesgipfel glühende Krater, welche dem Vorüberseglenden Tag und Nacht ihr gefährliches Dasein durch Rauch, Flammen und Tornados in Erinnerung halten. Das geheimnißvolle Flammenspiel, das sich „leuchtend, blinkend, platzend", mit allen Nuancen des Lichts durch die sterngeschmückte Tropennacht hin verbreitet, gewährt einen Anblick, der das Gemüth hoch emporhebt aus seiner nächtlichen, träumerischen Verfassung, und der eingeschlummerten Phantasie

wieder neuen Reiz verleiht, sich durch die lichten Höhen einer Erscheinung zu schwingen, die dem menschlichen Wissen und Vermuthen so reichen und nährenden Stoff bietet, daß es kaum möglich ist, dem Aufdrängen eigener Ansichten zu widerstehen, und sie nicht mit althergebrachten Hypothesen und Theorien auszugleichen oder damit in Collision zu bringen. Es weckt in der That seltsame, widerstrebende Gedanken, wenn man das abwechselnd bald sanfte, bald fulminante Aufleuchten und Wiedererlöschen dieser Reihenvulkane sowohl in fortlaufender Zeit, wie in weiter voneinander entfernter Perioden betrachtet, und diese gesetzmäßige Wechselwirkung vulkanischer Ausbrüche auf die bloße Annahme eines allmälig immer mehr im Centrum der Erde sich zusammenziehenden Pyriphlegethon beziehen soll, wobei man genöthigt ist, mit schwankenden Phantasiebildern oder gar mit geognostischen Mythen des Alterthums eine Wirkung von Naturkräften sich faßlich zu machen, die aus beobachteten Thatsachen und einer Reihe analoger Erscheinungen vielleicht leichter erklärlich wäre. Wohl ist es ergötzlich für den Geist, die Ursache des vulkanischen Feuers unter dem poetischen Schmuck der Vorzeit zu ahnen, und so auf unterhaltende Weise das Wissenswerthe zu erstreben; aber es ist auch schreckerfüllend und schauerlich, die Erde mit einer uranfänglich feuerflüssigen, stets kochenden Masse centrirt zu wissen, die, jedes Naturgesetzes baar, gleichsam willkürlich mit der Atmosphäre verderbendrohend in Communikation zu treten befähigt wäre. Deßhalb schon könnte auch demjenigen, der nicht gewohnt ist, auf Naturgesetze zu pochen, das Bestreben ebenso anregend und befriedigender sein, das Wirken aneinandergereihter oder centraler Vulkane mit dem einer elektro-magnetischen Kette zu

vergleichen und als das einer galvanischen Vulkan-Batterie zu bezeichnen, deren Elemente abwechselnd oder paarweise jene wundervolle Thätigkeit entwickeln, die mit den Experimenten der Elektrizität und des Galvanismus so täuschende Aehnlichkeit haben. Es gibt auch genug der Thatsachen, um einen solchen Vergleich zu rechtfertigen, diese Ansicht zu erweitern oder zu verificiren; es möge erlaubt sein, hier beim Anblick einer der großartigsten vulkanischen Landschaften, der Vulkane von Guatemala, statt bloß zu bewundern, einige derselben aneinander zu reihen im Streben, die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen abzuleiten nach einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Bedingungen und den Verknüpfungen derselben nach einfachen, sich immer wiederholenden Gesetzen, oder im Sinne des zur Maxime der Naturforschung gewordenen Spruches: „Je einfacher, um so natürlicher, und je natürlicher, um so wahrscheinlicher."

Die Lehre der Elektrizität, die das Ultimatum der Naturlehre zu bergen scheint, ist auch hier wieder für den Gedanken raum- und maßgebend; ist sie ja schon so oft hinreichend gewesen, um die meisten jener Naturphänomene, die den Menschen Erstaunen, Furcht, Schrecken und Aberglauben einflößten, und wodurch unkundige Völker veranlaßt wurden, ihre Religionen darauf zu gründen, auf ihre großen Gesetze zurückzuführen und dem weit entfalteten poetischen Gewande der Natur noch die mannigfaltigsten innern Reize zu gewähren. Die elektrische Kraft ist, obgleich auf eine Identität mit derselben hindeutend, der große Gegenhebel der Schwere, sie ist es, was das ganze Weltsystem, die Bewegung der Planeten, aller Gestirne, Wolken und Winde, selbst das organische Leben so bewundernswerth macht: „was durch

die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Thieren und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle; Alles schmilzt in diese ewige, allverbreitete Kraft zusammen."

Die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile kommt auch bei der Vulkanizität einer Gegend zuerst in Betracht, wenn man sie als die Folge innig zusammenwirkender, großartiger elektro-magnetischer Kräfte darstellen will, und Anwesenheit von permanenten oder periodisch sich sammelnden Gewässern und *poröse*, den tiefgehenden Fuß oder Herd des Vulkanes bildende Gesteinsmassen oder lockere Erdschichten, sind die Haupterfordernisse. Das erstere scheint in Wirklichkeit der Fall zu sein; denn es ist eine auffallende Thatsache, daß die heute noch thätigen Vulkane sich alle ohne Ausnahme nur in der Nähe des Meeres, von Salzseen oder, oft mit Schwefel- und Asphalt-zugleich vorkommenden sich, mit Meteorwassern vermengenden Salzlagern, während die ausgestorbenen Krater sich von solchen Umgebungen entfernt oder isolirt befinden. „Viele Jahrtausende schon brennen der Aetna und die aeolischen Inseln; und wie wäre diese lange Dauer möglich, wenn nicht das nahe Meer dem brennenden Feuer Nahrung gäbe?" sagt schon *Trogus Pompejus* zu Augustus Zeit in seiner Theorie der Vulkane, ein wenn auch verwickeltes, doch natürliches Wirken derselben ahnend. Ob auch der Herd eines Vulkanes oder eine vulkanische Gegend die erforderliche Porosität oder Bodenlockerheit besitzt, ist nicht erwiesen, aber höchst wahrscheinlich, wenn man die Krater

als sporadische Ausbrüche jener Gase betrachtet, die beim Zusammenziehen der noch weichen Erde gewaltsam ihre Oberfläche durchdrangen und so auch weitern Strecken die Porosität mittheilen konnten.*)

Bei einer solchen Situation und inneren Gestaltung eines vulkanischen Terrains wird das am Fuße des Vulkans oder der vulkanischen Ausbruchsstelle durch die porösen Elemente capillarisch eindringende Wasser, ähnlich wie im Kleinen bei Capillaritätsversuchen, Wärme und vielleicht zugleich einen elektrischen Strom erzeugen, der sich nach den umliegenden, verschiedenartigen Gesteinsschichten verbreitet, wo in Folge der allmäligen Salzwasser- und ungleicher Wärmevertheilung neue Quellen der Elektrizität entstehen können. Ueberall wird Wärme entwickelt oder frei und steigert sich beim Ueberhandnehmen dieser großen Elektricitätsquellen in den „Eingeweiden der Erde" bis zur Feuererscheinung. Auf elektro-chemischem Wege wird auch aus dem Salzwasser theils Salzsäure erzeugt, die tropfbar flüssig oder verdampft auf den Wandungen des Kraters oder Abzugskanals und zuweilen metallhaltigen Gesteinsschichten zur Bewirkung neuer elektrisch-magnetischer Ströme beitragen kann, anderntheils wird Wasser zersetzt. Sauerstoff- und Wasserstoffgas in verschiedenen Verhältnissen miteinander und mit Luft oder andern im Krater entstandenen Gasarten gemischt, entzünden sich, und es entstehen jene vulkanischen Explosionen, durch welche die unter heftiger Expansivkraft des vulkanischen Knallgasgebläses losgeschmolzenen oder gebildeten Massen als Lava, wenn verbrannt als Asche aus

*) Alexander v. Humboldt sagt: „So waren vormals in der vielgespaltenen, dünnen, auf- und abwärtswogenden Erdrinde

dem Innern des Vulkans emporgeschleudert werden, oder die Gase verdichten sich zu Wasser, das zuweilen als Thermen in der Nähe der Vulkane hervorsprudelt (wie bei den feuerspeienden Grotten des mit der Littoral-Salzsee communicirenden Napa-Valley, wo Ursache und Wirkung einander nahe liegen und wo das unter dem Schritte erfolgende Erdröhnen des vulkanischen Terrains schon auf eine Porosität desselben schließen läßt), oder endlich sie verbrennen an der Oeffnung des Kraters mit jenen bald ruhigen, constanten, bald aufbrausenden, feuerähnlichen Erscheinungen, deren Macht und Getöse, welches sie öfters begleitet, leicht begriffen werden kann, wenn man der Versuche und Wirkungen einer größern elektrischen Batterie gedenkt, mit denen man schon Ochsen todtschlagen, Donner rollen, Minen sprengen und stundenlange Straßen beleuchten kann.*)

---

fast überall Communikationswege zwischen dem geschmolzenen Innern und der Atmosphäre vorhanden. Gasartige Ausströmungen, aus sehr verschiedenen Tiefen emporsteigend und deßhalb chemisch verschiedene Stoffe führend, belebten die plutonischen Bildungs- und Umwandlungsprozesse."

*) Wenn die mit Zufluß und ohne Abfluß der Gewässer gestaltete im Mormonenlande gelegene Große Salzsee als ein Wunder der Natur geschildert wird, so löst sich dieses in eine leicht erklärliche Erscheinung auf, wenn man nach solchen Betrachtungen die in ihrer Nähe zum Theil noch thätigen Vulkane oder vulkanische „Sicherheitsventille" erwähnt. — Würde die Wirkung dieser aufhören, so würde sich vielleicht dadurch dem, das nahe Ende der Welt verkündenden, „auserwählten Volke", den Mormonen eine Katastrophe vorbereiten, die mi derjenigen von Sodom und Gomorra identisch sein könnte.

Woher kommt aber die temporäre, partielle oder totale Ruhe der Vulkane? Jedermann weiß, daß der gebrannte Kalk mit zuviel Wasser getränkt in geringerer Intensität kocht oder aufbraust, sich weniger leicht löscht, als wenn derselbe nur langsam und allmälig befeuchtet wird; zuviel Wasser kann beim Löschen des Kalks selbst alle jene Erscheinungen lange aufheben oder hemmen, während nur wenig Wasser ihn im Dunkeln zum Leuchten bringt, und eine Hitze erzeugt, die Schwefel, Pulver und Holz entzünden kann. Diese heftige Wirkung des sich löschenden Kalkes beruht lediglich auf seiner durch das Ausdringen des Kohlensäuregases beim Brennen erhaltenen Porosität.

Sind demgemäß die porösen Zuleitungsgesteine eines Vulkans zu stark mit Wasser infiltrirt, so wird die Vulkan-Elektrizität oder der Vulkanismus sich vermindern oder so lange verschwinden, bis einerseits wieder auf mechanische Weise (z. B. durch die Expansivkraft der erzeugten Dämpfe) der zu große Andrang der capillarischen Gewässer geregelt, d. h. dem hydrostatischen Druck das Gleichgewicht gegeben ist, oder bis anderseits die gelöschten kalkigen Elemente des Herdes wieder ausgebrannt und von den Gasen penetrirt sind. Eine Verschlackung des Innern oder Verstopfung der Gesteinsporen durch die mit den Gasen eingedrungenen festen Molecule (wie Asche u. dgl.; bei dem erloschenen Vulkan in der Sierra Navada unweit der Mountain-Lake scheint es Sand gewesen zu sein) kann ebenfalls das Erlöschen eines Vulkans bedingen; kurz, es können hiebei Umstände im Großen wirken, wie im Kleinen bei einem in unsern chemischen Laboratorien aufgestellten galvanischen Apparate, und sind sie beseitigt, so wird auch der Vulkan wieder in erneute, intermit-

tirende Action treten. Aber diese scheint keineswegs spontan zu erfolgen.

Dieser Wiederbeginn der vulkanischen Thätigkeit ist namentlich während den Gewittertagen und beim Falle des Schnees und Regens, selbst bei Nacht gesteigert oder hervorgerufen, während bei heiterer, schöner Witterung und trockener Luft der Vulkan oft in Ruhe verharrt oder seine Thätigkeit mildert. Die an Gewittertagen in größerer Quantität in der Luft vorhandene oder bei feuchter, regnerischer oder schneeischer Atmosphäre leichter leitbare Meteor-Elektrizität muß Ursache der entstehenden oder gesteigerten Vulkanthätigkeit sein, indem sie mit der Vulkan-Elektrizität in Verbindung tritt oder diese anregt. Gleichzeitiges Erschüttern der Erde, unterirdisches Getös, Blitzeschleudern der Kraterwolken sind Folgen dieser Elektrizitäts-Ausgleichung oder Anregung.

Die Erschütterungen der Erde oder Erdbeben der Gegenden, wo keine Vulkane, gewöhnlich aber Lager von Salz, Bitumen, Schwefel oder andere vulkanische Bildungen sind, zeigen sich meistens nur nach langen nassen Jahrgängen. Ist hier nicht auch das viele capillarisch die Erde durchdringende Wasser Ursache der im Innern derselben entstehenden Elektrizität, die sich nothwendig durch meteorische Anregung entladen muß, wenn sie in zu großer Spannung vorhanden?*) Interessant wäre es zu vernehmen, ob nicht solche von Erdbeben heimgesuchte Länder eine höhere Erdwärme und einen besondern

*) Bekanntlich hat die Erde unter den Tropen ihre größte Porosität; sie ist hier erforderlich zur leichtern Absorbtion oder Zersetzung (?) der intensiven Sonnenwärme und Lichtstrahlen. Ließen sich die gerade in Tropenländer nicht selten auftreten-

Einfluß auf die Isothermallinien, sowie auf die Klimate besitzen; ob ferner auch das allmälige Zurückziehen der innern Wärme der Erde nicht durch ein mit ihrem Alter Schritt haltendes Porenversintern ihrer obern Schichtungen, oder umgekehrt, ein solches nicht von einem die Expansivkraft der Erdgase und Erddünste, das pflanzenwuchswohlthätige Athmen der Erde verringernden Zurücktreten der Erdwärme bedingt ist.*)

So könnte man auch versucht sein, solche Betrachtungen

---

den Erdbeben nicht auch damit in Zusammenhang bringen? Und ist es nicht Thatsache, daß diese immer nur nach der Regenzeit erfolgen?

*) Wie sehr dieses pflanzenwuchswohlthuende Athmen der Erde von der Porosität und Lockerheit des Bodens bedingt sein muß, zeigt sich dem intuitiven Blicke des Landwirths besonders schön, wenn er den Werth des Pflügens auch auf jene, schon im Bilde II. angedeutete Hypothese von Dr. Frd. Schmalz „über das Ozon im Boden als unerschöpfliche Quelle des Stickstoffs u. s. w.", gründet. Nach derselben verbindet sich das mit der atmosphärischen Luft und den meteorischen Gewässern der thon-, humus- und eisenhaltigen Ackererde zugeführte Ozon nach der durch das Eisen bewirkten Zersetzung des Wassers, wobei sich Eisenoxyd bildet, mit dem freiwerdenden Wasserstoff zu Stickstoff, der, als nothwendiger Bestandtheil der Atmosphäre, entweicht, oder theils als solcher, theils mit Wasserstoff und der durch Verwesung aus dem Humus erzeugten Kohlensäure zu kohlensaurem Amoniak verbunden, den Pflanzen zur Nahrung dient, — ein Prozeß, den der geringere Zutritt der Luft, also die geringere Bodenlockerheit bedeutend hemmt, welche in Folge der dabei alleinig vorsichgehenden Zersetzung des Humus, eine Desoxydation des Eisen-

und Vermuthungen auf die insularen Erhebungen, lokalen Senkungen, vulkanischen Ausbrüche im Meeresgrunde und Korallenbildungen*) u. dgl. auszudehnen; doch zu viele Hypothesen, verschiedene Ansichten und Vermuthungen können nur dazu dienen, die Wahrheit einer Sache zu verfinstern. Möge das bereits Gewagte genügen und in seiner, dem Charakter der Reisebilder angepaßten Darstellungsweise dazu beitragen,

---

oxyds bedingt, damit das Eisen wieder von Neuem seine Rolle spielen kann.

Bei dieser ganzen chemischen Thätigkeit wird auch, wie bei jeder chemischen Zersetzung, Wärme entwickelt werden, so daß der Athem der Erde dem alles belebenden, beseelenden Hauche des Schöpfers gleicht, den Alles — seine Wohlthat bezeugend — lobe, was Odem hat!

Der Versuch, die bereits verbreiteten Hypothesen über das Ozon auch bei der Erklärung der vulkanischen Thätigkeit anzuwenden, dürfte heute nicht ganz unzeitgemäß erscheinen. Es findet bei dem gesteigerten Ausbruche eines Vulkans eine starke Strömung der Atmosphäre nach dem Krater statt, was nur auf einer elektrischen Anziehung oder Ausgleichung beruhen kann, und wobei eine chemische Zersetzung des Stickstoffs der Luft und Wasserbildung zu vermuthen ist. Man könnte somit auch von einem Athmungsprozeß der Vulkane reden. — Möchte doch der geehrte Entdecker des Ozons auch diesen Gegenstand einer umfassenderen Beachtung werth halten!

*) Erinnern diese, und wenn man auch den schönen Theorien von Darwin und Andern den vollkommensten Beifall gibt, nicht an die durch elektro-magnetische Anziehung bewirkte Inkrustation gekupferter Schiffe, sowie an die Korallisation lebender Muscheln, wie z. B. der Chama gigas?

auch dem geistigen Auge den Anblick der Vulkane von Guatemala zu verdeutlichen, mit dem wir uns scheidend noch einmal hinwenden: Als dichte Feuerwolke drängt die aus grauenhafter Tiefe „emporwirbelnde Flammengluth" die dampfgeschwängerten Lüfte nach dem Horizont, das bunte Sternenzelt der Tropen umsäumend, und während die Cyklopen des Vulkans unter rollendem Getös die Blitze schmieden, entfesseln die fürchterlich heranstürmenden Tornados die im Sternen- und Flammenscheine schimmernde Meeresfluth. „Den Schiffer in seinem Schiffe ergreift es mit bangem Weh", und es treibt ihn fort von dieser „unterfeurigen" Küste hinaus in die weite See.

„Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Meere;
Wie von magischer Laterne,
Schnaubt's heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! Mich schaudert's!"

Nachdem man die als Grenzmarken von Guatemala dienenden Vulkane aus dem Gesichte verloren hat, gelangt man endlich bald an die Gestade von Nicaragua, wo niedrigere Berge mit Waldungen bedeckt die verschiedenen Meeresbuchten eng umschließen. So gebildet ist die kreisförmige Salinas-Bai, in deren Hintergrund das Städtchen San Juan del Sur liegt. Es ist dies die Landungsstätte der Dämpfer von Vanderbuilts-Linie, wozu auch die „North America" gehört, mit der ich nach einer zwölf Tage langen angenehmen Seereise das Ziel der Bestimmung erreichte. San Juan del Sur liegt zum größten Theil unter einer aus Acacien und Lianen gebildeten Baumhalle, und gewährt den Durchreisenden einen erfreulichen Rastplatz. Die Passagiere

der neuen Linie werden sogleich nach Ankunft von den eifrigen Agenten derselben mit Maulthieren versehen, und nach einer Stunde schon bewegt sich der Zug landeinwärts nach dem Einschiffungsorte Virginia am Nicaraguasee. Der Pfad führt anfangs durch ein kleines ansteigendes Waldthal, dann gelangt man über einen bereits zum Zwecke der Anlegung des Nicaragua-Canals durchbrochenen und mineralogisch untersuchten Bergrücken auf die schwach nach der See sich böschende Hochebene, wo eine fahrbare Straße durch Wald und Haide in Bau begriffen ist. Einige eingeborene, militairische Zoll-Wachen befinden sich am Anfange des Durchpasses, den Vorüberreitenden eher um Mitleiden als Achtung ansprechend; dann sind es eben so bedauernswerthe Waldbewohner, die an verschiedenen Punkten dem Fremdling um ein paar Quartillos ihre eßbaren Waldprodukte feilbieten, und endlich wird man durch einige Assientas überrascht, die jedoch in wüstem Zerfall liegen.

Dies ist die ganze Herrlichkeit, die dem Durchreisenden während seinem acht Stunden langen Ritte von dem heutigen Zustande des „Paradieses des Mahomed" zeugt. Die Spuren von dem berüchtigten sybaritischen Wohlleben Nicaraguas treten erst am Ufer des Sees und in der Richtung der Hauptstadt deutlich zu Tage. Dort ist Alles vom größten Eigendünkel befangen, und der Fremdling staunt, wenn ihm der vorbeistolzirende Lepero den Blick der Geringachtung zuwirft. Das Völkchen von Nicaragua kennt und liebt nichts, als sich selbst; aber auch seine Gutmüthigkeit ist ihm charakteristisch, und so kann man es nicht schelten.

Von der Virginia-Bai, die den Namen von einer jungen, abenteuerlichen amerikanischen Virginie erhalten, die dort mit

ihrem Paul die erste Ansiedlung gegründet haben soll, gelangt man in 8 — 10 Stunden auf einem kleinen Dampfer an die Ausmündung des Sees in den Rio San Juan. Das aus einem Paar Bambus-Baracken bestehende und mit verwitterten Kanonenstücken besetzte Fort San Carlos blickt hier von einer anmuthigen Anhöhe herab dem Dampfer entgegen, der als Träger der Civilisation diesem Zufluchtsorte der elenden Eingeborenen gegenüber in sonderbarem Contrast steht, und von dem aus betrachtet, die niedrige Stufe, auf der sich der in den Tag hinein lebende Tropenbewohner befindet, um so bedauernswürdiger erscheint. Es macht aber auch den Eindruck eines rohen, gewaltsamen Eingriffs in das harmonische Ganze einer Tropenlandschaft, wenn ein solches Werk der Kultur und der Künste sich in ihrer Mitte befindet; ist es ja schon befremdend und die Uebereinstimmung störend, in der Tropenwildniß ein von grauen und kahlen Mauern und Wällen umgebenes Castell oder schwarze Kanonenschlünde zu sehen. Nur Bambushütten, rohe Fluß- und Seeboote, und selbst nur der nackte Mensch sind dem Charakter der wilden Tropenlandschaft angemessen, und erhöhen den fremdartigen, angenehmen Eindruck, den man hier zu suchen gewohnt ist.

San Carlos gegenüber in einer kleinen Bucht nahe am Ausflusse des Sees ergötzte mich zum ersten Male der Anblick der Victoria Regina. Die wunderbare rosenblättrige Blume war in größter Ueppigkeit entfaltet, einen Zauberkreis des Wohlgeruchs um sich verbreitend, und erschien als das schönste Emblem einer Tropenvegetation. Sie ist auch, obschon stolz und üppig, — sich gleichsam ihrer königlichen Pracht, Herrlichkeit und Größe bewußt, doch das wahre Vergißmeinnicht ihrer Heimat; denn nichts kann sich dem Sinne

des Naturfreundes eher verewigen, als der Anblick der Blumenkönigin und das Glück und die Gnade, an ihrer Seite Augenblicke der Wonne genießen zu können. Unsere Märchendichter können auch keinen trefflicheren Gedanken haben, als wenn sie diese Blumensonne mit einem schwimmenden Divan vergleichen, auf welchem die Niren und Undinen dem süßen Mittagsschlummer sich ergeben!

Die Dampfreise auf dem San Juan gewährt Alles, was man unter den Tropen für die Sinne reizend nennen kann, und hat überdies für denjenigen, der sich schon einmal mit Muße an dem herrlichen Tropengrün gelabt und gesättigt, den Vortheil, daß sich seine Phantasie an den unvergeßlichen und unverwischbaren Tropenbildern nicht ermüdet, vielmehr auf eine neue Art ergötzt, indem die dem Gemüthe gerade besonders zusagende mysteriöse Ordnungslosigkeit der Tropenlandschaft bei dem raschen, die Sinne täuschenden Vorüberziehen in größerer Verworrenheit erscheint, wobei Stoff und Form gleichsam in einander verschmelzen. In dieser reichen Mannigfaltigkeit liegt die größte Schönheit und Einheit, welche den durch jene zum Nachdenken angespornten Geist wieder beruhigt. Aber auch in Wirklichkeit scheint hier an der Riviera des Rio San Juan die größte Verworrenheit und Durcheinanderstellung der Pflanzenarten Regel zu sein. Die Farbenpracht tritt dabei weniger hervor und ist weniger reizend, als die wunderbare Abwechslung und Vertheilung von Schatten und Licht. Nebst dem richtigen Herausfinden der verschiedensten Formen, würde das Auffassen dieser dem Maler am meisten Schwierigkeit verursachen, besonders aber auch dem Tuschgemälde oder dem photographischen Bilde eines solchen Tropenwaldbruchstückes den höchsten Reiz verleihen.

Der obere Lauf des San Juan ist sanft, erst bei den Stromschnellen, den Rapidos, die man zu Lande umgehen muß, um unterhalb derselben die Reise auf einem andern kleinern Dampfer fortzusetzen, beginnt der Fluß reißend und dem Schiffer durch Felsenriffe gefährlich zu werden. Oft rutscht das flache Dampffabrzeug hart über die Felsenbänke, wird von der Gewalt der Strömung an die Ufer zwischen die Bäume hinein oder im Wirbel herumgetrieben, und läuft Gefahr, an einem Felsen zerschlagen zu werden. Der Eingeborene jedoch, der auf dem San Juan aufgewachsen ist, kennt die Lage aller dieser Hindernisse genau, und wird deshalb bei niedrigem Wasserstande von dem Steurer des Dampfers als Boußole gebraucht. Immerhin wird die Reise sehr verzögert, und man ist genöthigt, des Nachts vor Anker zu geben. Der Reisende hat alsdann wieder neue Genüsse, wenn er nach heißem, ermüdendem Tage eine schlaflose Nacht auf dem Taffarell eines Dampfers mitten unter einer gedrängten Passagiermenge, von blutdurstigen Moskitos umschwärmt, und unter dem gehörmörderischen Gebrüll der Araquatos, das mit dem monotonen Geheul im Mondschein lungernder oder wilde Orgien feiernder Alligatorgesellschaften zusammenstimmt, geduldig ausharren kann.

Die Reise auf dem San Juan dauert gewöhnlich 1 bis $1^1/_2$ Tage. Ueberraschend ist der Anblick des Meeres, wenn man plötzlich aus dem düstern Walde in die sandige Bai von San Juan del Norte gelangt, wo das Städtchen gleichen Namens oder Grey-town mit seinen grauen verwitterten, auf dem Wiesenplane zerstreut umherstehenden Brettergebäuden ein wenig erfreuliches Aussehen und kaum etwas hat, um den Aufenthalt daselbst werth zu machen. Die Luft ist

entweder drückend schwül oder fröstelnde Seewinde durchsausen die leicht gebauten Wohnungen, die Fiebermalaria mit sich bringend, die oft schrecklich unter den aus französischen Kreolen und Farbigen bestehenden Bewohnern des Ortes wüthet. Ueberall begegnet man nur hagern blassen, durch Krankheit entnervten Gestalten, bleichen melancholischen Gesichtern und Bildern der Kraft- und Machtlosigkeit. Von dem Moskito-königlichen Palaste, der sich von den andern Gebäuden nur durch den Namen unterscheidet, bis zur Hütte des Proletariers ist Alles öd, grau und greulich, und rechtfertigt den Namen Graustadt.

Nirgends eine Spur von auffallender Thätigkeit. Einige Cholos schwanken in ihren plumpen Kähnen auf der Bai herum, sich nach dem Fang der Fische sehnend, oder nach den am Gestade der Mündung des Rio San Juan lungernden Lagartos lauschend, deren Köpfe sie in der Nähe ihrer Hütten begraben und faulen lassen*), um das Elfenbein verkaufen zu können, — ein nicht unbedeutender Erwerbszweig, seitdem die künstlichen Gebisse beim Menschen so viel Anerkennung finden, und es unter dem schönen und sanften Geschlechte so viele gibt, die — Krokodillszähne haben wollen oder haben müssen. Dort langt ein anderer Kahn vom Flusse am Gestade an, der mit Gelbholz beladen ist, das sein Eigenthümer, seitdem dem Nachwuchse desselben in den Waldungen auf die unvernünftigste Weise ent-

*) Den Moschusgeruch, den die Alligators verbreiten, glaube ich bei in Verwesung begriffenen Individuen am deutlichsten wahrgenommen zu haben. Steht dies vielleicht mit der Angabe Geigers, daß der Moschus seinen Geruch einer fortschreitenden Verwesung und Fäulniß verdankt, nicht in irgend einem Zusammenhange?

gegengetreten wurde, mit größter Mühe und Zeit gesammelt hatte, um seinem Herrn damit eine Nahrungsschuld zu berichtigen. Und blickt man nach den hier garnisonirten Söhnen von John Bull, so zeigt sich auch hier nur das Bild des süßen far niente, freilich in etwas englischem Genre. Doch weckt der graue Tod öfters unter ihnen Leben, denn es gilt einem aus ihrer Mitte ein Todtengeleite, zu dem die Kameraden feierlich geputzt aufgefordert werden. Stille und glänzend schleicht der militairische Zug nach einer Stelle des Delta's, wo der Sarg mit Schaufel und Hacke auf schlichtem Kahne von einem Eingeborenen und zwei Milizen nach der Todteninsel hinübergefahren und da im Reiche der Alligatoren verscharrt wird.

Empörungen und Poltereien gegen die bestehende Regierung, die aber ebenso rasch wieder ersticken, als sie auftauchen, sind eine andere zuweilen hervorstechende Regung in diesem Orte, und zeugen deutlich von den gesellschaftlichen Glücksumständen dieses rath- und thatlosen Völkchens, das sich seit der großen Durchwanderung der Amerikaner besonders bemüht, mit diesen befreundet zu werden, und ihre Mithülfe zur politischen Andersgestaltung anzusprechen. Befindet sich daher eine große Fremdenmenge in Greytown, so taucht die Sehnsucht nach politischer Unabhängigkeit jedesmal mit erneuerter Macht in den Herzen der Bewohner wieder auf und Alles ist zur Meute bereit; verschwindet diese, und ist es wieder öd und leer auf dem Platze, dann sind es ein Paar englische Bajonette und Kanonenschlünde, die Gehorsam und Furcht einzuflößen vermögen. — Zeit und Zufälle werden hier erst Neues schaffen. —

Greytown gegenüber, auf der Landzunge von Port

Arena, ist bereits eine amerikanische Ansiedlung im Aufkommen; ein Hotel und die verschiedenen Gebäulichkeiten der Dampfschiffscompagnie legten den Grund dazu. Hier stationiren die Oceandämpfer, die jedesmal schon zur Abfahrt bereit stehen, wenn die kleinen Flußdämpfer des San Juan anlangen. Zufrieden, den unheimlichen Ort bald verlassen zu können, schwebt man hoffnungsvoll in die weite See hinaus, andern, erfreulichern Erscheinungen entgegen.

„La siempre fiel Isla de Cuba“,*) die nach dem Ausspruche der amerikanischen Union, wenn die Frucht reif genug, von selbst in ihren Schooß fallen soll, ist es, die beim Anblicke zuerst die Eindrücke verwischt, die man auf der Ostküste von Nicaragua geerntet. Von Ferne schon erblickt man die weltberühmte Insel und den Hafen von Habana mit dem wimpelgeschmückten Mastensaum, als ein lieblich lachendes Bild, das aber bald hinter alten, kahlen Mauern verschwindet, wenn man dem Vordergrunde des Hafens nahe kommt. Eine Festung, die mit ihrem von Spinnpflanzen umrankten Gemäuer, den kolossalen Thürmen und den mit vielen Schießscharten versehenen, auf mächtigen Felsen in die See hinausragenden Bollwerken lebhaft an Jahrhunderte erinnert, wo die Gewalt über dem Rechte stand, bildet das Profil von Habana oder verdeckt die „Perle der Antillen“. Man bebt zurück bei diesem Anblick und möchte sich mit den Amerikanern hinwegwünschen, die gewohnt sind, den größten Reichthum und Aufwand im Vordergrunde eines Seehafens zu erblicken, und sich eher mit prächtigen Cotages, als mit Festungswerken imponiren lassen. Die lästige Zollrevue, die

*) Die immer getreue Insel Cuba.

Schriftenvisitation und andere polizeiliche Maßregeln, mit mit denen man dem Ankömmling überall auf ächt alt-spanische, inquisitorische Weise entgegenkommt, dienen ebenfalls dazu, den Eintritt in Habana anfänglich zurückschreckend und abstoßend zu machen. Die schöne Westindierin birgt indessen in ihrem Innern, in ihrem Herzen, des Erfreulichen genug, um diese Plagereien ihrer „treuen Wächter" bald in Vergessenheit zu bringen und die Rundschau ergötzlich zu machen.

Mit großem Wohlgefallen durchschaut man die engen, mit Sonnendächern überspannten, schattigen Straßen, die jedoch kühler aussehen, als sie wirklich sind, und erblickt überall Bemerkenswerthes und Neues einer eigenthümlichen Großstadt. Das grelle Farbenspiel der weiß, roth, blau und gelb bemalten Häuser gibt ihrem niedrigen, massenhaften, den Erderschütterungen widerstrebenden Baue ein weniger dumpfes, plumpes Aussehen, und die vielen Terrassen und Kuppen der Stadt lassen dieselbe unter dem lachenden Himmel weniger schroff und contrastirend erscheinen, so daß man das fremdartige Aeußere von Habana seiner Lage vollkommen angepaßt und mit dem Landschaftscharakter harmonirend nennen kann.

In den Hauptstraßen reiht sich Magazin an Magazin, mit einer Ausstattung, wodurch sie in jeder Beziehung den ersten Magazinen von New-York, London oder Paris gleichgestellt werden können. „La Esperanza", „la Estrella", „los Hermanos", „la Caridad" u. A. m. sind die Namen, mit denen die wichtigsten an einer vor denselben aufgepflanzten Fahne bezeichnet, und so von Weitem schon in den Straßen bemerkbar gemacht sind. — Leider aber haben die Straßen sehr schmale Trottoirs, so daß es dem Amerikaner, der in

seinen Städten auf breiten Seitenwegen zu gehen gewohnt ist, sehr spanisch vorkommt, in diesen Straßen zu wandeln, besonders wenn er in der Wildniß des Goldlandes einen Urgang angelernt hat, der gewöhnlich jene in Habana nicht ganz beliebten Erscheinungen charakterisirt, die der Habaneser mit dem Spitznamen „Californio“ bezeichnet.*)

Das Innere der Häuser von Habana läßt an Eleganz und Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Erdgeschoße bestehen gewöhnlich aus einem mit Marmor belegten und mit hohen, portalgleichen Fenstern versehenen Salon, der durch Nichts vor dem Blicke des Vorbeigehenden geschützt ist, — eine Offenheit, die in einem monarchischen Lande besonders auffällt. Den Wänden des Salons entlang stehen aneinandergereihte Stühle, die Tertulias, auf denen Abends die Gesellschaft des Hauses ihre beliebte Tertulia feiert; und die Hängmatte, das unentbehrliche Geräthe zur habanesischen Kurzweile, ist stets in mehrern Exemplaren vorhanden. Aber das originellste Zimmergeräthe ist die Volante oder Taran-

*) Der feine Habaneser haßt zu sehr die oft zu Tage kommenden Unsitten, wie das Tabakkauen und Boren des gewöhnlichen Amerikaners, als daß er ihm in gesellschaftlicher Beziehung seine Gunst bezeugen könnte. Borende „Gentelmen“, die vielleicht glauben, diesen Namen deswegen zu verdienen, weil sie, aus dem Goldlande kommend, des Edeln gar viel auf dem Leibe tragen, vergleicht der Habaneser ganz bezeichnend mit jenen ersten spanischen Abenteurern, die das Edelsein der brasilianischen Diamanten auf die Hammerprobe stellten, aber dadurch gar vieles Edle einbüßten, indem sie die Edelsteine zerschlugen. Auch vergleicht er sie mit den wilden kleinen Esquimaux, die sich gerne die Nase zerschlagen, um ihr Blut zu verschlucken.

tula, die reinlich geputzte, reich mit Silber beschlagene Calesche, die stets den Vordergrund des Salons und vor Allem die Bewunderung des Fremdlings einnimmt. Auf hohen Rädern und weit geschweiften Federn, mit einem über und weit vorstehenden Kutscherſitze hat sie die Form einer Tarantelspinne, und mit muthigen Ponys bespannt, schwebt sie wie auf Flügeln dahin, so daß sie wohl auch den Namen Volante rechtfertigt.

Treffend, doch nicht zu verwundern, weil sie Hauptbedingung der Gesundheit der Tropenbewohner, ist die große Reinlichkeit in Haus und Gasse von Habana, ebenso der große mit Comfort und Müßiggang sich paarende Luxus. Unübertrefflich an splendider Ausstattung sind besonders die ersten Kaffeehäuser, wo der Fremdling Abends so recht das süße Leben der habanesischen Elegans und ihre Passion für den Prunk beobachten kann, während er zugleich in der Unzahl der herrlich duftenden und aller Leckerhaftigkeit entsprechenden Erfrischungen und Getränken den unendlich verfeinerten Geschmack der Habaneser bewundern muß. Es gibt wohl in dieser Hinsicht kein zweites Habana; jedes Aroma duftet und gedeiht hier ebenso gut und fein, wie dem Liebhaber das der Habana-Cigarre.

Auch große Vorliebe für Gartenanlagen erkennt man in Habana. In den Cafés und wo es immer nur der Lokalität entspricht und der Raum gestattet, werden Rosenbüsche, Orangerien und Guirlanden gepflanzt und sorgsam gepflegt. Die Stadt selbst hat verschiedene Parks, wo der Ausländer sowohl, wie der Einheimische sich an dem Anblicke seiner Lieblingsblumen weiden kann. Der Bischofsgarten ist eine solche Prachtsanlage westindischer Gartenkunst; leider aber ist seine ursprüngliche naive Gestaltung etwas vernachlässigt, und die

Einheit der Idee durch wuchernde Tropenvegetation verdrängt. Die Umgebung der Stadt gleicht selbst einem ausgedehnten Garten. Die vielen Tabaks-, Zuckerrohr- und Bananenfelder, die sich abwechselnd durchziehen, und wovon das Eine zum Gedeihen des Andern da ist, indem die hochgewachsenen Bananen- und Zuckerpflanzen die zarte Tabaksstaude gegen den Wind schützen und beschatten, während sie von dieser die überflüßige Bodenfeuchtigkeit entziehen und genießen, erstrecken sich als die sogenannten Caballerias weit über die Insel hin. Lange und gerne weilt das Auge auf dieser, überall von Schönheit und Nutzbarkeit, von Kunst und Natur zeugenden Landfläche, wo das allbekannte Kraut in seinem lebensfrischen Dasein auch demjenigen einen Genuß gewähren kann, der es welk und getrocknet verabscheut.

Wenn hier die Vegetation sich mit dem Schleier der heranbrechenden Nacht zu umhüllen beginnt, dann zeigt sich im Innern von Habana das Leben in allen seinen vegetativen Aeußerungen, und es scheint, als breche erst jetzt für die Habaneser der Tag an.

Es öffnen sich die hohen Portale der Wohngebäude und die Volantes kommen zum Vorschein. Die Pferde sind ungeduldig und eilen, vom Calesero, dem Neger in bunter Jokeytracht, straff am Zügel gehalten im Schnellpaß durch die Straßen hin. In ihren sensitiven Federn schwingt sich die Volante, und die drei mit reicher Seide, aber einfach gekleideten Donna's, die in ihrer Dreizahl mit den drei Grazien verglichen werden könnten, wiegen sich in derselben wie in einer venedischen Gondel, mit der Absicht, zu sehen oder — sich sehen zu lassen. Bald kommt auch ein Caballero nach dem andern daher geritten und bildet mit

seinem reichen, schmucken Sattelzeug ein würdiges Seitenbild zur Volante.

Auf dem Paseo, dem boulewardähnlichen Spaziergange von Habana, fährt dicht aneinander gedrängt ein Kutschenzug aufwärts, der andere abwärts in größter Ordnung und nicht mit jener der Menge hohnsprechenden und übermüthigen Eile, die man oft bei ähnlichen Gelegenheiten in der Metropolis Frankreichs erkennt, wo die Straßen immer noch als die Reitbahn eines Circus betrachtet zu werden scheinen. Volantes hier, Volantes dort, gerade als wären sie auf einmal aus der Erde erstanden. Und die vielen Trias volantes mit den feurigen Blicken, dem „lampeggiar dell' angelico riso"*), den unbedeckten, mit Rosen und Amorinen geschmückten Haarflechten und den kleinen lebhaft gestikulirenden Händen, welch' ein Anblick!

Auf der Plaza de Armas wogt Alles bunt durcheinander von einer Allee zur andern, den Kreislauf im Café schließend. Die Militairmusik der Stadt ist indessen angelangt und steigert die Belebung und erhöht den Genuß der Abenderholung durch ihre Serenaden. Wem dabei der Busen nicht fortissime schlägt, und das Herz nicht lacht, der gleicht dem „Papel quemado", worunter die Habaneserinn einen Verheiratheten, aber auch einen Apathisten versteht, den sie ebenso sehr verabscheut, als den Geruch des so benannten verbrannten Papiers ihrer Cigarrillos. Freudig lächeln muß man auf diesem Serenadenplatze, umgeben von habanesischer Courtoisie, — lächelt ja selbst die Statue Ferdinands III. unter den vier Königspalmen, dem Palaste des Generalcapitäns gegenüber, zu dem All ihrer Umgebung!

*) Dem Blitzen ihres englischen Lächelns.

Nach einigen Stunden verschwindet der Tumult, die Musik zieht sich in den Hintergrund zurück in die Nähe der Kapelle des großen Columbus, und es scheint, als gelte ihre letzte Serenade dem Geiste des verewigten Admirals. Bald erblickt man nur noch einzelne Sennores, die ihrem leidenschaftlichen Tabakrauchen kaum einen Halt zu geben wissen, und so wie eine lebendige Vuelta abajo*) bis tief in die Nacht hinein fortglimmen und duften. Leer ist's auf den Gassen. Aber kaum steht die Volante an ihrem Orte der Ruhe, in der Mitte des geräumigen Salons, so beginnen die Gesellschaftlichkeiten der habanesischen Soirée, und während sich hier die vornehme Welt mit den ausgewähltesten Gefälligkeiten und Süßigkeiten überbietet und die Sinne ermüdet, so flieht in den abgelegenen Quartieren der Stadt des Nachtflugs träger Fittig den gewohnten Stand, den die Castanette an der Hand der Tänzerin durchschallt, bis die kühlere Nacht zu lebendigeren Freuden ruft.

Ungeachtet aller dieser täglich sich wiederholenden Ergötzlichkeiten wird sich der Fremdling in Habana lange nicht heimisch fühlen, denn es ist für ihn schwer, sich den nähern Umgang mit der Gesellschaft zu erwerben. Ueberall erkennt er die Sucht, sich ein überragendes Ansehen zu geben, ein Autoritätsparodiren, das ihn anwidert oder dem er sich nicht unterziehen mag. Die Ausländer in Habana bilden daher auch für sich abgeschlossene Kreise, und sind durch ihre bei-

*) **Vuelta abajo**, eine vorzügliche Habanacigarre, die selten oder nie exportirt und meistens von den Habanesern consumirt wird. Der Name kommt von den in der Nähe der Stadt und tief gelegenen Flächen, auf welchen die beste Qualität Tabak gepflanzt wird.

behaltenen Gebräuche in Umgang wie in Kleidung leicht zu erkennen. Dies letztere ist besonders bei den ausländischen Damen der Fall, die sich schwer daran gewöhnen können, in habanesischer Tracht zu erscheinen

Und doch ist die Bekleidung der Habaneserinn ebenso zweckmäßig als geschmackvoll, und ersetzt ihr den Gürtel der Venus. Die Habaneserinn hat, wie sie sich in ihrer Redensart ausdrückt, den Kopf in der Luft (**tiene la Cabeza al aire**), sie meidet jedwede Kopfbedeckung, denn solche ist unter dem Gluthenhimmel nicht nur lästig, sondern auch dem Haarwuchse schädlich, der ihr nebst den niedlichen Händen und den kleinen Füßen*), den kleinsten aller Uebel, zur besonderen Zierde angerechnet wird. Auch ist ihre ganze übrige Bekleidung so leicht als möglich und in den hellsten, das Licht

*) Ist der schöne Fuß der sicherste Verräther eines schönen Körpers, d. h. einer ebenmäßigen, nach schönen Verhältnissen angelegten Gestalt, und ist es vom Psychologen ein richtiges Gesetz, daß in einer schönen Form auch eine schöne Seele wohne, also der Fuß mit Recht auch für den Verräther der geistigen Persönlichkeit seines Inhabers angesehen werden kann, besonders wenn, ebenso wie seine Form, auch die Art seiner Bewegung schön ist, so müssen die Habaneserinnen und ihre ebenbürtigen Panamanerinnen, von denen das Sprichwort sagt, daß sie die kleinsten Füße und die größten Herzen haben, und denen man von allen Tropenbewohnerinnen den Apfel des Paris zuerkennt, diese Hypothese zuerst rechtfertigen. Wie lohnender wäre es für den Podoscopiker, da seine Fußstudien zu machen, wo der Podoscoptiker erstummt und die verkannten Thatsachen sprechen lassen muß! Blieben ihm auch alle Ohren verschlossen, — seine schönste Anerkennung müßte ihm aus den großen Herzen seiner Objekte entgegenkommen . . .

leicht brechenden Farben. Selbst durch Juwelengepränge findet sich die Habaneserinn belästigt. Der beliebteste Tagschmuck ist ihr die duftende Rose, wie auch dem armen Mädchen, das sie ihr feilbietet, und des Nachts scheint es, merkwürdig genug, der Leuchtkäfer oder Cagualumne*) zu sein, den sie unter ihrem herabwallenden, den schweren seidenen Shawl ersetzenden Flor gefangen hält, und so sternbesetzt durch die Nacht schimmert, als ein lebendiges Minaret.

Diese und andere Auszeichnungen und Eigenthümlichkeiten der Habaneserinnen zeugen vielleicht von ihrem kindlichen Gemüth, das sie von vielen andern ihres Geschlechts unterscheidet, und erinnern auch den Beobachter deutlich daran, daß beim schönen Geschlechte außer im Glück oder Unglück selten eine Uebereinstimmung herrscht und, daß man nicht versäumen muß, dasselbe zu beobachten, wenn man bei einem fremden Volke Ungewöhnliches sehen will.

So kurz der Besuch des Durchreisenden in Habana sein mag, so wird er doch mit dem schönsten Andenken an Bord seines Schiffes zurückkehren und sich nach dieser Reiseintervalle zur Weiterfahrt neu gestärkt und ermuthigt finden. Einladend erscheint ihm dann wieder die Fläche der See, die sich zwischen ihm und seinem Reiseziele erstreckt, und die der

---

*) Cagualumne (Eleater), wörtlich übersetzt Lichtscheißer, und ironisch auf die Gelehrten angewendet. Die Habaneserinnen, die sich gerne mit diesen Cagualumnes schmücken, sind alle Freundinnen des Lichts und der Aufklärung, und man muß sie bei Leibe nicht etwa mit jenen Blumen in dem chinesischen Märchen von Andersen vergleichen, die Schellen tragen und damit klingeln, wenn Jemand an ihnen vorbeigeht, um sich — bemerklich zu machen!

Dampfer nun mit erneuertem Kraftaufwande durchschneidet, nordwärts, nach dem Hafen von New-York gerichtet, den man nach einigen Tagen erreicht.

New-York, das so bekannt sein dürfte, wie eine europäische Großstadt, vermag demjenigen, der ihm zum zweiten Male von der See entgegen kommt und der es schon bewohnt hat, wenig überraschende Erscheinungen mehr zu bieten, wenn er sich nicht in den Strudel der Gesellschaft begibt, die sich hier von Whit-Hall bis Bloomingdale durch alle Stadien bewegt, und die dem Cimetière des Innocens gleicht, einem Grabe, das immer offen, immer voll und immer leer ist.

So konnte auch mich nichts fesseln, das hier der besondern Erwähnung passend wäre, als ich auf dem Steamer „Prometheus" vom südlichen Wunderlande nach dem schnee- und eisbedeckten Erdrande Acadiens gelangte, und den Fuß in die amerikanische Tumultstadt setzte, um da meine letzten Tage auf dem neuen Continent zu verbringen. — Gedankenvoll nach der alten Welt gerichtet, schiffte ich mich auf den schwimmenden Dampfpalast „Baltic" ein, der bald unter Kanonendonner dahinrauschte, Alt-England und dem Hafen von Liverpool entgegen.

Es befand sich eine ordentliche Passagierzahl an Bord, die bei dem großen Comfort des Schiffes sich in geselliger Unterhaltung die Zeit angenehm vertrieb. Es waren meistens Europäer; aber wer hätte es ihnen ansehen können?! Ein Jahrzehnt vielleicht hatte sie amerikanisirt, dem Einen materielles Glück, dem Andern Kenntnisse, aber Allen deutlich jene, oft bis in die tiefsten Falten der Persönlichkeit reichende Umwandlung gebracht, die an dem europäischen

Auswanderer bei seiner Zurückkehr in die alte Heimat so befremdend erscheint, und bei der man sich staunend frägt: was sind die Uebergänge, welches die Beweggründe derselben? — Eine Vermengung von Thatsachen, die alle anzugeben hier der Raum nicht gestattet, und die alle mit magnetischer Kraft auf denjenigen Auswanderer wirken, dem die Kunst nicht verliehen ist, ihr auszuweichen, drängt sich der Frage entgegen.

Von seiner Heimat losgerissen geht der Auswanderer theils hoffnungsschwanger, theils aber ängstlich und vor der unbestimmten Zukunft bangend, der neuen Welt entgegen. Er hat sich einmal damit vertraut gemacht, da seine Heimat zu suchen, wo es ihm gut gehen könnte, und nicht eher zu rasten, als bis er ein glückliches Ziel erreicht hat. Aber die Seereise schafft ihm nicht selten schon eine ganz andere Ahnung von Allem, dem er entgegengeht, und ist wohl dazu geeignet, ihn von den kühnen Planen zu sich selbst zurückzuführen. Sie kühlt, mit dem Blute, seine Phantasie und verringert oder begrenzt seine Hoffnungen; sie gewöhnt ihn, wie die gesellschaftliche Abgeschiedenheit, an Ruhe, Selbstvertrauen und Begnügsamkeit, und prüft ihn, wie die Ehe, auf Ausdauer in Freud und Leid. Sie lehrt ihn entsagen und mit dem Schlimmsten vertraut werden; sie gibt ihm bald Muße, seinen Lieblingsplänen ungestört nachzusinnen, bald aber wirft sie ihn vom Gipfel des schönen Traumes in verzweiflungsvolle Tiefe hinab; sie führt ihn bald auf ebener glatter Bahn durch die schönste Pracht von Himmel und Meer, ihm seine bessern Gefühle, seine Liebe zu den erhabenen Werken des Schöpfers erweckend, bald aber leitet sie ihn auf dem Rande des Verderbens mitten durch die zürnenden und

grollenden Elemente der Todesangst entgegen, die er zu verachten strebt.

Dadurch, daß Körper und Geist stets in wogender Bewegung zwischen Anstrengung und Ruhe, Aufgeregtheit und Abgespanntheit das Gleichgewicht zu halten suchen, lernt der Auswanderer eine Mittelrichtung geben, die gewöhnlich den Anfang seiner überseeischen Carriere angibt, oder dadurch, daß die Seereise so reich an Schrecken und Noth ist, lernt er auch diese geduldig ertragen, und wird weniger empfänglich gegen die Tücken seiner Schicksale. Die Beobachtung der Schiffsmannschaft, die zuweilen ganz aus Amerikanern besteht, entdeckt ihm die neuen Sitten und Gebräuche, die er Anfangs, weil sie mit den seinigen wenig harmoniren, weniger nachahmungswürdig findet, mit denen er sich aber versöhnt, wenn er sieht, daß sie die seinigen übervortheilen und für seine zukünftige Stellung nothwendig sind; er findet in dem stillen, gedanken- und taktvollen Benehmen, das den Amerikaner in keiner Lebenslage verläßt, eine zauberische Macht, eine menschliche Willenskraft, die er bewundert, weil sie ihn beschämt, und die er sich anzueignen übt, weil sie der Maasstab ist, woran der Amerikaner den innern Werth eines Menschen mißt. Im Capitain wird er den Begriff eines Gentleman's kennen lernen, wenn derselbe ein ächter Amerikaner ist, und bei jedem andern der Schiffsmannschaft sieht er, wie man sich bestrebt, ein solcher zu sein oder nach Achtung und Auszeichnung ringt.

Wenn dann, nachdem das „Land!" sein Herz durchzitterte und alle seine Aufmerksamkeit aufs Höchste spannte, der längst ersehnte amerikanische Lootse, der Taube Noah's gleich mit seinem leicht und schmal, ächt amerikanisch gebauten

Boote pfeilschnell das Schiff umkreist und an Bord kömmt, da wird es dem schiffsmüden Auswanderer so wohl, den ersten Botschaftsträger aus fernem Westen zu begrüßen. Aber bescheiden und scheu steht er von ihm zurück, denn der amerikanische Pilot erscheint ihm als kalter Gentleman, der mit gleichgültiger Mine über die Menge der Neugierigen gerade so hinwegschaut, als sollte man hiebei wieder etwas Beschämendes erkennen. Ist es Herzlosigkeit, ist es Stolz, ist es Geringschätzung? Nein, es ist nichts anderes als Bedauern, das er beim Anblicke einer Menschenmenge kundgibt, der er das letzte sichere Geleite nach so vielem Ungemach geben soll, das ihr auf der neuen Laufbahn harrt.

O wüßtet ihr, was eurer harrt,
Welch' Ziel euch dort gegeben, —
Ihr würdet angstvoll bleich erstarrt
Vor „Land!“ und „Lootse!“ beben.

Das Schiff langt im Hafen an, und der Auswanderer setzt als Einwanderer seinen schwankenden, unsichern Fuß an das neue Gestade. Alles was er sieht und hört und um ihn vorgeht, vermag er sogleich nicht zu fassen; aber es gebricht ihm auch an Zeit, sich darüber in Betrachtung zu verlieren, denn es stürzt die Schaar der am Ufer harrenden Mäkler und Auswanderungsagenten, eine ganze Dämonenbande der Intrigue, ihm entgegen, und drängt ihn von der Stelle in die Menschenfluth der neuen Welt. Der Einwanderer ist in diesem Augenblick von der großen Welle der amerikanischen Nation verschlungen, — von derjenigen Welle, die als Welle des Abschaums in unsteter Bewegung am Ufer des verderblichen Meeres von den Stürmen der üblen Leidenschaft, des

Müßiggangs und des Lasters hin- und hergetrieben, Ansteckung und Untergang drohend, dem neuen Ankömmling auflauert, um ihn seiner europäischen Hülle und Fülle ganz oder theilweise zu entblößen und die letzte Spur seiner schönen Illusionen vollends zu zerstören. Glücklich derjenige, der diesen Ankunftssturm überstanden, und seine Schritte ungehemmt landeinwärts richten kann, und wehe dem, der an dieser Stelle haften bleibt, — ihm steht ein wüstes Grab in dieser Welle offen! —

Mit der Auswanderungsreise hat der Emigrant schon einen großen Theil seiner alten Individualität ab-, und die Basis zur neuen angelegt. Er fängt nun an, den noch übrigen Unterschied zwischen ihm und dem Wesen eines Amerikaners, zwischen hier und dort, einzusehen, und noch ehe er es berechnen konnte, findet er sich geneigt, sich mit dem Amerikanismus auszugleichen. Aber nur allmälig vertheilen sich die Wirkungen desselben auf den Neuling des Landes. Wie die Acclimatisation nur nach und nach auf Blut und Körper wirkt, Hautfarbe und das ganze Aussehen verändert, so wirkt auch die Amerikanisation auf Herz und Geist, und beide stehen nicht selten in gleichem Verhältniß zu einander oder wirken gemeinschaftlich, um das neue Machwerk zu vollenden.

Die erste nutzbringende und Haupteigenschaft, die der Eingewanderte dem Amerikaner abzugewinnen strebt, ist die Routine im Handel und Gewerbe, das Jagen nach eigenem Geschäft und Wohlstand, denn er hat bald eingesehen, daß hier das Menschengeschlecht sich nicht zwischen den beiden Polen des Materialismus und Idealismus gleichgetheilt bewegt, sondern geradewegs auf ersterm fortbaut, und nur dann zum

andern sich neigt, wenn es zu seinem materiellen Vortheil gereicht und zu keinem Zeitverlust nöthigt, — er hat eingesehen, daß man hier von Idealismus *nicht* lebt, daß man in Amerika realisirt, während man in Europa idealisirt. —

Als die Götter den Olymp verließen, da begab sich Merkur nach der neuen Welt ins Exil. Noch immer wohnt der glückliche Handelsgott mit seinem Beutel in der Hand bei den Amerikanern, sie mit dem gewundenen Stabe zum Handel und zur Gewinnsucht anspornend, und der Amerikaner bleibt ihm treu, wie der Grönländer seinem Torngarut, bei welchem er einen Ueberfluß an Allem ohne die geringste Mühe findet. In der That, die Mühen von Merkurs Günstlingen sind auch weniger groß. Sie sind nicht dazu verdammt, im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod zu verdienen, sondern erwerben sich mit dem freien Schwung ihres Spekulationseifers Reichthümer, und nicht um damit zu geizen, sondern eher um sie wieder zu verprassen und ihrem Dasein den größten Genuß zu verschaffen. Gerade deshalb schon, weil sich der Amerikaner reichlich nährt, sich nichts am Munde abspart, ist er durch seinen Eifer und Spekulationsgeist so ausgezeichnet. Er ist daher auch von allem frivolen Handelsgeist und den **Gagnepetits** frei, kennt auch das Markten nicht, nur das **Plain dealing** (das gerade Handeln), womit er so viel Zeit und Geschwätz erspart, liegt in seiner Hand. All' sein Handel ist Spekulation und Calculation, auch der geringste Hausirer und Krämer ist immer noch ein Spekulant und Calculator, und er wird jederzeit *wagen*, sobald er die Mittel und Wege hat. Das Glück hilft dem Kühnen gerne, und Mißtrauen in seine eigene Kräfte, bringt unglückliches Unter-

nehmen. Unerschrockenheit und große Entschlossenheit machen den Amerikaner zu einem richtigen Beurtheiler eines jeden Geschäfts, zu dem er stets bereit ist, sobald es ihn Prozente und Kredit ahnen läßt. Auch in dieser Beziehung ist er der flinkste Kerl, der den Sinn der Worte bestätigt:

Der Engeländer zügelt
Der Portugiesen zwei;
Doch Yankee überflügelt
Und Yankeedoodel prügelt
Im Hui sie alle drei.

Hat er Kredit, so ist er ein geborgener Mann, der stets nach Kredit calk'lirt und sich selten irrt. Er verläßt sich dabei auf keine fremde Mithülfe, denn er weiß wohl, daß buisiness will be done in a regulary way*), und daß jener, sonst nur in der Thierwelt geltende Wahlspruch: help your self**), auch von der amerikanischen Handelswelt aufgenommen wurde. Fällt er, und hat ihn das ebb and floot is all my good***), erreicht, das auf dem amerikanischen Markte, wie in der Natur Gesetz zu sein scheint, so erhebt er sich wieder von selbst, wie der an die Erde geworfene Antäus. „Here I stand, poor as I was!“ („hier stehe ich nun wieder, so arm als ich war!“) ruft er seinem Geschick entgegen, — ein Ausspruch, mit dem einst Ch. For im englischen Parlament seine Rede begann, das

*) Das Geschäft will im regelmäßigen Gange gethan sein.

**) Hilf dir selbst.

***) Ebb' und Fluth ist all' mein Guth.

er wieder betrat, nachdem er zweimal von dem Almosen seiner Freunde gelebt hat. Er ist der Hochstrebende, der furchtlos am Rande des Abgrundes spielt, und der sich heute nicht scheut, ein armer Mann zu sein, wenn er Tags zuvor reich war. Auch Franklin scheute sich dieses Zustandes nicht; er reiste mit einem Brod in der Hand in Philadelphia herum, stillte seinen Durst am Delavare, vermiethete sich als Buchdrucker und starb — als amerikanischer Gesetzgeber.

Es mögen zwar bei solchem übertriebenen Handelseifer eines Volkes manche Untugenden entstehen, aber immerhin weniger, als beim Müßigsein, das der Amerikaner selbst in der Thierwelt nicht leiden kann. Es liegt darin eine der vielen Leidenschaften, an denen das amerikanische Volk so reich ist, und die es über manches andere erheben. Ich sage erheben! Denn Begierden und lebhafte Leidenschaften sind immer die Anzeigen einer hellen, menschlichen Vernunft, und Schwäche der Triebe und Begierden ist da, wo Weisheit und Aufgeklärtheit fehlt. Man betrachte nur einmal den überall bei den Amerikanern sich kundgebenden Nationalstolz, den sie mit den Bürgern ihres Mutterlandes gemein haben; ist er nicht eine Folge ihrer weisen Staatsverfassung oder ihrer Aufgeklärtheit? Daß diese nationale Leidenschaft von jeher bei aufgeklärten Nationen einheimisch war, das beweisen die Griechen und Römer, die damit ihre hohe Vaterlandsliebe verbanden, aus welcher ihre unsterblichen Thaten entsprossen. Vieles, was man den Amerikanern zur Last legt, läßt sich auf ihren unbegrenzten Nationalstolz, sowie auf ihren public Spirit, eine allgemeine Eigenschaft, die durch das Wort Nationalgeist nur unvollkommen bezeichnet ist, zurückführen, und jene in einer Ballade von Prior vorkommenden, das

Betragen eines guten Ehemanns gegen seine Gattin bezeichnenden Worte: „be to her faults a little blind, be to her virtues very kind," (sei etwas blind gegen ihre Fehler, desto mehr aber schätze ihre Tugenden), sind auf sie sehr passend. Dem nach Erwerb strebenden Neuling ist diese Freiheit und Lebendigkeit der Bewegung im Handel und Verkehr von besonderm Reiz, wenn er sie einmal genau erkannt hat, und mit der Aneignung derselben schließt er sich enger an die Nation an.

Die Kenntniß des amerikanischen Umgangs, besonders der Art und Weise sich bei Männern beliebt zu machen, mit denen er lukrativ verkehren will, erfordert mehr Zeit und ein größeres Charakterstudium für den Ausländer; denn Handelsgeist ist ungesellig. Es wäre beinahe eher möglich, selbst Amerikaner zu werden, als das Wesen eines solchen kennen zu lernen, wenn er nicht öfters seine Launen hätte, die ihn dann zu einem erträglichen Umgangsmenschen machen. Aber nicht etwa durch Physionomie und Geberde oder durch sein Verhalten in ekstatischen und schwierigen Momenten des Lebens verräth der Amerikaner seine Persönlichkeit; er ist vollkommen Herr seiner selbst und aller seiner Leidenschaften, und hält seinen Charakter, der stets dahin zielt, den einer eigenen Nation zu sein, hinter einer verschlossenen Thüre, zu der Niemand den Schlüssel trägt, als er selbst. Der Amerikaner lernt zuerst schweigen und ruhig sein, bevor er sprechen und sich äußern lernt. Sapiens semper in se reconditur. Daher scheint es denn auch, als ob Humes Worte: „die Engländer sind das einzige Volk in der Welt, das keinen Charakter hat, es sei denn, daß diese besondere Eigenheit selbst für einen Charakter gelte", während

eines halben Jahrhunderts auf die Amerikaner übergegangen wären.

All dies hat seine Vortheile bei einer großen Handelsnation. Gelingt es deßhalb dem Neuling nicht sogleich, das Wesen eines Amerikaners aufzufassen, so wird er nicht selten, der Zeit vorauseilend, dasselbe nachahmen, und indem er dies öfters thut und, täglich mit der Nation in Berührung kommend, fremde Ansichten und Aussprüche als den Abglanz und das Echo seiner eigenen aufnimmt, so wird er endlich von demselben amalgamirt und behaftet, oft ohne daß er den eigentlichen Vorgang selbst zu begreifen und zu erklären vermag.

„Ich weiß es nicht, was ich gesehen", sprach, wenn ungestüme Frager in ihn drangen, der Jüngling, den des Wissens heißer Durst nach Sais in Egypten trieb, der Priester geheime Weisheit zu erlernen, — und wenn man einen der zurückkehrenden amerikanisirten europäischen Auswanderer über die Ursachen seiner individuellen Veränderung frägt, so wird er sich selten derselben ganz bewußt sein. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn die vielen von Reisenden entworfenen amerikanischen Charakterbilder oft so verschieden sind, daß man spärlich von der Richtigkeit derselben versichert sein kann. Ein Volk, das so gerne zu Extremitäten übergeht, und die Mittelstraße verachtet, ist schwer richtig zu beurtheilen. Bruder Jonathan ist auch ein wahrer Proteus, den man in seinen verschiedensten Metamorphosen gesehen haben muß, um seine wahre Gestalt zu erkennen. Schon seine, in fortwährender Gährung begriffene politische Andersgestaltung, die vom Senate bis zur entlegensten Bauernhütte und zur Schulbank dringt, ist von der ergreifendsten Wirkung auf den

ganzen Körper und die Elemente der Gesellschaft. Die goldene Regel, nicht einseitig zu urtheilen, ist hier wohl zu beherzigen, erscheint ja Jedem, der Amerika bereist, die Nation täglich neu, so daß er bei seinem Abschiede von derselben kaum weiß, ob er sie lieben oder tadeln soll, in Beziehung auf das, was er bei ihr erlebt hat.

Nicht besser war es mir beschieden. Je mehr ich mich bestrebte, die amerikanische Nation und das Land zu durchschauen und eine stereotype Ansicht zu gewinnen, um so getheilter ward meine Sympathie, und so war ich denn auf meiner Rückreise unentschlossen, ob ich freudiger oder wehmüthiger in die jüngste Vergangenheit oder in die Zukunft blicken sollte. Doch auch hier hatte ich es dem Dahinreißen der Leib und Seele erschütternden Dampffahrt zu verdanken, mich nicht zu tief in schwankenden Betrachtungen verloren zu haben.

Ich stand träumerischen Gemüths auf dem Quaderdeck des „Baltic"; New-York vom reinsten Abendhimmel umwölbt, lag vor mir, und über mir flatterte das feuergestreifte Sternenbanner, das hoch nach dem Himmel strebende, dessen leuchtende Abzeichen es trägt. Ich lehnte mich mit klopfendem Busen an den Flaggenmast, und es war mir, als lisple aus dem weit entfalteten Banner ein „Auf Wiedersehen!" in das ich unwillkürlich einstimmen mußte. Da neigte es sich zu mir herab, als wollte es mich umfangen, und — es ward von dem neben mir stehenden Matrosen eingezogen, der das „auf Wiedersehen!" über die Wellen hinausgeseufzt, wer weiß mit welchen daran geknüpften Erinnerungen.

New-York und Amerika waren verschwunden. Der Steamer „Baltic", vom kalten Nordost umheult, und täglich 7

bis 8 Tonnen Brennmaterial verzehrend, arbeitete sich mühsam durch den Ocean, und mit dem Herannahen Europa's ergab ich mich immer mehr jenen herzüberströmenden, heimischen Empfindungen, die keine Zeiten und keine Mächte des Schicksals ganz zu verdrängen vermögen.

„Wenn man selbst die unleidlichsten Leute verläßt,
Schaut man zurück auf das verlassene Nest."

Gedruckt bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Sinnstörende Druckfehler.

Seite	9	Zeile	5	v. unten	lese	Keime	statt	kleine
„	12	„	5	„ „	„	ruderblättrige	„	rundblättrige
„	22	„	2	„ „	„	Flußreise	„	Fußreise
„	48	„	8	„ „	„	Quarterdek	„	Quaderdek
„	73	„	11	„ oben	„	Seegänse	„	Schneegänse
„	81	„	14 u. 15	„ „	„	heute werden kaum genug Trauben	„	heute wird kaum genug
„	84	„	3	„ unten	„	gleichsam nicht ein	„	gleichsam ein
„	137	„	2 u. 3	„ oben	„	der heute vom	„	der heute nur noch vom
„	176	„	2	„ unten	„	Dandies	„	Dainties
„	182	„	6	„ „	„	aber denjenigen der	„	aber der der
„	187	„	7	„ „	„	massenhaft	„	meisterhaft
„	191	„	1 u. 2	Anm. ob.	„	Eine Pikart . . . Für	„	Ein Pikart . . . Herr
„	202	„	2	v. oben	„	schwammige	„	schlammige
„	221	„	8	„ unten	„	Urgesundheits- apostel	„	Ungesundheits- apostel
„	224	„	14	„ oben	„	Squas	„	Woas
„	261	„	13	„ „	„	domartig	„	dammartig
„	266	„	3	„ unten	„	Harzgeruch	„	Holzgeruch
„	270	„	4	„ oben	„	Thalschächten	„	Thalschichten
„	295	„	13	„ „	„	dünne	„	deren
„	300	„	8	„ „	„	versintertem	„	versikertem.

29/496